

# ☸ Das Panchatantra ☸

(Das fünffache Gewebe)



Deutsche Überarbeitung von Undine & Jens  
auf Basis der deutschen Übersetzung  
„Pantschatantra“ von Theodor Benfey (1859)  
unter Zuhilfenahme weiterer Übersetzungen.  
(Quelle der Bilder: panchatantra.org)

Erstausgabe: Dezember 2018

☸ [www.pushpak.de](http://www.pushpak.de) ☸

# Inhaltsverzeichnis

Das Panchatantra .....	4
Einleitung.....	4
Verehrung dem hohen Ganesha!.....	4
Erstes Buch - Verfeindung von Freunden.....	6
1. Erzählung - Der übergeschäftige Affe .....	8
2. Erzählung - Der König, der durch unbedachte Rede seinen Leib verliert.....	13
3. Erzählung - Der Schakal und die Pauke.....	16
4. Erzählung - Dantila und der Schloßfeger.....	19
5. Erzählung - Drei Mißgeschicke aus eigener Schuld .....	23
6. Erzählung - Der Weber als Vishnu .....	30
7. Erzählung - Die Krähen und die Schlange.....	35
8. Erzählung - Der Kranich und der Krebs.....	35
9. Erzählung - Der Löwe und der Hase.....	38
10. Erzählung - Die dankbaren Tiere und der undankbare Mensch.....	41
11. Erzählung - Die Wanze und die Laus.....	44
12. Erzählung - Der blaue Schakal.....	46
13. Erzählung - Der Schwan und die Eule.....	49
14. Erzählung - Der Löwe, seine Minister und das Kamel.....	50
15. Erzählung - Löwe und Zimmermann.....	53
16. Erzählung - Der Strandläufer und der Ozean.....	55
17. Erzählung - Die unfolgsame Schildkröte.....	56
18. Erzählung - Die drei Fische.....	57
19. Erzählung - Der Bund der Schwachen gegen den Elefanten.....	60
20. Erzählung - Ein alter Schwan rettet eine gefangene Schwäneschar.....	61
21. Erzählung - Der listige Schakal.....	65
22. Erzählung - Der verbrannte Bettelmönch.....	69
23. Erzählung - Der verzauberte Brahmanensohn.....	70
24. Erzählung - Der Götter Ohnmacht gegen den Gott des Todes.....	71
25. Erzählung - Die Affen und der Vogel Suchimukha.....	72
26. Erzählung - Der Affe und das Sperlingsweibchen.....	73
27. Erzählung - Dharmabuddhi und Papabuddhi.....	74
28. Erzählung - Kranich, Krebs und Mungo .....	76
29. Erzählung - Wunder über Wunder.....	77
30. Erzählung - Die durch verschiedenen Umgang gearteten Papageiengeschwister.....	78
31. Erzählung - Der kluge Feind.....	79
32. Erzählung - Der törichte Freund.....	81
Zweites Buch - Erwerb von Freunden.....	85
1. Erzählung - Die Maus und die beiden Mönche .....	92
2. Erzählung - Warum Mutter Sandili enthülste Sesamkörner für unenthülste verkauft.....	94
3. Erzählung - Der allzu geizige Schakal.....	95
4. Erzählung - Was ein einziger Spruch wert ist.....	99
5. Erzählung - Der arme Somilaka.....	103
6. Erzählung - Die Hoden des Stiers.....	105
7. Erzählung - Die Elefanten und die Mäuse .....	109
8. Erzählung - Chitrangas frühere Gefangenschaft und Befreiung.....	111
Drittes Buch - Krieg der Krähen und Eulen.....	116
1. Erzählung - Der schlaue Hase.....	122
2. Erzählung - Die Katze als Richter zwischen Sperling und Hase.....	125
3. Erzählung - Ein Brahmane wird um eine Ziege geprellt.....	129
4. Erzählung - Die Schlange und die Ameisen.....	130
5. Erzählung - Die Gold spendende Schlange.....	132
6. Erzählung - Die Schwäne und der fremde Vogel .....	133
7. Erzählung - Der Jäger und die Tauben.....	134
8. Erzählung - Der alte Ehemann und die junge Frau .....	136
9. Erzählung - Wenn sich die Bösen zanken, kommt es den Guten zu gute .....	137
10. Erzählung - Die beiden Schlangen, die ihr Geheimnis verraten .....	138
11. Erzählung - Der Zimmermann und sein treuloses Weib.....	139
12. Erzählung - Die verwandelte Maus soll sich einen Bräutigam wählen .....	142
13. Erzählung - Die Kleider der Heiligen.....	143
14. Erzählung - Der Gold entleerende Vogel und die Toren, die ihn besaßen.....	145
15. Erzählung - Der vorsichtige Schakal.....	146

16. Erzählung - Die Schlange, die sich von Fröschen reiten läßt.....	149
17. Erzählung - Der Brahmane und sein ehebrecherisch Weib.....	150
<b>Viertes Buch - Verlust von schon Besessenem.....</b>	<b>154</b>
1. Erzählung - Der Froschkönig ruft eine Schlange zu Hilfe.....	157
2. Erzählung - Der Esel, der weder Herz noch Ohren hat.....	160
3. Erzählung - Der Töpfer als Kriegsmann.....	162
4. Erzählung - Der junge Schakal in der Löwenfamilie.....	164
5. Erzählung - Wie eine Frau Liebe belohnt.....	165
6. Erzählung - Weiberlaunen.....	167
7. Erzählung - Der Esel im Tigerfell.....	168
8. Erzählung - Die von ihrem Galan betrogene Ehebrecherin.....	169
9. Erzählung - Das Kamel mit der Glocke.....	170
10. Erzählung - Wie der Schakal den Besitz eines toten Elefanten verteidigt .....	172
11. Erzählung - Der Hund in der Fremde .....	174
<b>Fünftes Buch - Handeln ohne sorgfältige Prüfung .....</b>	<b>175</b>
1. Erzählung - Die beiden Mörder .....	175
2. Erzählung - Die Brahmanin und der Mungo .....	177
3. Erzählung - Die Schätze suchenden Brahmanen .....	178
4. Erzählung - Je gelehrter, desto verkehrter, oder „die Löwenmacher“ .....	181
5. Erzählung - Die Buchgelehrten.....	182
6. Erzählung - Die allzu klugen Fische.....	183
7. Erzählung - Der Esel als Sänger.....	184
8. Erzählung - Der doppelköpfige Weber .....	185
9. Erzählung - Der zerbrochene Topf .....	187
10. Erzählung - Des Affen Rache .....	188
11. Erzählung - Der gebissene Affe.....	191
12. Erzählung - Wunderheilung des Blinden, des Buckeligen und der dreibrüstigen Prinzessin .....	192
13. Erzählung - Der Brahmane, der durch eine Frage sein Leben rettet.....	192
14. Erzählung - Der Vogel mit zwei unverträglichen Köpfen.....	195
15. Erzählung - Der rettende Krebs .....	196

# Das Panchatantra

## Einleitung

Verehrung dem hohen Ganesha!

OM - Brahma, Rudra, Kumara, Hari, Varuna, Yama, Vani, Indra, Mond und Sonne, Sarasvati, Ozean, Wolken und Berge, Wind, Erde, Schlangen, Genien, Flüsse, Aswin-Zwillinge, Shri, Diti, Aditi, Chandika und die übrigen Mütter, die Veden, die heiligen Stätten, die Opfer, die Diener des Shiva, die Vasus und göttlichen Weisen, sowie die Himmelskörper mögen ewig Schutz gewähren. Lobpreis dem Manu, Vrihaspati und Shukra (den Lehrern der Menschen, Götter und Dämonen), Parasara samt seinem Sohn Vyasa und auch dem weisen Chanakya, die der Lebensweisheit Regeln gelehrt. Nachdem er dies als Essenz von allen Schriften über das, was in der Welt nützt, erkannt hatte, hat Vishnusharman in fünf Büchern dieses sehr ergötzliche Werk verfaßt.

Es wird nämlich erzählt: In einer Provinz des Südens liegt die Stadt Mahilaropya. Da regierte ein König namens Amarashakti („unsterbliche Kraft“), ein Paradiesbaum aller Wissenschaften, welcher Meister war in allen Künsten und dessen Füße von der Strahlenfülle der Kronjuwelen der vorzüglichsten Fürsten bedeckt waren. Aber dieser König hatte drei Söhne von der allergrößten Dummheit: Vahushakti, Ugrashakti und Anantashakti mit Namen („viel, schrecklich und unendliche Kraft“). Da nun der König sah, daß diese keinen Sinn für Wissenschaft hatten, rief er seine Räte zusammen und sprach:

„Es ist euch bekannt, daß diese meine Söhne keinen Sinn für Wissenschaft haben und ohne Urteilskraft sind. Drum macht mir mein Königreich, obgleich frei von Dornen - sobald ich jene ansehe - keine Freude. Sagt man ja doch mit Recht: Besser ein Sohn wird gar nicht erst geboren oder stirbt, als daß er töricht sei. Kurz ist der Kummer um diese, aber der Tor betrübt, solange er lebt. Wozu kann eine Kuh nützen, die weder Milch noch Kälber gibt? Wozu kann uns ein Sohn helfen, der weder klug noch tugendhaft ist? Lieber auf Erden den Tod eines Sohnes, als die Dummheit eines in der Familie geborenen, wegen deren sich ein Mensch in der Mitte der Weisen wie ein Bastard schämt. Wenn auch jene als Mutter gilt, welche einen Sohn geboren hat, bei dem während der Überlieferung seiner Tugenden dem Schreiber vor Schande der Stift aus den Händen sinkt, sprich, welches Weib ist dann noch unfruchtbar? Besser eine Fehlgeburt, besser Enthaltung von Liebesgenuß, besser eine unfruchtbare Gattin, besser sogar, daß eine Tochter geboren wird, besser, daß er kaum geboren stirbt, besser Verbleibung im Mutterschoß - nur keinen unverständigen Sohn und wäre Schönheit und Reichtum auch sein Teil! Ein einziger Sohn von bravem Sinn, guten Taten und reinem Stamm ist ein Schmuck des ganzen Hauses, wie eine Perle des Diadems. Deswegen muß jedes irgend mögliche Mittel angewendet werden, ihren Verstand zu erwecken.“

Darauf sagten einige: „Majestät! Schon die Grammatik allein erfordert ein Studium von zwölf Jahren. Wenn diese einigermaßen erkannt ist, werden die Schriften über Recht, Erwerb, Genuß und Befreiung studiert, und dann findet Erweckung des Geistes statt (die vier großen Lebensziele im alten Indien: Dharma, Artha, Kama und Moksha, auch übersetzt als: Gerechtigkeit, Wohlstand, Liebe und Befreiung).

Da sprach unter ihnen ein Minister Namens Sumati („großen Verstand habend“): „Majestät! Des Lebens Dauer ist nicht ewig. Die Erlernung der schriftlichen Regeln nimmt eine lange Zeit weg. Drum ist für die Erweckung ihres Geistes ein abgekürztes Verfahren zu ersinnen. Man sagt auch: Unendlich fürwahr ist der Schriften Umfang, das Leben kurz, Störungen aber zahlreich, drum weg was unnötig und nimm den Saft nur, gleichwie der Schwan die Milch aus des Wassers Menge. (Es heißt in den Veden, daß ein Schwan den Soma-Saft aus dem Wasser extrahieren kann, das bedeutet, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen.) Nun gibt es, oh König! einen Brahmanen namens Vishnusharman, der berühmt ist als einer, der in vielen Wissenschaften Vollkommenheit erreicht hat. Diesem übergib sie! Er wird sie sicherlich in kurzer Zeit erwecken.“

Der König aber, nachdem er dies gehört hatte, ließ Vishnusharman rufen und sprach: „Oh Hochweiser! Erweise mir die Gewogenheit und bewirke, daß diese meine Söhne in der Wissenschaft des Nützlichen in kurzer Zeit alle anderen übertreffen. Ich werde dich dafür mit hundert großen Geschenken belohnen.“ Darauf sagte Vishnusharman zum König: „Majestät! höre mein wahrhaftiges Wort! Ich verkaufe Wissenschaft nicht, selbst nicht für hundert Großgeschenke. Wenn ich aber nicht bewirke, daß diese binnen sechs Monaten die Wissenschaft der Lebensweisheit erkannt haben, dann will ich meinen Namen nicht mehr führen. Wozu vieler Worte?! Höre hier meinen Schlachtruf! Ich sage es nicht aus Begierde nach Schätzen - mir, der ich achtzig Jahr alt bin und allen sinnlichen Dingen entsagt habe, sind Reichtümer von gar keinem Nutzen - nur, um deinen Wunsch zu erfüllen, werde ich der Sarasvati (der Göttin des Lernens) Spiel spielen. Drum laß den heutigen Tag niederschreiben: Wenn ich nicht binnen sechs Monaten bewirke, daß deine Söhne in der Lebensweisheit alle anderen übertreffen, dann möge Gott mir den Weg zu den Göttern nicht zeigen!“

Der König aber, nachdem er dies gehört hatte, war höchst erfreut, übergab sie ihm mit Ehrfurcht und fühlte sich ganz beruhigt. Vishnusharman übernahm sie, ging mit ihnen nach Hause und schrieb ihrethalben die nachfolgenden fünf Bücher:

- 1) Verfeindung von Freunden
- 2) Erwerb von Freunden
- 3) Krähen- und Eulenkrieg
- 4) Verlust von schon Besessenem
- 5) Handeln ohne sorgfältige Prüfung

All diese gab er den Söhnen des Königs zu lesen, und nachdem sie die Bücher durchstudiert hatten, wurden sie in sechs Monaten zur Befriedigung des Königs so, wie ihm vorhergesagt war. Seit dieser Zeit dient dieses „Die fünf Bücher“ genannte Lehrbuch der Lebensweisheit auf Erden zum Unterricht der Kinder. Mit einem Wort: Wer unaufhörlich dieses Werk der Lebensweisheit liest oder hört, der erleidet nie und nimmer selbst durch Indra (dem König der Götter) ein Mißgeschick.

## Erstes Buch - Verfeindung von Freunden

Hier beginnt das erste Buch „Verfeindung von Freunden“ genannt. Dessen erste Strophe ist folgende:

Im Wald wird durch den heimtückischen habgierigen Schakal des Löwen und des Stiers Liebe zerstört, die große immer wachsende.

Es wird nämlich erzählt: In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt Mahilaropya mit Namen. In dieser lebte ein Kaufmannssohn namens Vardhamanaka („der Gedeihende oder Gesegnete“), der sich auf rechlichem Wege seinen Lebensunterhalt erwarb. Als dieser einst nachts auf seinem Lager lag, entstand in ihm der Gedanke, daß man selbst bei großem Vermögen Mittel des Erwerbs ersinnen und ausführen müsse. Denn man sagt ja: Gibt's doch in aller Welt gar nichts, was nicht mit Geld sich machen läßt. Drum soll auch der Kluge voller Eifer einzig nach Besitz streben. Wer Geld besitzt, besitzt Freunde; wer Geld besitzt, Verwandte auch; wer Geld besitzt, der ist ein Mann; wer Geld besitzt, ein Weiser selbst. Kein Wissen gibt es, kein Handwerk, keine Gabe und keine Kunst, keinen Mut der von Bedürftigen den Reichen nicht nachgerühmt wird. In dieser Welt wird selbst der Blutsfeind ein Freund, wenn er nur Geld besitzt. Ein Blutsfreund aber, der arm wird, ist auch sogleich ein schlechter Mensch. Denn aus den vollen Reichtümern entquellen jegliche Werke, wie aus den turmhohen Bergen jedweder Fluß. Geehrt wird, wer der Ehre unwert, gesucht, wer nicht des Suchens wert, gerühmt, wer nicht des Rühmens wert: So gewaltig ist die Macht des Geldes. Wie durch Nahrung des Leibes Sinne wachsen, so alle Taten auch durch Geld! Darum nennt man Reichtum auch das allesbewirkende Mittel. Wer Geld bedarf, sucht bei lebendigem Leibe Friedhöfe auf; verläßt den Vater, wenn er arm ist, und wandert in die weite Welt. Und von allen Erwerbsmitteln wird das Geschäft des Handelsmanns zum Gelderwerb anempfohlen; jedes andere ist zweifelhaft. Selbst Grauköpfe, wenn sie nur reich sind, gelten trotzdem für Jünglinge. Aber ohne Geld werden sogar Jüngling als Grauköpfe angesehen. Vermögen aber wird den Menschen durch sechs Mittel zuteil, nämlich durch Betteln, Königsdienst, Ackerbau, Erwerb mittels Gelehrtheit, Wucher und Handel. Doch das Beste unter ihnen ist sicherlich der Gelderwerb durch Handel. Denn man sagt auch:

Nur Gemeine lassen sich aufs Betteln ein; ein König - Ach! - schenkt nicht nach Verdienst; mühselig ist der Ackerbau; das Lernen durch die Demut sehr erschwert, die man dem Lehrer erweisen muß; und das Ende des Wuchers ist Armut, weil man sein Vermögen anderen anvertraut: So kenne ich kein Erwerbsmittel, das besser ist als der Handelsstand. Und dieser Handel dient auf siebenfache Art zum Erwerb von Reichtum, nämlich durch betrügerisches Maß und Gewicht, durch Angabe falscher Preise, durch Annahme von Pfändern, durch Ankunft eines reichen Käufers, durch Maklergeschäfte, durch Handel mit Düften und durch Warentransport in fremdes Land. Aber man sagt auch:

Bald voll, bald aber falsch messen, die reichen Leute hintergehen oder falsche Preise angeben, sei der Barbaren Eigenheit. Der Kaufmann, dem ein Maklergeschäft vertraut ist, denkt voller Freude in seiner Brust: «Die schatzgefüllte Erde ward mir zuteil; was will ich mehr?» Sieht der Kaufmann einen reichen Käufer voller Eifer nahn, dann freut er sich im eignen Herzen, gierig nach dessen Geld, wie über einen neugeborenen Sohn. Und auch so: Kommt ein Unterpand ins Haus, so fleht der Kaufherr zu seinem Hausgott: „Laß rasch den Eigentümer sterben! Ich bring ein

Opfer dir dafür.“ Und vor allem steht der Handel mit Düften! Wozu mit anderem wie Gold und so handeln? Denn was immer für eins gekauft ist, das wird für hundert abgesetzt.

Doch dieses paßt vor allem für arme Händler, über die reichen sagt man auch: Die großen Reichtum haben, holen mit großen Schätzen selbst Schätze aus der Ferne, wie man große Elefanten mit kleineren Elefanten fängt. Zweifach, dreifach mehren den Reichtum die des Großhandels Kundigen durch ihre Mühe, indem sie in entferntes fremdes Land ziehen. Und ferner: Die vor der Fremde sich sehr fürchten, sehr träge oder lässig sind, die sterben im eigenen Land. Es sind gemeine Menschen wie Hirsche und Krähen. Denn ein Spruch der Lebensweisheit lautet: Wer nicht aus der Heimat wandert und sich die ganze Welt besieht, die voll von tausendfachen Wundern ist, der gleicht einem Brunnenfrosch. Was ist zu schwer für hinlänglich Starke? Was ist fern den Beharrlichen? Wo ist eine Fremde für den Weisen? Und wer ist Feind dem freundlich Redenden?

Nachdem er so in seinem Herzen überlegt hatte, nahm er Warenballen, welche nach Mathura bestimmt waren, verabschiedete sich von seinen Eltern und Freunden, bestieg seinen Wagen und machte sich an einem glücksverheißenden Tag auf den Weg. Er hatte zwei gute Stiere, die in seinem Hause geboren waren, Nandaka und Sanjivaka mit Namen (der „Erfreuende“ und der „vereint Lebende“), welche sich als Zugtiere an einer trefflichen Deichsel befanden. Von diesen glitt der eine, nämlich Sanjivaka, am Ufer der Yamuna in einem Sumpf aus und brach das Bein, so daß er niedersank. Als ihn nun Vardhamanaka in diesem Zustand sah, versank er in tiefste Betrübniß und unterbrach aus Mitleid drei Nächte lang seine Reise. Als sie ihn so bekümmert sahen, sprachen die Gefährten der Karawane zu ihm: „Ach, Kaufherr! Warum bringst du so um eines Stieres willen die ganze Karawane in diesem von Löwen und Tigern angefüllten und gefahrenreichen Walde in Unsicherheit? Man sagt auch: Um einer Kleinigkeit willen bringt sich der Kluge nicht um Großes, sondern klug ist, wer sich Großes durch Verlust von Kleinem wahr.“

Indem er dies nun beherzigte, befahl er einigen Leuten auf Sanjivaka zu achten und zog weiter, um die übrige Karawane zu sichern. Die Wächter aber, welche wußten, wie gefährlich der Wald war, ließen Sanjivaka im Stich, gingen der Karawane nach und sagten am folgenden Tag fälschlicherweise zu dem Kaufmann: „Oh Herr! Sanjivaka ist gestorben und wir haben ihn im Feuer bestattet.“ Der Kaufherr, nachdem er dies gehört, verrichtete aus Dankbarkeit voll Mitleid alle gewöhnlichen Totenriten.

Dem Sanjivaka aber, da er am Leben geblieben war, wurde sein Körper von dem Wasser der Yamuna, dem Walde und den kühlen Winden gestärkt. Er erhob sich allmählich und ging zum Ufer der Yamuna. Hier genoß er die trefflichsten smaragdgleichen Gräser, erhielt dadurch in wenigen Tagen einen starken Buckel, wurde so kräftig wie Shivas Stier und brachte nun Tag für Tag damit zu, daß er brüllend mit seinen Hörnern die Ameisenhaufen durchwühlte. Richtig sagt man auch: Wer unbeschützt ist, findet sich vom Geschick beschützt; was wohl beschützt ist, kommt vom Geschick geschlagen um. Am Leben bleibt, der im Walde hilflos lag; trotz aller Mühe stirbt der im Haus Verpflegte.



Da hörte einst ein Löwe namens Pingalaka („der Dunkelgelbe“), welcher von Durst gequält, umgeben von sämtlichem Wild, zum Ufer der Yamuna herabstieg, um Wasser zu trinken, schon aus weiter Ferne das sehr tiefe Gebrüll des Sanjivaka. Dieser Ton versetzte sein Herz in große Angst; doch verbarg er seine Furcht und blieb unter einem Feigenbaume stehen, wo er sein Gefolge in vier Kreisen (als Schutzwall) aufstellte. Zugleich sagte er: „Die Aufstellung in vier Kreisen ist die

des Löwen! Des Löwen Gefolge ist furchtsam und feig!“ Aber auch: „Weder gesalbt noch geweiht wird der Löwe vom Wild des Waldes: Durch Tapferkeit erwirbt er Macht und wird von selbst des Wildes Herr.“

Diesem folgten nun immer zwei Schakale nach: Karataka und Damanaka mit Namen (die Übersetzung ist unklar), Söhne von Ministern, welche aber ihr Amt verloren hatten. Diese berieten sich miteinander. Da sagte Damanaka: „Lieber Karataka! Unser Gebieter Pingalaka hat sich ja auf den Weg zum Ufer der Yamuna gemacht, um Wasser zu trinken. Weswegen ist er nun, obgleich von Durst gequält, umgekehrt, hat eine Schlachtordnung eingenommen und ist von Mutlosigkeit überfallen, hier unter dem Feigenbaum stehen geblieben?“ Karataka antwortete: „Wozu sich um Dinge bekümmern, die uns nichts angehen? Denn man sagt auch: Der Mann, der sich in Dinge einläßt, welche nicht seines Amtes sind, der geht zugrunde, gleichwie der Affe, der den Keil aus dem Baumstamm zog.“ (Eine ähnliche Symbolik von König und Minister findet sich z.B. auch in [MHB 12.254.](#))

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

### 1. Erzählung - Der übergeschäftigte Affe

An einem Orte in der Nähe einer Stadt hatte ein Kaufmannssohn in der Mitte einer Baumgruppe den Bau eines Göttertempels begonnen. Da gingen nun die Werkleute, der Baumeister und die übrigen, als es Mittag wurde in die Stadt, um zu essen. Einstmals aber kam eine Affenherde, welche in der Nähe hauste und sich hier und da herumtrieb.



Es befand sich da ein von einem Handwerksmann halb gespaltener Baumstamm von Andschanaholz mit einem Keil von Khadiraholz mitten darin. Da fingen nun die Affen an, nach Herzenslust auf den Wipfeln der Bäume, den Spitzen des Tempels und den Baumstämmen herumzuspielen, und einer von ihnen, welchem ein naher Tod beschieden war, setzte sich, seiner beweglichen Natur folgend, auf diesen halbgespaltene Baumstamm, warf den Bindestrick weg

und sprach: „Ah! da hat einer einen Keil an einer unrechten Stelle eingetrieben!“ Dann ergriff er diesen mit beiden Pfoten und fing an, ihn herauszuziehen. Es waren aber seine Hoden in die Öffnung des Baumstamms geraten, und sobald er den Keil aus seiner Stelle herausgezogen hatte, geschah ihm, was ich dir schon vorher gesagt habe.

Darum sage ich: „Der Mann, der sich in Dinge einläßt, welche nicht seines Amtes sind, der geht zugrunde, gleichwie der Affe, der den Keil aus dem Baumstamm zog. - Außerdem haben wir auf vierundzwanzig Stunden zu essen übrig. Was geht uns also diese Sache an?“

Damanaka sagte: „Steht dein Sinn denn auf weiter nichts als Essen? Das ziemt sich nicht. Denn es heißt auch: Um seinen Freunden Nutzen zu schaffen und seinen Feinden zu schaden, begehrt der Weise des Königs Nähe; den Bauch allein füllt jedermann. Und ferner: Durch wessen Leben viele leben, der lebt wahrhaftig in der Welt! Füllen nicht mit ihrem Schnabel auch die Vögel ihre Bäuche? Und so: Das rühmen die Kundigen als des Lebens wahrhaftige Frucht, wenn man - sei's auch einen Augenblick nur - von den Menschen gelobt lebt, mit der Erkenntnis herrlichen Gaben, der Tapferkeit und hohen Macht. Denn nur lang lebt auch die Krähe und frißt, was ihr vorgeworfen wird. Wer sich selbst nicht seinen Eltern, Verwandten, Armen oder seinen Dienern spendet, von welcher Frucht ist dessen Leben auf Erden? Denn nur lang lebt auch die Krähe und frißt, was ihr vorgeworfen wird. Leicht zu füllen sind kleine Flößchen und leicht des Mäuschens Pfötchen auch; leicht zufrieden gemeine Menschen; mit kleinen Bißchen freuen sie sich. Und ferner: Was nützt es, wenn ein solcher geboren wird und der Mutter die Jugend raubt, der nicht, wie eine Standarte, an seines Geschlechtes Spitze steht? Welcher Mensch wird in der Wesen Kreisläufe nicht zur Welt gebracht? Doch wahrhaft geboren ist einzig, wer an Segen reich hervorstrahlt. Selbst des Schilfes Geburt am Ufer des Flusses ist glücklich zu preisen, wenn es dem Mann, dessen Sinne schwinden, im Untergehen zur Stütze dient. Und so: Brave Männer, die standhaft und edel der Menschen Not lindern, sind so selten wie Wolken, die hoch und feucht und schattig sind. Dann auch: Der Mutter allerhöchste Ehre ist nach der Weisen Urteil, wenn sie eine Frucht trug, die selbst von Großen geehrt wird. Und ein anderes: Der Starke, der seine Kraft nicht zeigt, der wird verachtet in der Welt. Denn das Feuer, so lange es im Holze wohnt, wird übersehen, wenn es nicht brennt.“

Karataka sagte: „Wir sind jetzt beide ohne Amt. Was geht uns also die Sache an? Man sagt auch: Wer ohne Amt vor dem König unaufgefordert redet, der ist ein Tor: Nicht nur gewinnt er keine Ehre, sondern zieht sich Verachtung zu. Und so: Dort ist das Wort an seiner Stelle, wo das Gesagte Nutzen bringt, und für alle Zeiten haftet, gleichwie Farbe auf weißem Stoff.“

Damanaka sagte: „Bruder! sprich nicht so! Man sagt auch: Wer ohne Ansehen ist, der gewinnt Ansehen, wenn er eifrig dem König dient. Wer aber angesehen ist und lässig im Dienst, der verliert sein Ansehen. Und so: Wer in der Nähe weilt, an den hängt sich der König, sei er auch unwissend, niederen Stamms und unbekannt. Denn Könige, Frauen und Schlinggewächse umschlingen, was ihnen zur Seite steht. Und so: Die Diener, welche Mittel suchen, den Zorn zu beschwichtigen, besteigen mit der Zeit den König (wie ein Roß), schläge er auch hinten und vorne aus. Wissensbegabten, Hochherzigen, geschmückt mit Kunst und Tapferkeit und des Fürstendienstes Kundigen ist bei Fürsten die einzige Statt. Wer sich an Fürsten nicht anschließt, die mächtig sind durch Geburt und sonst, dem ist Dürftigkeit zur Reue zugemessen bis zu seinem Tod. Die Toren, welche angeben, daß Fürsten nicht zu lenken sind, verkünden ihre eigene Schwäche, Dummheit und Schwerfälligkeit. Gibt's doch Mittel, wie man Elefanten, Schlangen, Tiger und Löwen zähmt! Und ein König?! - Oh Kleinigkeit für einen Weisen, versäumt er nichts. Der Weise, der sich auf einen König

stützt, steigt zum höchsten Ort, denn außer auf des Malaya Gipfel wächst nirgendwo der Sandelbaum. Weiße Sonnenschirme gibt es, Rosse, welche das Herz erfreuen, und muterfüllte Elefanten, sobald der König gnädig ist.“

Karataka sagte: „Was beabsichtigst du denn nun zu tun?“ Jener antwortete: „Unser Gebieter hier, Pingalaka mit Namen, ist samt seinem Gefolge in Angst. Ich werde also, sobald ich zu ihm gegangen bin, den Grund der Angst erforschen und ihn durch Frieden oder Krieg, Abzug, Abwarten, Schutzbündnis oder Zweizüngigkeit wegräumen.“

Karataka fragte: „Woher weißt du, daß unser Herr von Angst erfüllt ist?“ Jener antwortete: „Was ist da zu fragen? Sagt man doch: Was ausgesprochen wird, das begreift sogar ein Vieh; denn wenn sie angespornt wurden, ziehen Roß und Elefant. Der weise Mann versteht selbst Unausgesprochenes; denn des anderen Mienen zu erkennen ist der Weisheit Frucht. Durch Mienen und durch Andeutung, durch Stimme, Bewegung und Gang, durch des Auges und des Gesichts Wechsel wird erkannt, was im Herzen liegt. So will ich ihm denn, nachdem ich ihn von Furcht erfüllt gesehen habe, seine Furcht nehmen, ihn dann durch die Macht meines Verstandes unterwerfen und so zu der mir gebührenden Ministerstelle gelangen.“

Karataka sagte: „Du kennst ja die Natur des Fürstendienstes nicht. Wie willst du ihn also dir unterwerfen können?“ Jener antwortete: „Wie sollte ich des Fürstendienstes unkundig sein? Habe ich doch in meines Großvaters Schoß spielend, dessen treffliche Gäste das Werk über Lebensweisheit deklamieren gehört und mir die Quintessenz des Fürstendienstes daraus ins Herz geschrieben. Höre nur das Folgende: Drei Männer sind es, die gewinnen der Erde goldenen Blütenkranz: der Kriegsheld, der weise Mann und wer den Fürstendienst versteht. - Dienst heißt, daß man des Fürsten Wohl will, besonders wohl zu reden weiß. Durch diese Mittel gewinnt der Weise den König, nicht auf andere Art. Wer Gaben nicht zu würdigen weiß, den bedient der Weise nicht; denn diesem entspringt keine Frucht, wie schlechtem Land, selbst gut bebaut. Hat einer ehrenwerte Gaben, dann diene ihm, fehlt ihm auch Gut und Macht; denn mit der Zeit wird von jenem dir der Unterhalt als Frucht zuteil. Der Weise sitzt wie ein Baumstumpf, lieber verdorrend und notgequält, als daß er Unterhalt suchte, der ihm nicht angemessen ist. Der Diener tadelt seinen Herrn, wenn er sich geizig oder grob betrügt. Warum also nicht sich selbst, da er nicht weiß, wes Dienst man sucht und wessen nicht? Ein Fürst, der seinem Gefolge gegen die Not keinen Schutz gewährt, den soll man meiden wie Arka (eine giftige Pflanze), auch wenn sie Blüten und Früchte trägt.

Des Königs Mutter und Gattin, den Kronprinzen, den ersten Rat, den Hauspriester und Türhüter behandle, wie den König selbst. Wer bei Befehlen „Lebe hoch!“ ruft und trotz Wissen, was zu tun ist und was nicht, sie unbedenklich ausführt, der wird des Königs Liebling sein. Wer von des Königs Gunst entstammte Schätze auf Würdiges verwendet, Kleider und Schmuck dem Leib anlegt, der wird des Königs Liebling sein. Wer sich nicht mit des Harems Dienern, noch mit des eignen Königs Gemahlinnen in Rat einläßt, der wird des Königs Liebling sein. Wem Spiel gleichwie des Todes Bote, Wein wie stärkstes Gift und des Königs Frauen wie Trugformen erscheinen, der wird des Königs Liebling sein. Wer in den Schlachten stets vor ihm schreitet, zu Hause hinter ihm, im Harem an des Herren Tür steht, der wird des Königs Liebling sein. Wer auf des Königs Wort keine widersprechende Antwort gibt und in seiner Nähe nicht laut lacht, der wird des Königs Liebling sein. Wer nicht vom rechten Pfad

weicht, selbst in der Not, und dabei denkt „Ich bin stets vom Könige geehrt worden!“, der wird des Königs Liebling sein. Wer, was den König anwidert, immer im höchsten Grade haßt, und begünstigt, was ihm lieb ist, der wird des Königs Liebling sein. Wer, frei von Furcht, das Schlachtfeld wie seine Wohnung, die Fremde wie die eigne Vaterstadt ansieht, der wird des Königs Liebling sein. Wer mit des Königs Frauenzimmern nicht verkehrt und sich sowohl vor Tadel als Gezänk hütet, der wird des Königs Liebling sein.“



Karataka sprach: „Aber, wenn du hinkommst, was wirst du denn zuerst sagen? Laß doch einmal hören!“ Jener antwortete: „Man sagt auch: Aus der Rede erwächst Rede, wenn einer mit dem andern spricht, gleichwie aus trefflich durchnäßigem Samen neuer Samen entsteht. Und ferner: Die Weisen zeigen, wie die Lehren mit der Lebensweisheit verknüpft sind und gleichsam aus ihr hervorstrahlen, wie sich Mißgeschick durch Wahl des Schädlichen erzeugt, dagegen Glück durch Wahl des Nützlichen. Bei einigen (zeigt sich die Weisheit) im Wort wie bei Papageien, bei anderen (ruht sie) im Herzen den Fischen gleich, bei andern (erscheint sie) im Wort und im Herzen; die Weisen bewegen sich anmutsvoll.“

Karataka sagte: „Zu aller Zeit sind Könige so schwer zu erreichen wie die Berge. In diesen sind Schlangen und bei jenen Schurken, uneben sind diese und jene ungerrecht; aber beide sind hart und werden von Übelgesinnten aufgesucht. Könige sind wie Schlangen bepanzert und voll Gier nach Lust, krumm und grausam, Freundsöldner, die man durch Sprüche bemeistert. Und so: Doppelzüngig, Grausamkeit liebend, nach verderbenden Blößen spähend und aus weitester Ferne schon sehend, sind Könige den Schlangen gleich. Diejenigen von des Herrn Freunden, die sich nur ein wenig vergehen, verbrennen sich selbst im Feuer, gleichwie törichte Lichtmotten. Schwer zu erklimmen ist die von den Königen aller Welt verehrte Stätte; gleich dem Brahmanentum wird sie selbst durch kleinste Schuld befleckt. Dafür bleibt des Königs schwer gewinnbare, erreichbare und haltbare Gunst lang bei dem, der vollkommen ist, wie das Wasser in einem befestigten Brunnen.“

Damanaka sagte: „Das ist wahr! Aber auch: Man soll sich stets danach richten, wie die Natur von Jemand ist. Denn wenn der Weise nachgiebig ist, gewinnt er rasch die Oberhand. Des Herrn Gedanken willfahren, das ist der Untergebenen Tun. Selbst der Geister wird man Meister, willfahrt man stets ihren Wünschen. Beschwichtigung, wenn der Herr im Zorn ist! Dem Liebe geben, der bei ihm beliebt! Haß, wer ihm Feind! Preis, seinen Gaben! So folgt er ohne Zauberspruch.“

Karataka sagte: „Wenn das dein Bestreben ist, so mögen deine Wege glücklich sein! Möge geschehen, wie du es begehrt!“

Jener verneigte sich alsdann vor ihm und machte sich auf den Weg zu Pingalaka. Als Pingalaka den Damanaka kommen sah, sagte er zum Türhüter: „Entferne den Bambusstab! Unserem alten Ministersohn Damanaka soll der Eintritt hier nicht verwehrt sein! Er möge eingeführt werden und sich dem zweiten Kreise anschließen!“ Dieser antwortete: „Wie der Herr befiehlt!“ Darauf schritt Damanaka herein, verbeugte sich vor Pingalaka und setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz. Pingalaka aber reichte ihm seine, mit Nägeln wie mit Donnerkeilen geschmückte

rechte Hand, begrüßte ihn ehrenvoll und sprach: „Du befindest dich doch Wohl? Warum hast du dich so lange nicht sehen lassen?“

Und Damanaka antwortete: „Königliche Majestät bedarf meiner ganz und gar nicht. Du hast nur zu befehlen, sobald dir die Zeit angemessen scheint; denn Könige wissen Höchste, Mittlere und selbst Niedere stets zu verwenden. Denn man sagt auch: Kann doch ein Fürst Hölzchen zum Zähnereinigen immer auch zum Ohrenkitzeln gebrauchen, geschweige denn Menschen mit Leib und Seele, mit Hand und Fuß, Rede und Rates kundig. Auch sind wir Eurer Majestät angeerbte Diener. Selbst im Mißgeschick werden wir Euch nachfolgen, sogar wenn wir unser Amt nicht besitzen. - Dennoch ist dies für Eure Majestät nicht angemessen. Man sagt auch: Diener und auch Schmuckstücke soll man an ihren passenden Platz stellen; kein Kronjuwel wird, weil es herrlich erstrahlt, an den Fuß gesteckt. Wer Tugend nicht zu schätzen weiß, diesem König folgt kein Diener nach, auch wenn er an Schätzen reich ist, von hohem Haus und angestammt. Und so: Aus drei Gründen verläßt der Dienstmann seinen Dienstherrn: wenn er mit Schlechten Umgang pflegt, von Guten nicht geachtet wird oder seine Stellung nicht erfüllen kann. Und wenn der König aus Mangel an Unterscheidungsvermögen Diener, welche zu der höchsten Stellung passen, an die aller-niedrigste Stelle setzt und diese da bleiben, so ist das kein Schimpf für diese, sondern für den König. Man sagt auch: Wird ein Juwel, das in Goldschmuck zu strahlen verdient, in Zinn eingefaßt, dann jammert es nicht und verliert nicht an Glanz; doch der es eingefaßt hat, ist tadelnswert.

Und wenn der Herr sagt „Du hast dich lange nicht sehen lassen!“, so höre auch dies. Denn man sagt auch: Wo man keinen Unterschied kennt zwischen rechter und linker Hand, welcher würdige Verständige weilt da nur einen Augenblick? Bei Leuten, welche nicht Glas und Diamant zu unterscheiden wissen, in deren Nähe bleibt niemand Diener auch nur dem Namen nach. Wo keine Kenner sich im Lande finden, da gelten selbst die meergezeugten Perlen nichts: Verkaufen doch die Hirten im Lande der wilden Abhiras selbst den Mondstein nur für drei Muscheln. Wo man nicht rotes Glas und Rubine zu unterscheiden weiß, wie wäre an solchem Ort jemals ein Handel mit Juwelen möglich? Wenn der Herr ohne Unterschied alle Diener auf gleiche Art behandelt, dann erschlaft sicher die Lust der Tatbefähigten. Kein König ohne Dienstleute! Ohne König kein Dienender! Dieses gegenseitige Bedürfnis ist das Band, welches sie verknüpft. So wenig die herrliche Sonne ohne lichtreiche Strahlen erglänzt, so wenig erglänzen die herrlichen Fürsten ohne ihr Gesinde, das der Welt dient. Wie die Speichen die Nabe tragen und die Nabe die Speichen hält, so bewegt sich, einem Rad gleich, des Dieners und des Herren Tun. Wie man die Haare auf dem Kopf stets mit Öl pflegt, damit sie nicht vorzeitig ergrauen, so pflegt man auch die Diener mit dem Öl der Liebe, damit sie ihrer Farbe (d.h. ihrer Kaste) nicht untreu werden. Ein Fürst, der mit den Dienern zufrieden ist, gibt ihnen vor allem Ehre zum Lohn, und sie bringen für die bloße Ehre selbst ihr Leben zum Dank dar. Dies beherzigend muß ein König zu seinem Dienst Kluge wählen, aus guter Familie, Heldenmütige, Starke und Treue, die ihm vererbt.

Wer etwas schwer zu Tuendes, dem König liebstes, gut vollbringt, und aus Demut doch kein Wort sagt, den hat der König gern zum Freund. Wer ungerufen herbeieilt, stets an der Tür steht und befragt, mit wenig Worten die Wahrheit sagt, der ist Königen zu dienen wert. Wer selbst ohne Königs Geheiß, wenn er eine Gefahr erblickt, sich um ihre Abwendung bemüht, der ist Königen zu dienen wert. Wer

geschlagen, hart angefahren, selbst bestraft von seinem Herrn, dennoch nicht auf Verrat sinnt, der ist Königen zu dienen wert. Wer durch Ehre nicht aufgebläht wird, durch Vernachlässigung nicht gekränkt, sondern immer sich treu bleibt, der ist Königen zu dienen wert. Wer nie durch Hunger gequält wird, nie durch Schlaflosigkeit, Kälte, Hitze und sonst etwas, der ist Königen zu dienen wert. Wem, so wie er nur ein Wort von einem Krieg gegen den Feind seines Herrn hört, gleich das Antlitz sich aufheitert, der ist Königen zu dienen wert. Der, unter dessen Amtsführung des Landes Umfang wie der Mond in seiner hellen Hälfte zunimmt, der ist Königen zu dienen wert. Doch unter wessen Amtsführung, wie ein in Feuer gehaltenes Fell, der Umfang schrumpft, den Diener entlasse, wer nach Herrschaft strebt. Aber nach wessen Amtsantritt man furchtlosen Sinnes ruhen kann, solch ein Diener sei dir gleich als wäre er deine zweite Frau!

Und wenn der Herr mich verachtet, indem er denkt „Er ist ein Schakal!“, so ist auch das nicht angemessen. Denn man sagt auch: Aus dem Wurme entsteht Seide, Gold aus Stein, Kusha-Gras aus den Haaren der Kühe, der Lotus aus dem Schlamm, der Mond aus dem Meer, aus Kuhmist das Nelumbium, Feuer aus Holz, aus der Schlange Haube der Edelstein, Rotschana-Salbe aus der Galle des Stiers: So erleuchten die Guten durch ihrer Tugend Aufgang auch trotz ihrer niederen Geburt. Wie Arka-, Nala - und Erandasplitter, wenn auch in großer Zahl, nicht Holz ersetzen, so grade nützen niemals Unwissende. Die Maus - obgleich im Haus geboren - wird getötet als schädlich Tier, doch die Katze wird als nützlich selbst von woanders her angekauft. Was nützt ein Treuer, der nicht stark ist, was ein Starker, der bösgesinnt? Mich, der ich treu und auch stark bin, mögest du, oh König! nicht verschmähen.“

Pingalaka sagte: „Laß gut sein! Stark oder schwach, bist du doch unser alter Ministersohn. Drum sprich unverzagt, was du irgend zu sagen wünschst!“ Darauf antwortete Damanaka: „Majestät! ich habe etwas vorzutragen.“ Und Pingalaka sprach: „Tue kund, was du auf dem Herzen hast!“ Worauf jener antwortete: „Man soll sogar Kleinigkeiten, beziehen sie sich auf den König, nicht vor dem ganzen Hof melden, das ist ein Satz von Vrihaspati (dem Lehrer der Götter). Deshalb möge Majestät meinen Vortrag unter vier Augen hören. Denn: Was sechs Ohren gehört haben, verrät sich, doch was nur vier, das bleibt geheim. Drum halte ein Weiser sechs Ohren mit aller Sorgfalt fern vom Rat! Man erzählt: Wenn der Bucklige dabei ist, dann wird der Bucklige zum König, und der König zum Bettler und Vagabund.“

Da fragte Pingalaka „Wie war das?“, und Damanaka erzählte:

## 2. Erzählung - Der König, der durch unbedachte Rede seinen Leib verliert

Im nördlichen Gebiet gibt es eine Stadt namens Lilavati („an Vergnügung reich“). Dort regierte ein König namens Mukunda („Edelstein“). Da dieser einst vom Besuch seines Lusthains zurückkam, sah er mitten in der Stadt einen buckligen Possenreißer, welcher von einer Menge von Menschen umringt war und seine Possen zum Besten gab. Er nahm ihn mit sich, behielt ihn bei sich, um sich über ihn lustig zu machen, und ließ ihn nie von seiner Seite. Als nun der Minister den Buckligen beim König sitzen sah, während er ihm vertrauten Rat mitteilen wollte, sagte er: „Oh König! Von den Weisen ist ausgesprochen: Was sechs Ohren gehört haben, verrät sich.“ Der König aber antwortete: „Nicht, wenn der Bucklige dabei ist.“

Eines Tages trat ein Büber in das königliche Gemach und setzte sich neben den König. Der König, welcher wußte, daß er vieler Dinge kundig war, nahm ihn unter

vier Augen und fragte ihn nach seinen Kenntnissen. Er aber lehrte den König das Geheimnis, wie man in einen toten Körper fahren könne, und verschwand alsdann. Indem der König sich die Formel dieser Totenbeschwörung einübte, lernte sie auch der Bucklige. Einst war nun der König mit dem Buckligen auf die Jagd gegangen. Da sah er in einem großen Dickicht einen Brahmanen liegen, welcher vor Durst gestorben war. Da er nun den Versuch machen wollte, ob die Formel der Totenbeschwörung richtig wäre, so fragte er: „Erinnerst du dich, Buckliger! der Totenbeschwörungsformel?“ Dieser aber, Böses im Sinn führend, antwortete trügerisch: „Ich weiß nichts davon, oh König!“ Darauf ließ der König vom Buckligen sein Pferd halten, versenkte seinen Geist in tiefe Meditation und indem er den Zauberspruch geheimnisvoll hermurmelte, ließ er den eigenen Körper fahren und versetzte seine Seele in den Leichnam des Brahmanen. In demselben Augenblicke wiederholte aber auch der Bucklige den Zauberspruch, fuhr mit seiner Seele in den leblos beiliegenden Körper des Königs, bestieg rasch dessen Pferd und sagte zu dem König: „Jetzt werde ich die Königsherrschaft haben; du aber gehe, wohin du willst auf Erden!“ Nachdem er so gesprochen, spornte er sein Pferd zur Stadt, und im Palast angekommen ergriff er die Zügel der Herrschaft.

Der König aber, im Leibe des Brahmanen steckend, erinnerte sich der Worte seines greisen Ministers und klagte sich selbst an, indem er dachte: „Oh weh! Was habe ich Unsinniger getan? Soll ich in die Stadt gehen und der Königin und dem greisen Minister sagen, was mir zugestoßen ist? Doch nein! Das ist unangemessen, denn ich werde keinen Glauben bei ihnen finden. Sie werden sagen: Wer ist das? Oder: Was ist das für eine Gestalt?“ Indem er derartiges einander Widersprechendes überdachte, wandte er sich zu einem andern Weg.

Als aber der Bucklige, welcher des Königs Körper trug, unzutreffende Reden führte, rief die Königin nach einigen Tagen den greisen Minister und sprach: „Oh Vater! Dies ist auf keinen Fall der König, denn er spricht unzutreffende Reden, die gar nicht zu den Fragen passen.“ Er verstand ihre Worte und sagte, daß er ein Mittel versuchen wolle, wodurch der König wiedergefunden werden würde. Nachdem er sich von dem falschen König, dem früheren Buckligen nämlich, die Erlaubnis hatte geben lassen, begann er, an die bedürftigen Fremdlinge Speisen zu verteilen, wusch einem jeden derselben die Füße und rezitierte dabei diesen Halbvers „Was sechs Ohren gehört haben, verrät sich; aber nicht, wenn der Bucklige dabei ist.“ und fragte einen jeden nach dem andern Halbvers.

Als sich nun dieses Gerücht verbreitete und der König, welcher den Leib des Brahmanen trug, es hörte und alles sorglich überlegte, verließ er den Ort, wo er sich befand, und wanderte betrübt nach seiner eigenen Stadt, indem er dachte: „Sicherlich hat dies meine Frau veranstaltet, um mich wiederzufinden.“ Nach einigen Tagen kam er am späten Abend in die Stadt zum Haus, wo die Speisen verteilt wurden. Dort sagte er zu dem Minister, welcher anwesend war: „Lieber! Ich bin ein Brahmane, der aus fernem Lande kommt. Da ich hungrig bin, so bin ich überzeugt, daß ich sogleich ein Mahl erhalten werde, obgleich es zur Unzeit ist.“ Der Minister, obwohl er schon nach Hause gehen wollte, blieb, da er sah, daß es ein Brahmane war, der von Hunger gequält ward, wusch ihm die Füße und rezitierte, wie gewöhnlich jenen Halbvers. Der König aber, welcher in des Brahmanen Leib steckte, antwortete das Nachfolgende, nämlich den zweiten Halbvers: „Der Bucklige wird zum König, und der König zum Bettler und Vagabund.“

Nachdem der Minister ihn weiter befragt und alles ihn Betreffende erfahren hatte, nahm er ihn voller Freude mit sich nach Hause, ehrte ihn, wie es sich geziemt, und sprach: „Sieh nun, oh Herr! die Stärke meiner Weisheit! Ich werde dich wieder zum König machen, nachdem du deinen Körper wieder in Besitz genommen hast.“ Nachdem er so geredet, ging er sogleich zu der Königin. Diese fand er, einen toten Papagei in den Armen haltend und darüber jammernd. Darauf sprach er zu ihr: „Das ist eine schöne Vorbedeutung, oh Herrin! Denn dieser Papagei wird uns als Mittel dienen, unseren Zweck zu erreichen. Rufe den falschen König und sage ihm: «Gibt es einen Zauberer in dieser Stadt, welcher bewirken kann, daß dieser Papagei ein einziges Wort nur spricht?» Wenn du dieses sagst, so wird jener, stolz auf seine Wissenschaft der Totenbeschwörung, sich damit brüsten wollen und aus dem königlichen Leib in den des Papageien fahren. In demselben Augenblicke wird der König, hinter mir stehend, sich in seinen eignen Körper versetzen und seine königliche Herrschaft wieder erlangen.“ Und nachdem so geschehen war, brachte der Minister den Papagei, welchen der Bucklige belebt hatte, um. - Darum habe ich früher gesagt: „Was sechs Ohren gehört haben, verrät sich. Wenn der Bucklige dabei ist, dann wird der Bucklige zum König, und der König zum Bettler und Vagabund.“

Darauf zogen sich sämtliche Tiere, den Tiger, Leoparden und Wolf an der Spitze, nachdem sie in der Versammlung diese Worte gehört und Pingalakas Absicht erkannt hatten, sogleich zurück. Alsdann fragte Damanaka: „Warum hat der Herr, nachdem er sich aufgemacht hatte, um Wasser zu trinken, sich umgewandt und ist hier stehen geblieben?“ Pingalaka antwortete mit einem verschämten Lächeln: „Es ist gar nichts!“ Doch jener sagte: „Majestät, wenn du es nicht sagen willst, so möge es ruhen! Man sagt auch: Der Frau ist manches, manches ist auch den Freunden oder den eigenen Söhnen zu verbergen, und nach reiflicher Überlegung, ob es passend ist oder nicht, sagt es der Weise nur, wo er großes Vertrauen hegt.“

Als er dieses hörte, dachte Pingalaka: „Er scheint Vertrauen zu verdienen, drum will ich ihm sagen, was ich vorhabe. Man sagt auch: Wer einem unzweideutigen Freund, einem tugendhaften Knecht, einer treuergebenen Gattin oder einem wohlgesinnten Herrn seinen Kummer klagt, wird froh.“ Und so sprach er: „Ach, Damanaka! hörst du das starke Gebrüll aus der Ferne?“ Dieser antwortete: „Ja, Herr! Was weiter?“ Pingalaka sagte: „Lieber! ich will weg aus diesem Wald.“ Damanaka fragte: „Aus welchem Grund?“ Pingalaka antwortete: „Weil jetzt irgendein ungeheures Tier in unseren Wald gekommen ist. Da seine Stimme so gewaltig ist, so muß es notwendig eine Kraft haben, die dieser Stimme entspricht.“

Damanaka sagte: „Es ziemt sich nicht, daß der Herr vor einem bloßen Ton in Furcht gerät. Denn es heißt auch: Die Brücke wird vom Wasser gebrochen, ein Zauber bricht, bleibt er nicht geheim, Liebe aber bricht durch Heimtücke und der Ängstliche durch Töne. Drum schickt es sich nicht für den Herrn, den von seinen Vorgängern eroberten Wald aufzugeben. Dieweil es mancherlei Töne gibt, wie die der Pauke, des Rohrs, der Laute, der Trommel, der Zimbel, der Kesselpauke, der Muschel, der dicken Trommel und anderer, so darf man sich nicht vor einem bloßen Ton fürchten. Man sagt auch: Wer nicht den Mut verliert, wenn sich als Feind selbst ein äußerst mächtiger und furchtbarer König naht, der geht nimmermehr zugrunde. Selbst wenn der Schöpfer Schrecknisse zeigt, entsinkt dem Helden nicht der Mut; wenn vor Hitze die Teiche trocknen, dann lernt man erst den Ozean kennen. Und so: Der im Unglück nicht betrübt wird, nicht stolz im Glück oder mutlos im Kampf, solch einen Sohn, der

Welt Zierde, bringt selten eine Frau zur Welt. Menschen, die ohne Ehrgefühl sind, teilen das gleiche Los wie Grashalme: Sie beugen sich aus Mangel an Kraft und innerer Stärke. Und auch: Was in der Feuerprüfung sich nicht als echt erweist, was nützt das schöngoldene Aussehen, einem lackierten Armband gleich? Dieses möge der Herr beherzigen und seinen Mut zusammennehmen. Man darf sich nicht vor einem bloßen Ton fürchten. Denn man erzählt auch: Erst habe ich gedacht, dieses wäre ganz von Fleisch angefüllt, doch eingedrungen sehe ich nun, daß es nichts als Fell und Holz ist.“

Da fragte Pingalaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

### 3. Erzählung - Der Schakal und die Pauke

In einem gewissen Lande irrte ein Schakal namens Gomayu („Schakal“) mit vor Hunger abgezehrter Kehle hier und dort im Wald umher und sah das Schlachtfeld zweier Heere. Dort hörte er den Ton einer Pauke, welche dort lag und von den Spitzen einiger vom Winde bewegter Baumzweige geschlagen ward. Da dachte er mit Schrecken im Herzen „Oh weh! ich bin verloren! Ich will anderswohin gehen, ehe ich noch in den Gesichtskreis dieses brüllenden Tieres gerate. Doch nein! Es ziemt sich nicht den von den Vätern ererbten Wald urplötzlich aufzugeben. Man sagt auch: Wer bei Schrecken und bei Freude zuerst sorgfältig untersucht und nimmer übereilt handelt, der hat später nichts zu bereuen. Darum will ich erst sehen, von wem dieser Ton ausgeht!“



So faßte er Mut und untersuchte. Wie er sich nun Schritt für Schritt näherte, sah er die Pauke. Wenn sie vermittelst des Windes von den Spitzen der Zweige bewegt wurde, dann tönte sie, sonst war sie still. Nachdem er sie genau betrachtet hatte, ging er nah und schlug selbst vergnügt darauf. Doch weiter dachte er voller Freude: „Es ist lange her, daß mir ein so großes Fressen zugefallen ist! Das (tote Tier) wird sicherlich voll von Fleisch, Mark und Blut sein!“ Nachdem er darauf die aus hartem Fell bestehende Decke mit

Mühe zerbissen, an einer Stelle ein Loch gemacht und sich sogar eine Zahn abgebrochen hatte, drang er hinein. Da er nun sah, daß es nur aus Holz und Fell bestand, verlor er alle Hoffnung und sagte jene Strophe her:

Erst habe ich gedacht, dieses wäre ganz von Fleisch angefüllt, doch eingedrungen sehe ich nun, daß es nichts als Fell und Holz ist.

Daher darf man sich nicht vor einem bloßen Ton fürchten.“

Pingalaka sagte: „Ach! sieh doch! Mein ganzes Gefolge ist ganz außer sich vor Furcht und will auf und davon laufen. Wie soll ich da festen Mut fassen?“ Und jener antwortete: „Herr! das ist nicht ihre Schuld. Diener werden ihrem Herrn ähnlich. Man sagt auch: Roß und Waffen, Lehre und Rede, Zither, Männer und auch Weiber werden je nach ihrem Meister brauchbar oder auch unbrauchbar. Fasse also Mut und bleib hier so lange, bis ich das Wesen dieses Tones erkannt habe und wieder zurück bin. Nachher alsdann möge den Umständen gemäß gehandelt werden.“

Da fragte Pingalaka: „Hast du Mut genug, dahin zu gehen?“ Und jener antwortete: „Was gibt's, was nicht ein braver Dienstmann auf seines Herrn Befehl tun oder lassen müßte? Man sagt auch: Ein guter Diener kennt keine Furcht, sobald ihm sein Herr befiehlt. Er stürzt sich sogar ins Feuer oder in das grenzenlose Meer. Und so: Ein Diener, der wenn sein König befiehlt, erst überlegt, ob das Gebot leicht oder schwer ist, den verschmähe ein Herrscher, der nach Größe strebt.“

Pingalaka sagte: „Lieber! Wenn dem so ist, so gehe. Deine Wege mögen glücklich sein!“ Damanaka dagegen, nachdem er sich vor ihm verbeugt hatte, machte sich auf den Weg, indem er dem Gebrüll des Sanjivaka nachging. Nachdem sich Damanaka aber entfernt hatte, dachte Pingalaka von Furcht bewegt: „Ach! ich habe nicht gut daran getan, daß ich zu ihm Zutrauen faßte und ihm meine Gedanken kundgab. Dieser Damanaka nimmt vielleicht von beiden Parteien Sold und führt gegen mich Schlechtes im Sinn, weil er sein Amt verloren hat. Man sagt auch: Diejenigen, die der Herr schmäht, nachdem er sie zuerst geehrt hatte, die trachten stets danach, ihn zu stürzen, selbst wenn sie von edlem Hause sind. Drum will ich, bis ich seine Absichten kenne, mich nach einem andern Ort verfügen und ihn da erwarten. Vielleicht kehrt Damanaka mit jenem zurück, um mich umzubringen. Denn man sagt auch: Selbst Schwache, wenn sie nicht vertrauen, werden von Starken nicht besiegt, aber Starke, wenn sie vertrauen, werden von Schwachen selbst besiegt. Nicht einmal auf Vrihaspatis Treue (dem Lehrer der Götter) setzt ein weiser Mann Vertrauen, welcher Gedeihen für sich wünschet und langes Leben und Genuß. Auf einen Feind ist kein Verlaß, gelobt er Frieden eidlich auch; denn als Vritra nach dem Reich strebte, schlug ihn Indra mit einem Schwur. Ohne Vertrauen erliegt wahrlich sogar der Feind der Götter nicht; und weil er vertraute, ward Ditis Sohn (Vritra) vom Götterherrn zerschmettert.“

Nachdem er so überlegt hatte, ging er nach einem andern Ort und blieb da allein, indem er Damanakas Weg beobachtete. Damanaka dagegen ging in die Nähe des Sanjivaka, und als er sah, daß es ein Stier war, dachte er mit erfreutem Herzen: „Aha, das hat sich gut getroffen! Denn dadurch, daß ich jenen mit diesem befreunde oder verfeinde, wird Pingalaka unter meine Herrschaft geraten. Denn man sagt auch: Trotz ihrer Freundschaft und Tugend folgt ein König der Räte Wort nicht eher, als er in Leiden versinkt und in Mißgeschick. Ein König der in Unglück fiel, ist ein Fressen für seinen Rat; darum wünschen auch Staatsräte, daß den König ein Unfall trifft. Wie ein Gesunder niemals, auch selbst nach dem besten Arzt begehrt, so verlangt auch nie ein König nach seinen Räten, welcher frei von Not ist.“

Unter diesen Gedanken machte er sich auf den Weg zu Pingalaka. Pingalaka aber, da er ihn herankommen sah, verzog keine Miene und veränderte seine Stellung nicht. Damanaka, nachdem er sich ihm genähert hatte, verbeugte sich vor ihm und setzte sich nieder. Pingalaka sprach: „Lieber, hast du das Geschöpf gesehen?“ Damanaka antwortete: „Mit des Herrn gnädiger Erlaubnis: ja!“ Pingalaka sagte: „Ist das auch wahr?“ Damanaka antwortete: „Ist es möglich, vor Eurer Majestät eine Unwahrheit zu sagen? Man sagt auch: Wer auch nur eine ganz kleine Unwahrheit vor den Königen und Göttern spricht, dem droht rasches Verderben, wäre er auch noch so groß. Und so: Sämtlicher Götter Abbild ist der Gebieter, wie Manu lehrt. Drum soll man vor ihm zu jeder Zeit ohne Betrug wie vor Gott selbst stehen. Der Fürst, der Götter Abbild zwar, ist darin doch unterschiedlich: Von ihm kommt Glück und Unglück sogleich, von den Göttern erst in der kommenden Welt.“

Pingalaka sagte: „So wirst du es denn also wirklich gesehen haben! Es dachte wohl «Ein Großer zürnt einem Kleinen nicht.» und hat dich deshalb verschont. Man sagt ja: Den schwachen Halm, welcher sich aller Orten beugt, entwurzelt nie des Sturms Gewalt. Sie schmettert nur den hohen Baum nieder, denn der Gewaltige begehrt Kampf einzig mit dem Gewaltigen. Und so: Selbst der gewaltige Elefant gerät nicht in Zorn, wenn die Biene, trunken umherirrend, begierig nach dem Saft, der aus seinen Schläfen trieft, ihn mit ihren Füßchen tritt. Aber gegen gleiche Stärke erzürnt sich der Starke gewaltig.“

Damanaka sagte: „So ist es: Jenes ist mächtig, ich bin schwach. Trotzdem bin ich bereit, wenn der Herr befiehlt, es zu deinem Diener zu machen.“ Da sprach Pingalaka seufzend: „Vermagst du das zu tun?“ Und Damanaka antwortete: „Was ist für den Verstand unmöglich? Man sagt ja: Nicht durch Waffen, Elefanten, Rosse oder Heere wird etwas so zu Stand gebracht, wie es der Verstand zustande bringt.“ Pingalaka sagte: „Wenn dem so ist, so erhebe ich dich zum Amt des Ministers. Von jetzt an ist beschlossen, daß ich weder Gunst noch Strafe oder Ähnliches ohne dich verhängte. Deswegen gehe rasch und bewirke, daß er sich mir unterwirft!“

Damanaka antwortete „So sei es, gut!“, verbeugte sich, ging wieder zu Sanjivaka und sagte verächtlich: „Komm, komm! du schlechter Stier, Pingalaka fordert dich vor sich! Warum brüllst du in einem fort für nichts und wider nichts, da dir doch keine Gefahr droht?“

Sanjivaka, nachdem er dies gehört, sprach: „Lieber! wer ist dieser Pingalaka?“ Da antwortete Damanaka voll Erstaunen: „Wie? Kennst du gar den König Pingalaka nicht? Warte nur, du wirst ihn augenblicklich durch die Folgen kennenlernen! Steht er nicht da, der gewaltige Löwe, Pingalaka mit Namen, von allem Wild umgeben, im Kreise, in der Nähe des Feigenbaums, das Herz von Stolz gehoben, der Gebieter, reich an den höchsten Tugenden?!“

Nachdem er dies gehört, hielt Sanjivaka sein Leben für verloren und sank in tiefe Betrübniß. Dann sprach er: „Lieber! du scheinst ein gutes Herz zu haben und der Rede kundig zu sein. Wenn du mich notwendig hinführen muß, so erwirke mir von seiten des Königs die Gnade, daß er mir mein Leben verbürgt.“

Damanaka sprach: „Was du sagst, ist wahr. Es ist eine Regel der Lebensweisheit. Es heißt ja: Der Erde Ende ist erreichbar, auch das Ende des Meeres und der Berge, doch die Gedanken eines Königs nimmer und nirgends von keinem je. Drum bleib du hier, bis ich ihn durch einen Eid verpflichtet habe. Nachher werde ich dich dorthin führen.“

Nachdem dies geschehen, ging Damanaka zu Pingalaka und sagte: „Oh Herr, dies ist kein gewöhnliches Tier! Es ist der Stier, welcher den erhabenen Shiva trägt. Und als ich ihn fragte, sagte er Folgendes: «Der hohe Herr hat mich, um mir seine vollständige Zufriedenheit zu bezeigen, angewiesen, die trefflichen Kräuter am Ufer der Yamuna zu fressen. Mit einem Wort: Dieser Wald ist mir vom Erhabenen zum Spielen geschenkt.»“

Da sprach Pingalaka: „Jetzt erkenne ich den wahren Sachverhalt: Nicht ohne Gottes Gnade irren Grasfresser in einem solchen von Raubtieren angefüllten Walde furchtlos brüllend umher! Was hast du alsdann erwidert?“

Damanaka sagte: „Herr! ich habe Folgendes erwidert: Dieser Wald ist das Eigentum meines Gebieters, des Löwen Pingalaka mit Namen, welcher der Träger der Chandika (der Frau von Shiva) ist. Du, der du hierhergekommen, bist ihm ein lieber Gast. Darum geh zu ihm hin! Ihr sollt in brüderlicher Liebe zusammen essen, trinken und euch am selben Ort vergnügend die Zeit vertreiben. Darauf war er dies alles zufrieden und sagte: «Bewirke, daß der König mir durch einen Handschlag Sicherheit verbürgt!» Jetzt hat nun der Herr zu befehlen.“

Nachdem er dies gehört, sprach Pingalaka voll Freude: „Schön, du Verständiger! Schön, du Muster von einem Minister! Trefflich, du hast mir ganz aus dem Herzen gesprochen. Hier hast du meine Hand als Bürge für seine Sicherheit! Aber verlange dieselbe Versicherung auch für mich von ihm und führe ihn dann so schnell als möglich hierher. Mit Recht sagt man aber auch: Nähte (bzw. Bündnisse) von vortrefflichem Mark, gerade, feste und wohlgeprüfte, die sind des Königtums Stützen, wie solche Pfeiler des Palasts. Wo Zwieträchtiges zu versöhnen ist, da zeigt sich des Politikers Kunst, wie des Arztes Kunst bei Lebensgefahr: Steht alles gut ist jeder klug.“

Damanaka verbeugte sich nun, machte sich auf den Weg zu Sanjivaka und dachte voller Freude: „Aha, der Herr zeigt uns ein gnädiges Gesicht und handelt ganz nach unserm Willen. So ist denn keiner glücklicher als ich. Man sagt auch: Nektar ist die Wärme in der Kälte, Nektar ist des Geliebten Blick, Nektar die Gunst des Erdherrschers und Nektar ist die Freundschaft des Redlichen.“

Nachdem er darauf zu Sanjivaka gekommen war, sagte er freundlich: „Lieber Freund! Ich habe den Herrn zu deinen Gunsten gnädig gestimmt und bewirkt, daß er dir Sicherheit verspricht. Drum gehe ohne Zagen! Nachdem du aber des Königs Gunst erlangt hast, mußt du in Übereinstimmung mit mir handeln: Du darfst nicht stolz werden und nicht eigenmächtig verfahren. Auch ich werde, sobald ich mein Ministeramt angetreten habe, in Übereinstimmung mit dir die ganze Last der Regierung tragen. Wenn wir so verfahren, werden wir alle beide das Glück der Herrschaft genießen. Denn: Der Erde Fülle fällt Männern nach Jägerrecht in die Hände: Der eine hetzt das Wild, der andere schlägt es tot. Und so: Wer aus Übermut nicht Hohe, Niedere und Mittlere ehrt - und genoß er auch fürstliche Ehren - der fällt wie Dantila.“

Da fragte Sanjivaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

#### 4. Erzählung - Dantila und der Schloßfeger

Hier auf dem Erdboden liegt eine große Stadt mit Namen Vardhamana. Da wohnte ein reicher Kaufherr, Vorsteher der ganzen Stadt, namens Dantila. Während dieser die Geschäfte der Stadt und des Königs besorgte, waren sämtliche Einwohner dieser Stadt und der König überaus zufrieden. Wozu viele Worte? Ein Mensch, so geschickt wie dieser, ward nie wieder gesehen noch gehört. Sagt man doch mit Recht: Wer des Königs Vorteil dient, zieht sich des Volkes Haß zu; doch wer des Landes Vorteil dient, der verliert des Königs Gunst. Da ein solcher unvereinbar großer Widerspruch hier herrscht, ist ein Mann, der Fürst und Land gleichmäßig dient, ein seltener Schatz.

Indem er sich nun in dieser Lage befand, fand einst in seinem Hause eine Hochzeit statt. Da wurden von ihm alle Bewohner der Stadt und die Leute aus des Königs

Umgebung ehrenvoll eingeladen, gespeist und mit Kleidern und ähnlichem beehrt. Nach der Hochzeit wurde der König samt seines nächsten Gefolges in das Haus geführt und hochgeehrt. Dieser König hatte aber einen Palastreiniger, namens Gorambha („wie ein Stier brüllend“). Der war mit ihm ins Haus gekommen und hatte sich über des Königs Hauspriester auf einem für ihn unangemessenen Platz niedergelassen. Da wurde er verächtlich am Hals gepackt und hinausgeworfen. Seit dieser Zeit seufzte er über diesen Schimpf und fand selbst in der Nacht keinen Schlaf mehr. Er überlegte: „Wie kann ich diesen Kaufmann um des Königs Gunst bringen? Und wenn nicht? Warum lasse ich meinen Körper umsonst so abmagern, wenn ich es ihn gar nicht entgelten lassen kann? Sagt man ja doch mit Recht: Wozu ereifert sich ein Mann übermäßig, der sich doch nicht rächen kann? Die Erbse, springt sie auch noch so hoch, bricht doch die Pfanne nicht entzwei.“

Als nun der König um Tagesanbruch in tiefe Meditation (Andacht) versunken war und jener neben dem Bette reinigte, sprach er: „Ha, diese entsetzliche Frechheit des Dantila, daß er des Königs Gemahlin umarmt!“ Der König hörte es, sprang eilig auf und sagte: „He, he, Gorambha! Ist das wahr, was du gesagt hast? Hat Dantila die Königin umarmt?“ Gorambha antwortete: „Ich habe die ganze Nacht beim Spiel durchwacht, und so hat mich, obgleich mit Reinigen beschäftigt, wider Willen der Schlaf beschlichen. Daher weiß ich nicht, was ich gesagt habe.“ Da sprach der König voll Eifersucht für sich: „Dieser hat ja ungehinderten Zutritt in mein Haus und so auch Dantila. Daher kann er vielleicht einmal gesehen haben, wie der die Königin umarmte und hat deswegen dies gesprochen. Denn man sagt auch: Was die Menschen bei Tag wünschen, was sie sehen oder was sie tun, so sprechen und handeln sie aus Gewohnheit auch im Schlaf. Und so: Was Gutes oder was Böses in den Herzen der Menschen ruht, und wäre es auch noch so heimlich, in Rausch und Traum wird's ausgeschwatzt. Was aber die Frauen anbetrifft, wie kann da auch nur ein Zweifel bestehen? Man sagt ja: Mit einem unterhalten sie sich, dem andern werfen sie Blicke zu, den dritten tragen sie im Herzen: Wer in aller Welt ist von Frauen wirklich geliebt? Und auch: Mit einem sprechen sie reich an Worten, die roten Lippen von Lächeln erfüllt, den andern blicken sie mit Augen an, wie ein aufblühender Lotus strahlend und weit, den dritten denken sie im Herzen, vielfach bewegt, von Sitte fern: Wodurch steckt so die Schönäugige voll Liebe im höchsten und weitesten Sinn? Feuer wird nicht satt der Späne, alle Flüsse sättigen nicht den Ozean, alle Wesen nicht den Todesgott und die Männer nicht die Schönäugige. Nur wenn Heimlichkeit, Gelegenheit und ein Mann fehlt, der sie begehrt, dann, oh Narada! wird Keuschheit auch in der Weiber Brust wohnen. Und so: Welcher Narr sich betört einspricht „Meine Geliebte liebt mich!“, der muß stets wie ein Spielvogel im Käfig, nach ihrem Willen tun. Wer ihre Worte und Werke - wenn noch so wenig oder viel - ausführt, der zieht durch sein Treiben sich in der Welt Verachtung zu. Wer Verlangen dem Weib kundgibt, sich ihm nähert und ihm auch nur die kleinste Höflichkeit zeigt, nach dem begehrt auch das Weib. Nur die Furcht vor der Umgebung und Mangel an Begehrenden ist der zuchtlosen Weiber einzige Zucht zu aller Zeit. Keinen gibt's, den sie verschmähen, selbst das Alter hält sie nicht ab. Einerlei, ob schön ob häßlich, ist es nur ein Mann, dann lieben sie ihn. Den Liebhaber verbrauchen die Weiber gleichwie einen Unterrock, um die Hüfte geschlungen zerreiben sich beide, der hängend an Schönheit, der andre am Band. Ein Verliebter sowie rote Schildläuse (woraus rote Farbe gewonnen wurde), die werden gleich weggeworfen, sobald das zarte Weib sie kräftig ausgepreßt hat.“

Nachdem der König in dieser Weise vielfache Klagen ausgestoßen hatte, entzog er von dieser Zeit an dem Dantila seine Gunst. Um es kurz zu machen: Es wurde ihm sogar der Eintritt in des Königs Tor versagt. Dantila aber, da er sah, daß er ohne alle Veranlassung die Gunst des Königs der Erde eingebüßt hatte, dachte: „Ach! mit Recht heißt es auch: Welcher Reiche bläht sich nicht auf? Wes Sinnlichen Leiden enden je? Wem ist auf Erden von Weibern nicht das Herz gebrochen? Wen liebt ein Fürst? Wer fällt nicht in des Todes Gewalt? Welcher Dürftige kam zu Ansehen? Und wer, in die Netze des Bösen gefallen, kam je mit heiler Haut davon? Und so: Ehrlichkeit bei Krähen, Wahrheit bei Spielern, Sanftmut in Schlangen, Liebessättigung bei Weibern, Mut beim Eunuchen, Überlegung beim Trunkenbold oder einen Fürst, der zugleich ein Freund ist: Wer hat das je gesehen noch gehört? Übrigens habe ich weder diesem Fürsten noch sonst irgend jemand auch nur im Schlaf etwas zuleide getan. Was bedeutet das nun, daß der König sich von mir abgewendet hat?“

Als nun der Schloßfeger einst sah, wie Dantila auf diese Weise von des Königs Tor abgewiesen ward, sagte er spottend zu den königlichen Torhütern: „He, he, ihr Torhüter! Dieser Dantila steht hoch in des Königs Gunst und verhängt aus eigener Machtvollkommenheit Strafe und Belohnung. Wie ich, so werdet auch ihr von ihm, weil ihr ihn abweist, am Hals gepackt werden.“

Da Dantila dieses hörte, dachte er: „Das ist sicher das Werk von diesem! Sagt man ja doch mit Recht: Ein Gemeiner, ja selbst ein Tor, wird aller Orten hochgehrt, sobald er in des Königs Dienst steht, auch wenn nicht in hohen Würden. Ein Mensch, der in des Fürsten Dienst steht, auch wenn er unwürdig und feige ist, wird doch trotzdem von Niemanden mit Verächtlichkeit behandelt.“

Nachdem er so geklagt, ging er mit beschämtem Herzen voller Angst nach Hause, ließ gegen Nachtwerden Gorambha rufen, beehrte ihn mit einem Paar Gewändern und sagte ihm Folgendes: „Lieber! Nicht aus Feindschaft habe ich dich damals aus dem Hause bringen lassen. Weil du dich über den Brahmanen an einem unpassenden Platz niederließt, bist du beleidigt worden. Verzeih es mir!“

Dieser aber, dem das Paar Kleider vorkam, als wäre es das Himmelreich, wurde überaus erfreut und sagte: „Oh Kaufherr! dir ist verziehen. Zum Dank für diese Ehre sollst du die Macht meines Verstandes und des Königs Gunst kennenlernen.“

Nachdem er dies gesagt, ging er voller Freude weg. Mit Recht sagt man: Durch eine Kleinigkeit steigt es und durch eine Kleinigkeit sinkt es: Ach! wie sehr ist des Gemeinen Denken dem Waagebalken gleich.

Nachdem Gorambha am folgenden Tag darauf zu Hofe gegangen war, besorgte er das Reinigen, während der König in tiefe Meditation versunken war und sprach dabei Folgendes: „Ach! welcher Unverstand von unserem König, daß er, während er seine Notdurft verrichtet, Gurken ißt!“ Der König hörte dies, stand voll Erstaunen auf und sagte: „He, he, Gorambha! was für ungebührliche Dinge sprichst du da? Nur weil ich denke, daß du ein Hausdiener bist, laß ich dich am Leben. Hast du mich jemals etwas Derartiges tun sehen?“ Jener antwortete: „Ich habe beim Spiel die ganze Nacht durchwacht und so hat mich, obgleich ich mit Reinigen beschäftigt bin, wider Willen der Schlaf beschlichen. Von diesem überwältigt weiß ich nicht, was ich gesagt habe. Drum möge der Herr mir Gnade schenken, da ich in der Gewalt des Schlafes war.“ Nachdem er dies gehört, dachte der König: „Ich habe doch in meinem ganze Leben während ich meine Notdurft verrichtete noch nie das kleinste Gürkchen

gegessen! So wie nun diese Handlung, die mir jener Narr nachgesagt, nicht wahr ist, so ist es sicher auch mit der von Dantila! Darum habe ich nicht recht getan, daß ich dem Armen meine Gunst entzog. Solchen Leuten darf man solche Dinge niemals glauben! Wenn er irrt, dann gehen alle Angelegenheiten sowohl des Königs als der Stadtbewohner aus den Fugen.“

Nachdem er in dieser Weise mehrfach überlegt hatte, ließ er den Dantila rufen, ihm seines eigenen Leibes Schmucksachen und Gewänder anlegen und übergab ihm die oberste Aufsicht. Daher sage ich: „Wer aus Übermut nicht Hohe, Niedere und Mittlere ehrt - und genösse er auch fürstliche Ehren - der fällt wie Dantila.“

Sanjivaka sagte: „Lieber, was du gesagt hast, ist wahr! So möge es denn gerade so gehalten werden!“ Nach diesen Worten ging Damanaka mit ihm zu Pingalaka und sagte: „Oh Herr! Hier ist Sanjivaka, von mir hierher geführt. Majestät haben nun zu befehlen!“ Sanjivaka seinerseits verbeugte sich ehrfurchtsvoll und stellte sich voll Bescheidenheit ihm gegenüber. Pingalaka aber reichte seine mit Nägeln wie Donnerkeilen geschmückte rechte Hand dem mit fettem und großem Buckel versehenen Stier und sprach, indem er ihn ehrenvoll begrüßte: „Befindest du dich wohl? Woher bist du in diesen menschenleeren Wald gekommen?“ Jener erzählte ihm seine ganze Geschichte, die Art und Weise wie er vom Händler Vardhamanaka getrennt ward. Nachdem Pingalaka dies gehört, sagte er: „Freund, fürchte dich nicht! Wohne nach Belieben in diesem von meinem Arm geschützten Wald! Im übrigen mußt du dich stets in meiner Nähe vergnügen, denn dieser Wald ist voll von vielen Gefahren, von vielen schrecklichen Tieren bewohnt und bietet selbst großen Tieren, die sich von Kräutern ernähren, keinen sichern Aufenthalt.“

Nachdem er so gesprochen, ging der König des Wildes zum Ufer der Yamuna herab, trank und badete nach Lust, und ging dann wieder in den Wald, nach Gutdünken umherwandernd. Und nachdem er darauf die Last der Regierung dem Karataka und Damanaka anvertraut hatte, gab er sich dem Genuß der schönen Unterhaltung und Gesellschaft mit Sanjivaka hin. Durch Sanjivaka aber, welcher sich durch mancherlei Wissenschaften eine hohe Verstandesbildung erworben hatte, wurde schon in wenigen Tagen sogar der stumpfsinnige Pingalaka verständig gemacht. So ließ er ab vom wilden Leben und gewöhnte sich an gesittete Lebensweisen. Um es kurz zu machen: Tag für Tag pflegten Pingalaka und Sanjivaka allein im Geheimen miteinander Rat, und sämtliches übrige Gefolge stand in der Ferne; selbst die beiden Schakale konnten keinen Zutritt mehr erlangen. Und da nun außerdem der Löwe seine Stärke nicht gebrauchte, so wurden das gesamte Volk des Wildes und diese beiden Schakale von Hunger und Leid geplagt. Sie zogen sich daher nach einer und derselben Gegend zurück und blieben da. Denn man sagt auch: Einen König, der keine Ehrfurcht hervorruft - wenn er auch hohen Geschlechts und edel ist - verläßt der Diener, gleichwie Vögel dürre Bäume, und geht davon. Und so: Auch Diener, die der Herr ehrt, die guten Hauses sind und treu, verlassen einen Erdenherrscher, wenn er sie Mangel leiden läßt. Ferner: Wenn ein König nie in Rückstand mit seiner Diener Unterhalt ist, dann verlassen sie ihn niemals, selbst wenn er sie beleidigt. Und so verhält es sich nicht bloß mit den Dienern, vielmehr steht sogar die ganze Welt um der Nahrung willen durch Freundlichkeit und die übrigen Mittel (der königlichen Regierung, nämlich Versöhnung, Belobigung, Trennung und Strenge) in gegenseitiger Verbindung. Denn: Die Fürsten gegen Länder, die Ärzte gegen Kranke, Verkäufer gegen Käufer, die Klugen gegen Törichte, die Diebe gegen Sorglose, Durstige gegen

Besitzende, die Dirnen gegen Liebhaber oder die Handwerker gegen alle Welt, sie spannen bei Tag und Nacht ihre Schmeichelnetze und ähnliches, gleichwie die Fischer nach Kräften von Fischen ihre Nahrung ziehen.

Sagt man doch mit Recht auch Folgendes: Die Pläne der Schlangen, der Nichtsnutzigen und der Räuber von fremdem Gut werden nicht vollendet; dadurch besteht diese Welt. Des Ganesha Maus zu fressen begehrt die hungrige Schlange Shivas, diese aber begehrt der Pfau des Skanda und diesen begehrt der Löwe der Durga. Wenn aber dies sogar der Familie Treiben in Shivas Haus ist, wie sollte es nicht auch sonst so in der Welt sein? Von ihm hat diese ja ihre Gestalt.

Karataka und Damanaka, der Gunst ihres Herrn beraubt und die Kehle von Hunger abgezehrt, berieten sich darauf miteinander. Da sagte Damanaka: „Ehrwürdiger Karataka! So ist es denn mit unserem Ministerium schon zu Ende! Dieser Pingalaka, ganz verliebt in Sanjivakas Worte, hat einen Widerwillen gegen seine eigene Beschäftigung gefaßt. All sein Gefolge ist auf und davongegangen. Was ist nun zu tun?“

Karataka sagte: „Du mußt ihn ermahnen, sollte er auch nicht tun, was du sagst, damit auf dich keine Schuld fällt. Denn man sagt auch: Den Fürsten soll sein Rat mahnen, selbst wenn er nicht der Mahnung folgt, wie Vidura den Dhritarashtra beriet, damit ihn keine Sünde trifft. Wenn ein König und Elefant aus Übermut auf falschem Weg wandeln, dann verdient der Führer den Tadel, der in ihrer Nähe ist. Das ist die Folge davon, daß du diesen Grasfresser zu dem Herrn gebracht hast. Du hast die brennenden Kohlen mit eigener Hand herbeigeschafft.“

Damanaka sagte: „Das ist wahr! Es ist meine Schuld, nicht die des Königs. Denn man erzählt auch: Der Schakal durch ein Widderfechten, ich durch Ashadhabhuti (unwiderstehliche Macht) und die Kupplerin durch Stellvertretung: drei Mißgeschicke aus eigener Schuld.“

Da fragte Karataka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 5. Erzählung - Drei Mißgeschicke aus eigener Schuld

An einem gewissen Ort ist ein Kloster, da wohnte ein Bettelmönch mit Namen Devasarman (von den Göttern geliebt), der hatte sich durch den Verkauf vieler feiner Gewänder, welche ihm die Opferherren geschenkt hatten, mit der Zeit eine große Summe Geld erworben. Da traute er nun keinem Menschen mehr. Tag und Nacht trug er es unter dem Arm, ohne es abzulegen. Sagt man ja doch mit Recht: Schwer ist es, Vermögen zu erwerben, und schwer ist auch dessen Bewahrung: Leid beim Gewinn! Leid beim Verlust! Wie voll von Pein ist doch der Reichtum! Da erblickte ihn ein verschmitzter Räuber, Ashadhabhuti mit Namen, mit der Geldsumme unter dem Arm und überlegte: „Wie mach ich es, daß ich ihm dieses Geld abnehme? Ein Loch durch die Mauer zu brechen ist doch nicht möglich, dazu sind die Steine des Gebäudes zu hart; ebensowenig kann man durch die Fenster einsteigen, weil sie zu hoch sind. Deshalb will ich ihm durch gleisnerische Reden Vertrauen einflößen und mich zu seinem Schüler machen, so daß er Zutrauen zu mir faßt. Denn man sagt ja: Wer ohne Habsucht ist, sucht keine Ämter; wer nicht verliebt ist, liebt keinen Putz; wer nicht gebildet ist, kann nicht reden, und wer nicht lügt, betrügt auch nicht.“



Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er zu ihm und sagte: „OM, Verehrung dem Shiva!“ Dann warf er sich auf alle acht (Glieder, die den Boden berühren) vor ihm nieder und sprach demütig: „Oh Erhabener, eitel ist die Welt! Die Jugend gleicht der Schnelle eines Bergstroms, und das Leben einem Strohfeuer! Freuden sind wie der Schatten einer Wolke! Einem Traum gleicht die Verbindung mit Weib und Kind, mit Freund und Dienern! Das habe ich durch und durch kennengelernt. Was muß ich nun tun, damit ich diesen Weltozean durchschiffe?“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte Devasarman mit Wohlwollen: „Mein Kind! du bist glücklich, daß du schon in frühester Jugend das Sinnliche so verachtetest, denn man sagt auch: Wer seiner Leidenschaft Herr in früher Jugend wird, der ist ganz Herr: Sobald des Körpers Kraft schwindet, wem wird dann Ruhe nicht zuteil? Den Guten wird zuerst die Vernunft alt und der Körper erst hinterher, den Bösen aber zuerst der Körper und die Vernunft zu keiner Zeit. Und da du nach einem Mittel fragst, den Weltozean zu durchschiffen, so höre: Ein Diener oder anderer, selbst ein zopfgeschmückter Ausgestoßener, wird mit Shivas Mantra geweiht und Asche auf seinem Leib zum Brahmanen. Wer mit dem Spruch von sechs Silben („Om Namah Shivaya“) auch nur eine einzige Blume dem Linga auf das Haupt legt, erleidet keine Wiedergeburt mehr.“

Nachdem er dies gehört, umfaßte Ashadhabhuti dessen Füße und sagte demütig: „Oh Ehrwürdiger! dann erweise mir die Gunst, mich in den Gelübden zu unterrichten!“ Devasarman sagte: „Kind! ich werde dir diese Gewogenheit erweisen. Du darfst jedoch bei Nacht nicht ins Kloster treten. Denn die BÜßer wie du und ich müssen ohne Umgang leben. Denn man sagt auch: Durch schlechten Rat verdirbt ein König, ein BÜßer durch Umgang, ein Sohn, wenn er verzogen wird, ein Brahmane, wenn er nicht studiert, eine Familie durch schlechte Kinder, gute Anlagen durch schlechte Gesellschaft, Freundschaft durch Lieblosigkeit, Reichtum durch Schwelgerei, Liebe durch Entfremdung, Scham durch Trunkenheit, Landbau durch Mangel an Aufsicht, und Geld durch Verschwendung und Sorglosigkeit. Darum mußst du nach Übernahme des Gelübdes vor der Tür des Klosters in einer Laubhütte schlafen.“

Jener antwortete: „Oh Erhabener! dein Befehl ist meine Richtschnur! Denn ich tue dieses für die kommende Welt.“ Nachdem er die Bedingung in Betreff des Lagers eingegangen war, schenkte ihm Devasarman seine Gunst und unterrichtete ihn nach der in den heiligen Büchern beschriebenen Vorschrift. Jener aber bereitete diesem das größte Vergnügen durch Waschen der Hände und Füße, Herbeibringung von Sandelschminke und ähnliche Dienstleistungen. Aber trotz alledem hielt der Mönch das Geld stets unter seinem Arm fest. Indem nun die Zeit so hinging, dachte Ashadhabhuti: „Oh je! der faßt auch nicht das geringste Zutrauen zu mir! Wie wäre es, wenn ich ihn nun am hellen lichten Tag mit dem Messer umbrächte? Oder ihm Gift gäbe? Oder ihn wie ein Vieh abschlachtete?“

Indem er so überlegte, kam zu Devasarman ein Schüler aus einem Dorf, der ihm wie ein Sohn war, um ihn zu sich einzuladen und sagte: „Oh Ehrwürdiger! Mögest du zu meinem Hause kommen, um eine freundliche Bewirtung entgegenzunehmen.“ Nachdem er dies gehört, machte sich Devasarman vergnügten Herzens mit Ashad-

habhuti auf den Weg. Indem er nun so ging, kam er an einen Fluß. Nachdem er diesen erblickt, nahm er das Geld unter dem Arm weg, wickelte es sorglich in ein Kleid, badete sich, verrichtete seine Andacht und sprach dann zu Ashadhabhuti: „He, Ashadhabhuti! bewache, während ich meine Notdurft verrichte und bis ich zurückkehre sorgfältig dieses Kleid deines Heiligen!“ Nachdem er dies gesagt, ging er weg. Sowie er aber aus dem Gesichtskreis war, ergriff Ashadhabhuti das Geld und machte sich eilig davon.



Während nun Devasarman, dessen Herz von den Eigenschaften seines Schülers ganz eingenommen war, niederhockte, sah er in der Mitte einer Herde von Goldwolligen (Schafen) einen Widderkampf. Da liefen die beiden Widder voll Wut weit auseinander, stürzten dann wieder aufeinander, und indem sie sich mit den Hörnern ihrer Stirn stießen, strömte viel Blut herab. Dieses leckte ein Schakal mit gieriger Zunge auf, indem er auf den Fechtboden trat. Devasarman aber, indem er dieses sah, dachte bei sich: „Oh, wie dumm ist dieser Schakal! Ich bin überzeugt, wenn er auch nur ein klein wenig zwischen sie gerät, wenn sie aufeinander stürzen, so ist er sicher des Todes.“ Und einen Augenblick darauf geriet der Schakal aus Begierde nach dem Blut zwischen ihre zusammenstoßenden Köpfe und war tot. Devasarman aber bemitleidete ihn, und nachdem er sich gereinigt hatte, machte er sich auf den Weg nach seinem Geld. Wie er nun so allmählich ankommt, sieht er Ashadhabhuti nicht, und wie er voll Unruhe das Kleid untersucht, so ist das Geld nicht darin. Darauf fiel er mit dem Ausruf „Weh, weh, ich bin bestohlen!“ ohnmächtig auf den Erdboden. Alsbald aber kam er wieder zur Besinnung, sprang wieder vom Boden auf und fing an zu wüten: „Oh, oh, Ashadhabhuti! wohin bist du gegangen, nachdem du mich betrogen hast? Gib mir doch Antwort!“

Nachdem er in dieser Art vielfach geklagt hatte, machte er sich langsam auf den Weg, indem er dessen Fußspuren aufsuchte. So gehend kam er gegen Abend zu einem Dorf. Aus diesem Dorf aber hatte sich ein Weber samt seinem Weibe nach einer benachbarten Stadt auf den Weg gemacht, um berauschende Getränke zu genießen. Wie er sie erblickte, sagte Devasarman: „Oh Lieber! ich komme als abendlicher Gast zu dir, denn ich kenne keinen Menschen in diesem Dorf. Drum erfülle die Pflicht der Gastfreundschaft! Denn man sagt auch: Am Abend soll kein Hausvater den Gast abweisen, den ihm die Sonne bringt, denn durch seine Pflege werden Hausväter Göttern gleich. Und so: Laub und Wasser sowie Erde und als viertes ein freundlich Wort, die gehen in eines braven Mannes Behausung nimmermehr zu Ende. Das Willkommen erfreut Agni, das Niedersitzen Indra, der Füße Reinigung die Ahnen, Speise und Trank den Großen Vater.“

Der Weber aber, nachdem er dies gehört, sagte zu seiner Frau: „Liebe, gehe du mit diesem Gast nach Hause! Besorge ihm die Fußreinigung, Speise, Lager und ähnliches, und bleibe dort. Ich werde dir einen tüchtigen Schluck mitbringen.“ Nachdem er dies gesagt, ging er weiter. Seine Frau aber, welche eine Buhlerin war, nahm ihn mit freudigem Antlitz nach Hause mit, im Herzen jedoch dachte sie an ihren Liebhaber Devadatta („von den Göttern gegeben“). Sagt man ja doch mit Recht: An verregnetem Tage, in wolkiger Nacht, in einsamen Straßen oder wenn der Mann in der

Fremde ist, da freut sich das geile untüchtige Weib. Und so: In der Sänfte sich auszustrecken, ein liebevoller Mann, ein herzerfreuendes Lager - das ist dem verliebten Weibe, das nach verstohlener Lust begehrt, nur soviel wie ein Grashalm wert. Und so: Wollust verzehrt ihr das Mark, Liebe die Knochen, leidenschaftliches Liebesgeschwätz ist der Buhlerin Lust, aber vom Gatten ist ihr nichts genehm. Und so: Des Hauses Fall, der Menschen Tadel, Gefängnis selbst und Lebensgefahr läßt sich die Buhlerin gefallen und läßt nicht los vom fremden Mann.

Des Webers Frau ging darauf nach Hause, wies dem Devasarman eine zerbrochene Bettstelle ohne Betten an und sagte: „Oh Ehrwürdiger! bleib hier in unserem Hause und gib Acht, bis ich mit einer Freundin, die aus dem Dorf gekommen ist, gesprochen habe und so schnell wie möglich wieder zurück bin.“

Nachdem sie so gesprochen und ihren schönsten Putz angelegt hatte, ging sie zu Devadatta. Da kommt grade ihr Mann auf sie los mit vor Trunkenheit schlotterndem Körper, mit fliegendem Haar, bei jedem Schritt stolpernd und die Schnapsbottel in der Hand. So wie sie ihn erblickte, kehrte sie schleunig um, ging ins Haus, legte den Schmuck ab und war wie vorher. Der Weber, da er sie fliehen und so überaus geschmückt sah, außerdem schon früher durch das Gerede der Leute üble Gerüchte von ihr gehört hatte und dadurch im Herzen aufgebracht war, aber seine Empfindungen verborgen hatte, hielt sich, wie er dies so gestaltige Treiben erblickte, von der Wahrheit überzeugt und geriet in heftigen Zorn. Er trat ins Haus und sagte zu ihr: „Ah, du gemeine Buhlerin! Wohin wolltest du gehen?“

Sie antwortete: „Seitdem ich von dir weg bin, bin ich nirgends hin zur Tür herausgetreten. Wie kannst du also von Schnaps berauscht so Ungebührliches von mir reden? Sagt man nicht mit Recht: Geistesverwirrung, Umsinken, Sprechen von Ungebührlichem und alle Zeichen des Wahnsinnes zeigt der Zustand eines Trunkenbolds. Wie dem Trunkenbold die Hände, so zittert der Sonne Strahlenkranz; wie der Trunkenbold sein Kleid läßt, so die Sonne den Himmelskreis; wie der Trunkenbold die Stärke, so verliert die Sonne ihre Kraft; wie der Trunkenbold von Zorn erglüht, so wird von Glut die Sonne rot: So widerfährt selbst der Sonne Ähnliches, wie dem Trunkenbold.“

Er aber, da er diese widerspenstige Rede vernahm und sah, daß sie den Schmuck abgelegt hatte, sagte zu ihr: „Du Ehebrecherin! Schon lange habe ich von deinem schlechten Ruf gehört. Darum will ich, nachdem ich mich jetzt mit meinen eigenen Augen davon überzeugt habe, dich bestrafen, wie du es verdienst.“

Nachdem er so gesprochen, schlug er ihr den Leib mit Stockprügeln mürbe, band sie dann mit einem tüchtigen Strick an einen Pfosten und verfiel alsdann, von Trunkenheit überwältigt, in Schlaf. Mittlerweile kam die Freundin des Weibes, die Frau eines Barbiers herbei, und da sie den Weber schlafen sah, sagte sie: „Freundin, Devadatta wartet an dem bewußten Ort, komm also schnell hin!“ Jene antwortete: „Sieh doch in welchem Zustand ich bin, wie kann ich kommen?! Geh du also und sage dem Geliebten, daß ich jetzt nicht mit ihm dort zusammenkommen kann.“

Die Barbiersfrau aber sagte: „Freundin, sprich nicht so! Das kommt einer Buhlerin nicht zu. Man sagt ja: Die fest und ausdauernd süße Früchte erstreben, selbst von gefährlichem Ort, die scheinen mir Kamelen gleichsam, und hoch zu preisen ist ihre Geburt. Und so: Da eine zukünftige Welt zweifelhaft ist und der Leute üble Nachrede mannigfach, so sind diejenigen glücklich, die der Jugend Frucht in den Armen

eines ihnen gehörigen Galans genießen. Und ferner: Wenn durch des Schicksals Fügung selbst ein mißgestalteter Mann der Buhlerin heimlich verbunden ist, dann liebt sie selbst den schönsten eigenen Gatten nicht, auch wenn es ihr größtes Mißgeschick brächte.“

Jene sagte: „Wenn du so meinst, so sprich, wie kann ich wegkommen, da ich mit starkem Strick festgebunden bin und mein Mann in der Nähe ist!“ Die Barbiersfrau antwortete: „Freundin! der ist vom Rausch überbewältigt und wird nicht eher aufwachen, als bis ihn die Strahlen der Sonne berühren. Drum will ich dich losmachen. Binde du mich statt deiner an und komm zurück, sobald du dich mit Devadatta unterhalten hast.“ Jene antwortete: „So sei es!“

Nachdem so geschehen war, stand nach einiger Zeit der Weber auf. Sein Zorn hatte sich ein wenig gelegt, der Rausch war verflogen und er sagte zu ihr: „He, du! die du dich an andere Männer machst! Wenn du von jetzt an nicht mehr aus dem Hause gehst und dich nicht mit anderen Männern abgibst, dann will ich dich losbinden.“ Aber die Barbiersfrau gab aus Furcht, sich durch ihre Stimme zu verraten, keine Antwort darauf. So wiederholte er dieselben Worte mehrere Male. Da sie aber auch nicht das Geringste zur Antwort gab, geriet er von neuem in Zorn, nahm ein scharfes Messer und schnitt ihr die Nase ab. Dann sagte er: „He, du Ehebrecherin! bleib du nur stumm! Ich werde dir kein gutes Wort mehr geben.“ So sprechend fiel er wieder in Schlaf.

Devasarman aber, der wegen des Verlustes seines Geldes und weil seine Kehle von Hunger abgezehrt war, nicht einschlafen konnte, beobachtete dieses ganze Treiben der Frau. Die Webersfrau ihrerseits, nachdem sie nach Herzenswunsch der Liebe Lust mit Devadatta genossen hatte, kam nach einiger Zeit nach Hause zurück und fragte die Barbiersfrau: „Geht es dir gut? Ist dieser Bösewicht nicht aufgestanden, seitdem ich weg bin?“ Die Barbiersfrau sagte: „Von der Nase abgesehen, befindet sich mein übriger Körper wohl. Nun mach mich rasch vom Strick los, ehe er mich sieht, damit ich nach meinem Hause gehe!“

Nachdem dies so geschehen war, stand der Weber wieder auf und sagte zu ihr: „Du Ehebrecherin! sprichst du auch jetzt noch nicht? Soll ich dir noch eine andere stärkere Strafe zufügen und dir die Ohren abschneiden?“ Da aber sagte sie zorn erfüllt folgende vorwurfsvollen Worte: „Pfui und nochmals Pfui über dich, du großer Tor! Wer wäre fähig, mich, ein so keusches und gattenergebenes Weib zu verletzen oder zu verstümmeln? Alle Welthüter zusammen mögen es hören! Man sagt ja: Sonne und Mond, Erde, Feuer, Wind und Raum, das Herz, Tag und Nacht, die beiden Dämmerungen sowie auch Yama und Dharma (der Gott der Toten und der Gerechtigkeit) kennen der Menschen Taten. Wenn ich also keusch bin, dann mögen diese Götter meine Nase so unversehrt machen, wie sie früher war. Wenn ich aber auch nur in Gedanken nach einem anderen Mann verlangt habe, dann mögen sie mich in Asche verwandeln!“

Nachdem sie dies gesagt, sprach sie weiter: „Siehe, du Bösewicht! Kraft der Macht meiner Keuschheit ist meine Nase wieder ganz ebenso geworden.“ Wie er nun ein Licht nimmt und zusieht, so hatte sie dieselbe Nase wie früher, und auf der Erde war ein großer Blutstrom. Voll Verwunderung löste er sie vom Strick, hob sie auf, legte sie aufs Bett und suchte sie durch hundert Liebkosungen zufrieden zu stellen.

Devasarman aber sah den ganzen Vorgang mit an und sagte mit Erstaunen im Herzen Folgendes: „Alles was Usanas gewußt hat und alles was Vrihaspati weiß (die Lehrer der Dämonen und Götter), reicht nicht an des Weibes Klugheit: Gegen diese gibt es keinen Schutz! Lüge verwandeln sie in Wahrheit, und Wahrheit wiederum in Lüge. Wie können sich ihrer selbst Weise in dieser Welt erwehren? An einem andern Ort wird auch gesagt: Nicht allzusehr soll man an Weibern hängen; unmäßig sonst wird die Gewalt des Weibes, und wie mit Krähen, denen die Flügel gestutzt sind, so spielt sie mit allzu ergebenen Männern. Sie reden mit freundlichem und schönem Mund, und greifen mit eisigem Herzen an. Honig liegt auf der Frauen Lippen, aber im Herzen nichts als Gift. Betört durch die kurze Freude, saugen die Männer an ihren Lippen; deren Herz aber schlagen sie nur mit Fäusten - wie es Bienen mit dem Lotus machen, wenn sie nach Nektar gieren. Und ferner: Der Gefahren Strudel, der Unverschämtheit Wohnung, der Waghalsigkeiten Residenz, der Sünden Niederlage, die Behausung von hundert Listen, der Unzuverlässigkeiten Gefilde - dieser selbst den großen Meistern unter den geschicktesten Männern unbegreifliche Korb aller Gaukeleien - dies als Frau gestaltete und mit Ambrosia gemischte Gift, von wem ist es zum Untergang des Rechts in der Welt geschaffen worden? Die Gazellenäugigen, an denen gerühmt wird: Härte des Busens (kein Mitleid), der Augen Lebhaftigkeit (Flutterhaftigkeit), des Mundes Kleinheit (Trug), der Lockenfülle Gekräusel (Falschheit), der Rede Schmachten (Torheit), der Hüften Fülle (Dummheit), denen stets nachgesagt wird des Herzens Ängstlichkeit (Grausamkeit), die klug (trügerisch) sich gegen den Liebenden benehmen und deren Charakter eine Legion von Sünden ist - warum sind diese den Männern so lieb? Ihr Weinen und ihr Lachen geschieht mit Absicht; sie wissen den Mann zutraulich zu machen und trauen selber niemals: Drum soll der Mann, dem Haus und Tugend lieb ist, die Weiber meiden wie Krüge von einem Friedhof (die rituell unrein sind).

Die Könige der Tiere mit grauenerregender Mähne, Elefanten erglühend im Strome des reichen Brunstsafte, verständige Männer, Helden im Schlachtgewühl: sie werden alle in der Frauen Nähe zu schwachen Geschöpfen. So lange handeln sie zuerst zum Gefallen, als sie den Mann noch nicht gefesselt wissen. Doch sehen sie ihn fest in der Liebe Band, dann heraus mit ihm gleichwie der Fisch am Köder. Und: Es gleicht des Meers Gewoge in seinem Schwanken, nur einen Moment glühend wie die Abendröte, und gleich wirft das Weib den Mann weg, wie eine ausgepreßte Masse, die sie ausgesaugt hat. Sie betören, sie berauschen, sie betrügen, sie bedrohen, sie entzücken und sie betrüben. Was gibt es, was nicht die lieblich Blickende treibt, sobald sie liebend des Mannes Herz verstrickt? Denn von innen sind die Frauen voll Gift, von außen lieblich anzuschauen, gleichwie rote giftige Beeren, wie aller Welt bekannt.“

Indem der Bettelmönch so dachte, ging ihm die Nacht unter großem Leid hin. Die Kupplerin mit der abgeschnittenen Nase ging nach ihrem Hause und überlegte: „Was soll ich nun tun? Wie läßt sich dieser große Riß schließen (die Gefahr überwinden).“ Nun hatte der Mann dieser Frau, welche so überlegte, seines Geschäfts wegen die Nacht im königlichen Palast zugebracht. In der Frühe war er nach Hause zurückgekehrt und noch in der Nähe der Tür rief er, wegen des Drangs seiner vielen Geschäfte in der Stadt, seiner Frau zu: „Liebe! bringe mir rasch das Kästchen mit den Rasiermessern, damit ich gehe, um meine Geschäfte in der Stadt zu besorgen!“ Sie aber mit der abgeschnittenen Nase blieb in der Mitte des Zimmers stehen, und indem sie mit einem Trick ihren Zweck zu erreichen versuchte, nahm sie nur ein Messer aus

dem Kästchen und warf es ihm entgegen. Der Barbier, da er nur dies eine Messer sah, geriet vor Eifer in Zorn und schleuderte es zurück. Während dies hin und herging, hob diese Bösewichtin ihre Arme in die Höhe und stürzte zum Hause heraus, um wütend zu schreien: „Weh, weh, seht! Dieser Bösewicht hat mir, die ich mich stets brav betragen habe, die Nase abgeschnitten! Helft mir, helft mir!“ Sogleich kamen Polizeidiener herbei, schlugen den Barbier mit Stockprügeln windelweich, banden ihn mit starken Fesseln und führten ihn samt seiner Frau mit der abgeschnittenen Nase in das Obergerichtsgebäude und sprachen zu den Richtern: „Hört, ihr Herren Richter! Von diesem Barbier ist diese Perle von einer Frau, ohne daß sie etwas getan hat, verstümmelt worden. Drum möge ihm geschehen, was er verdient!“

Nach diesen Worten sagten die Richter: „He, Barbier! Warum hast du deine Frau verstümmelt? Hat sie etwa ein Begehren nach einem andern Mann gezeigt? Oder hat sie irgendwie deinem Leben nachgestellt? Oder hat sie sich eines Diebstahls schuldig gemacht? Sag an! Worin hat sie sich vergangen?“

Der Barbier aber, dessen Körper von Schlägen windelweich war, war unfähig eine Antwort zu geben. Da sagten die Richter: „Oje! Was die Polizeidiener gesagt haben, ist wahr. Er hört nicht! Er ist ein Bösewicht. Die Arme ist von ihm ohne ihr Verschulden mißhandelt worden! Man sagt ja: Lautlos, farblos, furchtsam blickend, mit zusammengesunkener Kraft wird der Mann, der Böses getan hat, durch seine eigene Tat erschreckt. Und so: Schwankenden Schrittes schreitet er mit entfärbtem Gesicht heran, auf der Stirn stehen ihm Schweißtropfen und stotternd kommt sein Wort heraus. Zitternd und zu Boden blickend ist stets der Mann, der Böses tat. Drum mögen ihn Kundige durch diese Zeichen sorglich erkennen. Und andererseits: Mit heiterem Antlitz und freudig, mit deutlichem Wort und kühnem Blick spricht angemessen im Gerichtssaal voll Zuversicht der Redliche. Somit trägt dieser alle Zeichen eines Verbrechers. Auf Mißhandlung einer Frau steht der Tod. Deshalb soll er auf einen Pfahl gespießt werden!“

Als darauf Devasarman ihn zum Richtplatz geführt sah, ging er zu den Richtern und sagte: „Ach! dieser Arme wird mit Unrecht hingerichtet. Der Barbier ist ein ehrlicher Mann. Hört, was ich sage! Der Schakal durch ein Widderfechten und ich durch Ashadhabhuti, die Kupplerin durch Stellvertretung - drei Mißgeschicke aus eigener Schuld.“

Darauf sagten die Richter zu ihm: „Oh Ehrwürdiger! wie war das?“ Alsdann erzählte Devasarman die Geschichte von allen drein ausführlich. Nachdem die Richter alles gehört hatten, waren sie sehr erstaunt, ließen den Barbier los und sagten zueinander: „Ach! Nicht töten darf man Brahmanen, Kinder, Weiber, Kranke und Büßer: Selbst bei schwersten Verbrechen sollten diese nur Verstümmelung erleiden. Den Verlust der Nase hat sie sich durch ihre eigene Handlung zugezogen. Als Strafe im Namen des Königs müssen ihr also die Ohren abgeschnitten werden.“

Nachdem dies geschehen, ließ auch Devasarman den Kummer über den Verlust seines Geldes fahren, und ging zu seinem Kloster zurück. Daher sage ich: Der Schakal durch ein Widderfechten, ich durch Ashadhabhuti, die Kupplerin durch Stellvertretung - drei Mißgeschicke aus eigener Schuld.“

Darauf sprach Karataka: „Aber da die Dinge in dieser Lage sind, was sollen wir beide nun tun?“ Und Damanaka antwortete: „Selbst in dieser Lage wird mein Verstand solch eine Tätigkeit entfalten, daß ich damit Sanjivaka von dem Herrn

trennen werde. Denn man sagt auch: Den einen ja, den andern nicht tötet des Bogenschützen Pfeil. Des Verständigen Verstand aber schießt Fürst und Fürstentum gleichzeitig nieder. Drum werde ich Betrug verbunden mit versteckter Heuchelei entfalten und ihn zerschmettern.“

Karataka sagte: „Lieber! wenn Pingalaka oder Sanjivaka deinen Betrug auch nur ein klein wenig merken, dann ist dein Verderben gewiß.“ Doch jener antwortete: „Väterchen, sprich nicht so! Männer von tiefem Verstand müssen zur Zeit des Unglücks, selbst wenn das Schicksal stürmisch ist, von ihrem Verstand Gebrauch machen. Man darf es zu keiner Zeit an Anstrengung fehlen lassen! Der Verstand erhält die Gesamtherrschaft nach Art wie der Holzwurm einmal einen Buchstaben hervorbringt (d.h. durch stetes unausgesetztes Bohren). Denn man sagt auch: Laß nie den Mut sinken, wenn auch das Schicksal stürmt: Durch Mut gewinnt man öfters festen Boden. Denn selbst im Meer, kaum daß vorbei der Sturm ist, begehrt der Seefahrer nach seinem Werke. Und so: Dem Mutigen bringt das Glück Hilfe. Denn „Schicksal, Schicksal!“ ist der Feigen Ausruf. Laß das Geschick! Wende nach Kräften Mut auf! Wenn trotz Kampf du nicht gewinnst, ist es nicht deine Schuld. Dies beherzigend werde ich sie durch die Macht tief verborgener Klugheit auf solche Weise voneinander trennen, daß sie alle beide nichts merken sollen. Man erzählt auch: Eines wohlverborgenen Truges Ende findet selbst Brahman nicht: Ein Weber in Gestalt Vishnus gewinnt des Königs Töchterlein.“

Da fragte Karataka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 6. Erzählung - Der Weber als Vishnu

An einem gewissen Ort wohnten zwei Freunde: ein Weber und ein Zimmermann. Diese hatten sich von ihrer Kindheit an sehr lieb und ihre Zeit verging ihnen, indem sie sich stets an demselben Ort miteinander vergnügten. Einst war nun an diesem Ort bei einem Göttertempel ein großes mit einem Aufzug verbundenes Fest. Es war ein Gewirr von Schauspielern, Tänzern und Sängern, und Menschen aus den verschiedensten Ländern waren zusammengeströmt. Indem nun die beiden Freunde dazwischen miteinander herumschweiften, erblickten sie eine Königstochter, auf einem jungen Elefanten sitzend, die mit allen Reizen geschmückt, von Haremsdienern und Eunuchen umgeben, herbeigekommen war, um das Götterbild (von Vishnu) zu sehen. Der Weber stürzte sogleich, nachdem er sie erblickt hatte, von den Pfeilen des Liebesgottes getroffen zu Boden, als ob er Gift getrunken hätte oder von einem bösen Geist gepackt wäre. Der Zimmermann aber, als er ihn in diesem Zustand sah, fühlte Mitleid über dessen Schmerz und ließ ihn von starken Männern aufheben und in sein Haus bringen. Da wurde er denn durch Anwendung von mancherlei kühlenden Mitteln, welche vom Arzt vorgeschrieben waren, und durch den Gebrauch von Beschwörungen nach langer Zeit mit Mühe zum Bewußtsein gebracht. Darauf fragte ihn der Zimmermann: „Oh Freund! Warum bist du so ganz ohne Veranlassung in Ohnmacht gefallen? Erzähle es mir der Wahrheit gemäß!“ Dieser antwortete: „Wenn du es willst, so höre es von mir, wenn wir ganz allein sind, damit ich es dir ohne etwas zu verbergen sage.“ Nachdem so geschehen, sagte er zu ihm: „Lieber! wenn du mich wirklich wie einen Freund liebst, so erweise mir die Gunst, Holz zu meinem Scheiterhaufen zu tragen! Gewähre mir meine Bitte! Denn was selbst bei geringer Zuneigung geschieht, das ist infolge deine großen Zuneigung für dich nicht unangemessen.“

Jener aber, als er dieses hörte, sagte mit tränenerfüllten Augen und gebrochener Stimme: „Was auch der Grund deines Leides sei, sprich es aus, damit Hilfe angewendet werde, wenn sie möglich ist. Denn man sagt ja: In dieser Welt gibt es nichts, was sich irgend in Brahmans Ei befindet, was nicht durch Kräuter, Geld, Rat und weiser Klugheit zu richten wäre. Wenn es also durch diese vier zum Ziel geführt werden kann, so werde ich es zum Ziel führen.“

Der Weber sagte: „Gegen mein Leid helfen weder diese noch tausend andere Mittel. Deswegen verzögere meinen Tod nicht!“ Der Zimmermann aber antwortete: „Lieber Freund! Trotzdem tu es mir kund, damit auch ich, wenn ich finde, daß hier nicht zu helfen ist, mich mit dir ins Feuer stürze. Die Trennung von dir werde ich auch nicht einen Augenblick ertragen. Das ist mein fester Entschluß.“

Da sprach der Weber: „Mein Jugendfreund! so höre denn! Unmittelbar, nachdem ich die Königstochter auf dem Elefanten bei dem Feste erblickt hatte, wurde ich durch den erhabenen Liebesgott, der den Fisch in der Fahne führt, in diesen Zustand versetzt. Nun kann ich diesen Schmerz nicht mehr ertragen. Es heißt ja auch so: Wann werde ich schlafen, müde vom Liebeskampfe, die Brust in das safran-feuchte runde Milchhügelpaar gesenkt, ruhend im Käfig der Arme, nur ein Moment genießend ihre Umarmung? Und so: Die kirschrote Lippe, das kelch-gleiche im Stolz der Jugend blühende Busenpaar, der tiefgesenkte Nabel, die gebogene Lotusblume der Scham und des Leibes zierlich schmale Mitte: die freilich mögen, leidenschaftlich gedacht im Herzen, wohl Schmerz erregen; doch daß mich ihre klaren Wangen fort und fort verzehren, das ziemt sich nicht.“

Der Zimmermann aber, nachdem er diese verliebte Rede gehört hatte, sagte lächelnd: „Mein Jugendfreund! Wenn das der Grund ist, so ist glücklicherweise unser Ziel erreicht! Noch am heutigen Tage sollst du eine Zusammenkunft mit ihr haben.“ Der Weber sagte: „Lieber Freund! Während nichts außer dem Winde in des Mädchens Gemach gelangen kann, wie sollte da, zumal es von Wächtern beschützt ist, eine Zusammenkunft mit ihr möglich sein? Warum täuschst du mich nun mit trügerischer Rede?“ Doch der Zimmermann bestätigte: „Freund! Du sollst die Macht meines Verstandes sehen!“

Nachdem er dies gesagt, verfertigte er sogleich aus dem Holz eines windgezeugten Baumes einen auf einem Stift sich bewegenden Garuda-Vogel, sowie auch ein mit der Muschel, der Scheibe, der Keule und dem Lotus versehenes Paar Arme samt dem Diadem und dem Brustjuwel (alle äußerlichen Merkmale der Vishnu-Ikonographie). Dann ließ er den Weber sich darauf setzen, und nachdem er ihn mit den Abzeichen des Vishnu versehen hatte, zeigte er ihm die Maschinerie des Stifts und sagte: „Mein Jugendfreund! Um Mitternacht geh in dieser Gestalt des Vishnu in das Gemach des Mädchens, erwirb dir durch gleisnerische Worte die Liebe der Königstochter, welche allein am Ende des mit sieben Stockwerken versehenen Palastes wohnt, unerfahrenen Sinnes dich für Vishnu halten wird, und genieße sie.“

Der Weber aber, nachdem er dies gehört, ging in dieser Gestalt dahin und sagte zu ihr: „Prinzessin! Schläfst du oder wachst du? Um deinetwillen komme ich in eigener Person vom Milchmeer voll Liebe zu dir, verlassend die Lakshmi (Vishnus Gattin, die Göttin des Wohlstandes). Drum komm in meine Arme!“ Sie aber, da sie ihn auf dem Vogel Garuda reiten, vierarmig mit Waffen und Vishnus Brustjuwel sah, erhob sich voll Erstaunen von ihrem Lager, legte andächtig die Hände zusammen und sprach: „Oh Erhabener! Ich bin eine unreine, wurmgleiche Sterbliche, und du der Gegen-

stand der Verehrung und Schöpfer der drei Welten. Wie kann also so etwas geschehen?“ Der Weber antwortete: „Beglückte! Was du sagst, ist wahr. War aber nicht meine Gattin namens Radha einst im Geschlecht des Nanda geboren? Diese hat sich in dir verkörpert. Darum bin ich hierhergekommen.“

Aber jene sprach: „Wenn es sich so verhält, so wende dich mit deinem Verlangen an meinen Vater, damit auch er unbedenklich mich dir übergibt.“ Doch der Weber sagte: „Glückliche! Ich lasse mich nicht von Menschen sehen, geschweige, daß ich mich mit ihnen unterhielte! Drum übergib dich mir nach der Sitte der Gandharva-Ehe (ohne formelle Rituale und Wissen der Eltern)! Wo nicht, so spreche ich einen Fluch, der deinen Vater samt seinem Geschlecht in Asche verwandelt.“

Nachdem er dies gesagt, stieg er vom Garuda herab, faßte ihre linke Hand, führte die Erschreckte, Verschämte und Zitternde zum Lager, und nachdem er darauf den Rest der Nacht gemäß den von Vatsyayana (im Kamasutra) gegebenen Lehren mit ihr gekost, kehrte er in der Morgendämmerung, ohne gesehen zu werden, nach seinem Hause zurück. So verging ihm die Zeit, indem er stets mit jener der Liebe pflegte. Einstmals aber bemerkten die Diener des Harems, daß ihre korallengleiche Unterlippe Spuren von Bissen zeigte, und sagten zueinander: „He da! seht einmal! Die Glieder des Körpers der Prinzessin sehen aus, als ob sie von einem Mann geliebt wäre. Wie ist nun ein solcher Verkehr in dem so wohlbewachten Hause möglich? Wir müssen das dem König mitteilen!“

Nachdem sie dies beschlossen hatten, gingen sie alle zum König und sagten: „Oh Herr! wir wissen nicht wie, aber trotzdem, daß dieses Haus wohlbewacht ist, gelangt ein Mann in das Gemach der Prinzessin. Der Herr hat nun zu befehlen!“

Der König, nachdem er dies gehört, überlegte mit verstörtem Sinn: „Ein Mädchen ist geboren!“ Schon das bedeutet große Sorge: „Wer soll sie freien?“ Das erfordert große Überlegung, und dann dies Bedenken: „Ob sie Glück hat in der Ehe oder Unglück?“ - unglücklich fürwahr! ist eines Mädchens Vater! Bei Mädchen und Flüssen ist ähnliches Treiben: Durch das Wasser der einen fallen die Ufer, durch das Laster der anderen die Häuser. Und so: Zur Welt gebracht, raubt sie der Mutter Herz. Sie wächst heran unter der Freunde Sorge, doch selbst verehelicht, bringet sie noch Schimpf auf sich. Ach! Töchter sind unüberwindliches Mißgeschick!

Nachdem er in dieser Weise mehrfach überlegt hatte, sagte er, als sie allein waren, zu seiner Gemahlin: „Königin! Was diese Haremsdiener sagen, muß untersucht werden. Gegen den, durch welchen dieses Verbrechen begangen ist, ist der Gott des Todes sehr erzürnt.“ Die Königin aber, als sie dies gehört, wurde ganz verstört, ging eilig in des Mädchens Gemach und sah, wie der Tochter Lippen zerbissen und die Glieder ihres Körpers von Nägeln zerkratzt waren. Darauf sagte sie: „Ach! du Schlechte, die du deiner Familie Schimpf und Schande bereitest, warum hast du deine Tugend so zugrunde gerichtet? Wer ist der vom Todesgott Ausersehene, der sich dir naht? Sage mir die reine Wahrheit!“

Als die Mutter so vor Zorn und Stolz gewaltig redete, senkte die Prinzessin aus Furcht und Scham ihr Gesicht zu Boden und sprach: „Oh! Mutter! Der erhabene Vishnu kommt jede Nacht auf dem Garuda reitend leibhaftig zu mir. Wenn meine Rede nicht wahr erscheint, so kann sich irgendeine Frau an einen unsichtbaren Ort verstecken und um Mitternacht den erhabenen Gemahl der Lakshmi erblicken.“

Diese aber, nachdem sie dies gehört, ging mit freudestrahlendem Gesicht, indem ihr vor Lust die Härchen an allen Gliedern in die Höhe starrten, eilends zum König und sagte: „Oh König! Glück und Segen wird dir zuteil! Beständig naht sich in der Nacht der erhabene Vishnu deiner Tochter. Er hat sie nach der Regel der Gandharva-Ehe zur Gattin genommen. Du und ich wollen heute nacht ans Fenster treten, um ihn um Mitternacht zu sehen; denn in eine Unterhaltung mit Menschen läßt er sich nicht ein.“

Nachdem er dies gehört, war der König so erfreut, daß ihm der Tag hundert Jahre lang zu sein schien. Als nun der König mitsamt seiner Frau in der Nacht am Fenster versteckt stand, den Blick an den Himmel geheftet, so sah er zu der angegebenen Zeit den Vishnu aus der Luft herabsteigend, auf dem Garuda reitend, Muschel, Diskus und Keule in den Händen und mit den ihm zukommenden Zeichen versehen. Da kam es ihm vor, als schwämme er in einem Teich von Nektar, und er sagte zu seiner Lieben: „Liebe! Kein Mensch in der Welt ist glücklicher als ich und du. Denn unserm Spröß hat sich der erhabene Vishnu genahet und liebt sie. So sind denn alle unsere Wünsche, die wir im Herzen tragen, vollendet! Jetzt werde ich mir durch die Macht meines Schwiegersohns die gesamte Erde untertänig machen.“

Nachdem er sich so entschlossen hatte, nahm er sich gegen alle benachbarten Könige Ungerechtigkeiten heraus. Diese aber, da sie sahen, daß er sich Ungerechtigkeit erlaubte, vereinigten sich allesamt und überzogen ihn mit Krieg. Daraufhin sprach der König durch den Mund der Königin zu seiner Tochter: „Tochter! Da der erhabene Vishnu durch dich, die du meine Tochter bist, mein Schwiegersohn geworden ist, wie ziemt es sich da, daß alle Könige zusammen Krieg gegen mich erheben? Drum mußt du heute deinem Gemahl zu Gemüte führen, daß er meine Feinde vernichte.“

Darauf wurde der Weber, als er in der Nacht zu ihr gekommen war, demutsvoll von ihr angedredet: „Oh Erhabener! Es geziemt sich nicht, daß mein Vater, da du sein Schwiegersohn bist, von seinen Feinden überwältigt wird. Drum zeige deine Huld und vernichte alle diese Feinde!“ Der Weber antwortete: „Oh Beglückte! Wie unbedeutend sind deines Vaters Feinde! Drum sei unbesorgt! In einem Augenblick werde ich sie mit meinem Diskus Sudarsana zu Staub zermalmen.“

Aber im Fortgang der Zeit wurde der König von seinen Feinden im ganzen Lande verdrängt und besaß nichts mehr als seine Festung. Trotzdem sandte der König dem Weber in Vishnus Gestalt, da er ihn nicht erkannte, unaufhörlich den ausgesuchtesten Kampf, Aloe, Moschus und andere Arten von Düften, sowie mancherlei Arten von Kleidern, Blumen, Eßwaren und Getränken, und ließ ihm durch seine Tochter sagen: „Oh Erhabener! Morgen wird sicherlich die Stadt fallen. Denn Lebensmittel und Holz sind zu Ende. Auch ist allen meinen Leuten der Körper von Wunden erschöpft, so daß sie zum Kampf unfähig sind, und eine große Anzahl ist getötet. Dieses beherzige und tue, was der Zeit angemessen ist.“

Der Weber, nachdem er dies gehört, überlegte: „Fällt die Stadt, so werde auch ich sicherlich umkommen und von dieser getrennt werden. Deswegen will ich den Garuda besteigen und mich mit den Waffen in der Luft zeigen! Vielleicht werden sie mich für Vishnu halten und dann, von Furcht überwältigt und durch des Königs Krieger geschlagen, umkommen! Man sagt auch: Selbst eine Schlange, die kein Gift hat, erhebe dennoch hoch die Haube; denn auch ohne Gift erregt der Haube Prunk große Furcht. Auch ist es wahrlich viel besser, wenn ich, mich für die Stadt erhebend, umkomme. Man sagt auch: Wer für eine Kuh, für Brahmanen, seinen Herrn, sein

Weib oder seine Stadt den Tod findet, der gewinnt die ewige Seligkeit. Man sagt ferner: Nur bei Neumond (wenn der Mond verschwunden ist), fällt auch die Sonne in Rahu's Rachen (zur Sonnenfinsternis); für seinen Schützling selbst sterben, ist bei Helden des Preises wert.“

Nachdem er sich so entschlossen, knirschte er mit den Zähnen und sprach zu ihr: „Oh Beglückte! Ich werde nicht eher Speise oder Trank kosten, als bis alle Feinde erschlagen sind. Wozu viele Worte? Selbst mit dir werde ich nicht eher wieder zusammenkommen. Du mußt aber deinem Vater sagen, daß er morgen in der Frühe mit einem großen Heer aus der Stadt ziehe und kämpfe, und ich werde in der Luft erscheinen und jene allesamt kraftlos machen. Nachher wird er sie mit Leichtigkeit erschlagen. Wenn ich sie dagegen selbst tötete, dann würden die Bösewichter in das Paradies gelangen. Aus diesem Grunde muß es so eingerichtet werden, daß sie fliehend umkommen und also nicht in den Himmel eingehen.“

Sie aber, nachdem sie dies gehört, ging selbst und tat alles dem Vater kund. Der König glaubte nun ihrer Rede, erhob sich in der Morgendämmerung und zog mit einem wohlgerüsteten Heer zum Kampf heraus. Der Weber aber, zum Tode entschlossen, stieg mit dem Bogen in der Hand zum Himmel empor, um zu kämpfen.

Währenddessen sagte der erhabene Vishnu, welchem Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart bekannt ist, lächelnd zu dem Vogel Garuda, welcher auf die bloße Erinnerung an ihn herangekommen war: „Oh du Geflügelter! Weißt du, daß ein gewisser Weber in meiner Gestalt auf einem hölzernen Garuda sitzend die Königstochter liebt?“ Dieser antwortete: „Oh Gott! Ich kenne dieses ganze Treiben. Was sollen wir aber jetzt tun?“ Der Erhabene sagte: „Der Weber ist jetzt zum Tode entschlossen, hat Buße getan und ist zum Kampf ausgezogen. Von den Pfeilen der tapfersten Krieger getroffen, wird er nun sicher seinen Tod finden. Nach seinem Tode aber wird alle Welt sagen, daß Vishnu und sein Garuda von mächtigen Kriegern, die sich zusammengeschart hatten, besiegt wurden. Alsdann wird die Welt uns beiden keine Ehre mehr erweisen. Deswegen gehe du eilig und fahre in diesen hölzernen Garuda! Ich werde mich in den Körper des Webers versehen, damit er die Feinde vernichtet. Durch die Vernichtung der Feinde wird unsere Herrlichkeit vermehrt werden.“

Nachdem darauf der Garuda mit dem Worte „So sei es!“ seine Zustimmung gegeben hatte, vereinigte sich der erhabene Vishnu mit dem Körper des Webers. Als dieser darauf mit den Zeichen von Muschel, Diskus, Keule und Bogen in der Luft stand, lähmte er vermittelst der Herrlichkeit des Erhabenen in einem Augenblick wie im Spiel die Kraft der tapfersten Krieger. Darauf wurden sie vom König, welcher von seinem Heer umgeben war, im Kampf besiegt und getötet. Und unter allen Leuten verbreitete sich das Gerücht, daß seine Feinde durch die Macht der Verschwägerung mit Vishnu vernichtet seien.

Der Weber aber, nachdem er sie getötet sah, stieg sehr vergnügten Sinnes vom Himmel herab. Als nun der König, die Minister und die Einwohner der Stadt den Weber, ihren Mitbürger, erblickten, fragten sie ihn: „Was ist das?“ Und er berichtete ihnen von Anfang an die ganze vorhergegangene Geschichte. Der König, welcher durch die Vernichtung der Feinde an Macht gewonnen hatte, wurde dem Weber plötzlich sehr gewogen, übergab ihm vor aller Welt Augen die Prinzessin feierlich zur Ehe und fügte einen Landbesitz hinzu. So brachte der Weber sein Leben mit ihr im Genuß der fünf Arten sinnlicher Freuden zu, welche die Quintessenz der Welt des

Lebendigen bilden. Daher sagt man: Eines wohlverborgenen Truges Ende findet selbst Brahman nicht: Ein Weber in Gestalt Vishnus gewinnt des Königs Töchterlein.“

Nachdem er dieses gehört, sagte Karataka: „Lieber! das ist in der Tat wahr! Aber trotzdem habe ich große Furcht. Denn Sanjivaka ist klug und der Löwe schrecklich. Darum bist du nicht mächtig genug, ihn von jenem zu trennen.“ Doch jener antwortete: „Auch ein Ohnmächtiger ist mächtig. Denn man erzählt auch: Durch Hinterlist ist ausführbar, was Gewalt nicht zustande bringt: Vermittelst einer Goldkette schuf die Krähe der Schlange Tod.“

Da fragte Karataka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 7. Erzählung - Die Krähen und die Schlange

In einer gewissen Gegend wuchs ein großer Feigenbaum. Darauf hatte sich ein Krähenpaar ein Nest gebaut und wohnte darin. Da kam nun jedesmal zur Brutzeit aus einer Höhlung dieses Baumes eine schwarze Schlange und fraß die Jungen dieser beiden. Darauf gingen sie voll Verzweiflung zu einem Schakal, welcher an der Wurzel eines andern Baumes hauste und ihr geliebter Freund war, und sprachen zu ihm: „Lieber! Was können wir beide tun? Diese böse schwarze Schlange kommt aus einer Höhlung des Baumes und frißt unsere Jungen. Sag uns ein Mittel, dies abzuwenden. Wessen Feld an einem Flußufer, wessen Weib mit einem andern buhlt, und der, in dessen Haus Schlangen leben, wie wäre dessen Herz von Sorgen frei? Und ein anderes: In einem Hause voll Schlangen zu wohnen, ist der sichere Tod. Wohnt die Schlange am Dorfe, ist schon das Leben in Gefahr. So sind auch wir, indem wir da wohnen, Tag für Tag in Lebensgefahr.“

Der Schakal antwortete: „Macht euch euret wegen nicht die geringste Sorge! Natürlich kann der Vielfraß nicht ohne List getötet werden. Man sagt ja: Ein Sieg, wie ihn die List gewährt, wird uns nie durch Waffen zuteil: Wer schlaue ist, wenn von Gestalt auch klein, der unterliegt selbst Helden nicht. Und so: Nachdem er viele Fische verzehrt hatte, große, kleine und mittlere, da starb aus zu großer Freßgier doch der Kranich durch des Krebses Griff.“

Da fragten jene „Wie war das?“, und er antwortete:

## 8. Erzählung - Der Kranich und der Krebs



In einem Wald befand sich ein großer Teich mit mancherlei Fischen darin. Und ein Kranich, welcher da seinen Sitz hatte, war alt geworden und unfähig, Fische zu fangen. Die Kehle von Hunger abgezehrt, setzte er sich darauf an das Ufer des Teichs und weinte, den Erdboden mit Tränen, so dick wie Perlen, benetzend. Den Hals gekrümmt und auf einem Fuß, wie auf einem Stengel, stehend, wußte es der schurkische Kranich so einzurichten, daß ihn die dummen

Fische für eine Lotusblume halten konnten. Da kam ein kleiner Krebs herbei, zusammen mit mancherlei Wassertieren, und von des Kranichs Schmerz gerührt, sprach er ehrfurchtsvoll Folgendes: „Lieber! Warum beschäftigst du dich heute nicht mit der Erwerbung deines Unterhalts? Du tust ja nichts als mit tränenerfüllten Augen

zu seufzen!“ Jener antwortete: „Kind! Deine Bemerkung ist richtig. Ich bin in der Tat ein Fischfresser, aber ich habe allem Irdischen entsagt und bin jetzt daran, mich zu Tode zu fasten. Darum esse ich keine Fische, selbst wenn sie mir nahe kommen.“

Der Krebs, nachdem er dies gehört, fragte: „Lieber! Was ist der Grund, daß du allem Irdischen entsagt hast?“ Jener antwortete: „Mein Kind! Ich bin an diesem Teich geboren und alt geworden. Nun habe ich gehört, daß eine zwölfjährige Dürre nahe bevorsteht.“ Der Krebs sagte: „Von wem hast du das gehört?“ Der Kranich antwortete: „Aus dem Munde eines Sterndeuters. Denn Saturn, Mars und Venus werden mitten im Wagen der Rohini aufgehen. Und Varahamihira (ein großer indischer Astronom) hat gesagt: Wenn der Sprößling der Sonne der Rohini Wagen hier in der Welt zerspaltet, dann entsendet Gott Vishnu zwölf Jahre hindurch kein Tröpfchen Regen zur Erde. Und so: Wenn Rohinis Wagen geteilt, vollzieht die Erde, als hätte sie gesündigt, von Asche und Knochen bestreut, gleichsam das Gelübde des Tragens einer Schädelkette. Wenn also Mars oder der Sonne Sohn oder der niedersteigende Knoten den Wagen der Rohini spaltet, warum sollte ich es nicht verkünden, daß dann in feindlichem Meer die gesamte Welt zerstört wird? Und auch: Dringt mitten in Rohinis Wagen der Mond, dann irrt der Mensch hilflos umher, ißt das Fleisch gekochter Kinder und schlürft das Wasser aus Töpfen, die von der Sonne glühen. Dann wird dieser Teich kaum noch Wasser enthalten; rasch wird er austrocknen, und sobald er trocken ist, werden die, mit welchen ich aufgewachsen bin und gespielt habe, allesamt aus Mangel an Wasser umkommen. Nun bin ich nicht fähig, die Trennung von diesen mit anzusehen. Darum habe ich dieses Zutodefasten über mich genommen. Jetzt werden bereits alle Wassertiere, welche sich in Teichen von wenig Wasser befinden, von ihren Leuten in Teiche mit vielem Wasser gebracht, und einige, wie der Makara, der Alligator, der Delphin, der Wasserelefant und andere gehen selbst dahin. Aber die Wassertiere in diesem Teich sind ganz gedankenlos. Darum insbesondere weine ich, weil sie hier auch nicht einmal nur einen Samen von sich retten werden.“

Der Krebs nun, nachdem er diese Rede gehört, tat sie auch den übrigen Wassertieren kund. Diese aber, Fische, Schildkröten und die übrigen, das Herz von Furcht erschreckt, gingen darauf zu dem Kranich und sagten: „Lieber! Gibt es ein Mittel, wodurch wir uns retten können?“ Der Kranich antwortete: „Nicht sehr weit von dieser Wasserstelle ist ein großer Teich, mit viel Wasser und einem Wald von Lotusblumen geschmückt. Der trocknet nicht aus, wenn auch der Regengott vierundzwanzig Jahre lang keinen Regen schickt. Wenn nun einer auf meinen Rücken steigen will, so führe ich ihn dahin.“ Darauf faßten die Wassertiere Vertrauen zu ihm, umringten ihn von allen Seiten und riefen: „Vater! Onkel! Bruder! Ich zuerst! Ich zuerst!“

Der Bösewicht aber ließ sie, einen nach dem andern, auf seinen Rücken steigen, ging nach einem vom Teich nicht weit entfernten großen Fels, warf sie darauf und schmauste sie dann nach Belieben. Dann kehrte er zum Teich zurück, erfreute die Herzen der Wassertiere durch falsche Berichte über ihr Wohlbefinden und verschaffte sich auf diese Weise seine Nahrung.

Eines Tages sagte der Krebs zu ihm: „Lieber! Mit mir hast du zuerst liebevolle Rede gepflogen. Warum übergehst du mich nun und trägst die andern weg? Darum besorge jetzt die Rettung meines Lebens!“ Als er dieses hörte, dachte der Bösewicht: „Ich bin des Fischfleisches überdrüssig; drum soll mir dieser Krebs heute als Würze

dienen.“ Dann sagte er „Ja“, ließ ihn auf seinen Rücken steigen und machte sich auf den Weg nach dem Richtstein. Der Krebs aber, da er schon aus der Ferne auf dem Stein einen Knochenberg erblickte und die Fischgräten erkannte, fragte ihn: „Lieber! Ist der Teich noch weit? Bist du durch meine Last sehr ermüdet? Sag doch!“ Er aber, indem er dachte „Das ist ein dummes Wassertier! Auf dem Trocknen ist es ohnmächtig.“, antwortete lächelnd: „Krebs! Wo ist an einen andern Teich zu denken? Dies ist die Art, wie ich mir meine Nahrung erwerbe. Darum empfehl dich jetzt deiner Schutzgottheit! Denn auch dich werde ich auf diesen Stein werfen und fressen!“

Kaum hatte er das gesagt, als sein zarter, wie Lotusstengel lieblicher Hals durch die Schere des Krebses gepackt und zugeschnürt wurde und er bald tot war. Dieser nahm darauf diesen Hals des Kranichs und ging Schrittchen vor Schrittchen zum Teich zurück. Da wurde er nun von allen Wassertieren gefragt: „He! Krebs! Warum bist du zurückgekommen? Ist dem Vogel etwas zugestoßen? Auch ist ja dein Onkel nicht mit zurückgekehrt. Warum zögert er? Wir stehen hier alle voll Begierde und Erwartung.“ Nachdem sie so gesprochen, sagte der Krebs spottend: „Ihr Toren! Dieser hat alle Fische betrogen, sie nicht weit von hier auf einen Stein geworfen und aufgefressen. Ich habe noch bei lebendigem Leibe die Absicht dieses Treulosen erkannt und hier seinen Hals mitgebracht. Weg nun mit der Angst! Von jetzt an dürfen alle Wassertiere vergnügt sein!“

Daher sage ich: Nachdem er viele Fische verzehrt hatte, große, kleine und mittlere, da starb aus zu großer Freßgier doch der Kranich durch des Krebses Griff.“

Fortsetzung der 7. Erzählung

Das Krähenmännchen sagte: „Lieber! Sprich nun, wie wird der Tod dieser bösen Schlange bewirkt werden können?“ Der Schakal antwortete: „Geh in irgendeine Stadt, in welcher ein König residiert! Da nimm irgendeines reichen sorglosen Mannes, des Königs, des Ministers oder eines andern Gold- oder Perlenkette und wirf sie in die Höhlung des Baumes! So wird die Schlange leicht getötet werden.“

Krähenmännchen und Weibchen flogen sogleich in die Höhe und kamen nach einer Stadt. Wie sich darauf das Krähenweibchen in einem Lustwald, in welchen sie gekommen waren, umsieht, so spielt da irgendeines Königs Harem im Wasser und neben dem Wasser liegen goldene Ketten, Perlenhalsbänder und Armbänder. Da nimmt das Krähenweibchen eine goldene Kette und macht sich damit auf den Weg nach seinem Baum. Als nun die Diener des Harems und die Eunuchen bemerkten, daß diese weggenommen war, so ergriffen sie Stöcke und eilten hinterher. Die Krähe aber warf die goldene Kette in die Höhlung der Schlange und machte sich dann weg, soweit sie kommen konnte. Wie nun des Königs Diener den Baum bestiegen und diese Höhlung erblickten, so steht da die schwarze Schlange mit ausgebreitetem Kamm. Darauf erschlugen sie sie mit den Stöcken, nahmen die goldene Kette und kehrten zurück. Das Krähenpärchen aber lebte seit dieser Zeit in Freude.

Daher sage ich: Durch Hinterlist ist ausführbar, was Gewalt nicht zustande bringt: Vermittelst einer Goldkette schuf die Krähe der Schlange Tod. Und so: Ein schwacher Feind, dessen vor Übermut blind und sorglosen Sinns die Helden zuerst nicht achten, wo er noch leicht zu bemeistern war, wird dann, einer Krankheit gleich, unüberwindlich mächtig. So gibt es nichts in dieser Welt, was Weise nicht zu bemeistern vermöchten. Man sagt auch: Wer Verstand hat, der hat Stärke. Woher hätte der

Dumme Kraft? Sieh nur! Ein Löwe, vor lauter Stolz ganz ohne Vernunft, wurde von einem Häschen zu Tod gebracht.“

Da fragte Karataka sagte „Wie war das?“ , und jener erzählte:

## 9. Erzählung - Der Löwe und der Hase

In der Mitte eines Waldes lebte ein Löwe namens Bhasuraka (der „Heldenhafte“). Dieser nun brachte infolge seiner übermäßigen Stärke ohne Unterbrechung viele Gazellen, Hasen und andere Tiere um. Da versammelten sich eines Tages alle Geschöpfe des Waldes: Gazellen, Eber, Büffel, Hasen und so weiter, gingen zu ihm und sagten: „Oh Herr! Wozu diese unnütze Ermordung alles Wildes, da ja schon ein Tier genügt, um dich zu sättigen? Schließe deswegen mit uns eine Übereinkunft: Von heute an magst du hier ruhig sitzen bleiben und jeden Tag soll nach der Reihenfolge der Geschöpfe ein Tier zu dir kommen, um sich von dir fressen zu lassen. Auf diese Weise wird dir doch dein Lebensunterhalt ohne Anstrengung zuteil, und wir andererseits werden nicht ausgerottet. Das ist Königsrecht und demgemäß möge gehandelt werden. Man sagt auch: Wer seine Herrschaft allmählich genießt, wenn sie Früchte bringt, wie der Weise den Allheiltrank, dem wird höchstes Gedeihen zuteil. Selbst rauher Boden und Holzscheite, wenn nach Vorschrift mit Segensspruch bewegt, geben den Opferspeisenden die Früchte. Wer gut des Untertans waltet, vermehrt seines Himmels Schatz. Doch Tyrannei zerstört Tugend und führt Sünde und Schimpf herbei. Gleichwie der Kuhhirte durch Weide mäßig Milch von den Kühen zieht, so ziemt es sich, mäßig durch Hüten Geld vom Untertan zu ziehen. Der Fürst, der seine Schützlinge aus Torheit ermordet, Ziegen gleich, der wird nur einmal sich freuen, doch nimmermehr zum zweiten Mal. Ein König, der nach Frucht strebt, pflege die Welten eifrig mit Spende und Ehre, wie der Gärtner seine Schößlinge mit Wasser. Der Fürst gleicht einer Lampe: Wie diese das Öl, so zieht er den Reichtum von seinen Untertanen an sich, ohne daß es dort wegen der leuchtenden, in der Lampe befindlichen Fäden des Doctes, hier wegen der glänzenden inneren Eigenschaften des Königs von irgend jemand bemerkt wird. Wie man Kühe zur rechten Zeit melkt, so warte man des Untertans. Der Strauch, der Blüten und Frucht trägt, wird begossen und wohlgehegt. Gleichwie ein zarter Baumschößling, wenn er mit Sorgfalt gepflegt wird, Früchte zu seiner Zeit spendet, so auch die Welt, wenn sie gut regiert wird. Gold, Getreide und Juwelen, Roß und Wagen mancher Art und so auch, was sie sonst haben, kommt den Fürsten vom Untertan. Fürsten, welche der Welt wohl tun, nehmen immer an Segen zu: Wenn sie die Welt zugrunde richten, so gehen sie sicher selbst zugrunde.“

Als der Löwenkönig diese ihre Rede gehört hatte, sagte er: „Ach! Was ihr sagt, ist wahr. Aber wenn, während ich hier sitze, nicht immer ein Tier zu mir kommt, dann werde ich euch alle zusammen auffressen.“

Darauf gaben sie mit den Worten „So sei es!“ ihr Versprechen und schweiften nun, frei von Gefahr, furchtlos in diesem Walde umher. Jeden Tag kam aber, der Reihenfolge gemäß, ein Tier zu ihm. Ein altes oder eines, welches allem Irdischen entsagt hatte, oder ein von Kummer verzehrtes, oder eines, welches den Verlust von Frau und Kindern fürchtete, stellte sich aus ihrer Mitte um die Mittagszeit bei ihm ein, um ihm zur Speise zu dienen (siehe auch [Markandeya Kapitel 120](#)).

So kam denn einst, gemäß der Ordnung der Geschöpfe, die Reihe an den Hasen, und so wenig es ihm gefiel, wurde er doch von allem Wild fortgeschickt. Indem er nun so

langsam als möglich ging, überschritt er die bestimmte Zeit und mit angstvollem Herzen nach einem Mittel suchend, um dem Tod zu entgehen, kam er erst gegen Ende des Tages an. Der Löwe aber, dessen Kehle infolge der Überschreitung der bestimmten Zeit von Hunger gereizt war, war voll Zorn, beleckte ringsum die Winkel seines Rachens und dachte: „Aha! Morgen muß ich alle Geschöpfe im Wald ausrotten!“ Indem er so dachte, kam das Häschen Schrittchen vor Schrittchen anmarschiert, verbeugte sich und stellte sich ihm gegenüber. Als nun der Löwe sah, daß dieses sonst so leichtfüßige Geschöpf so spät erst herangekommen war, wurde er ganz von Zorn entflammt und sprach drohend: „Ha! Du lumpiges Häschen! Gerade du, der sonst der Leichtfüßigste ist, kommst lange nach der festgesetzten Zeit! Wegen dieses Verbrechens werde ich, nachdem ich dich getötet, morgen alle Tiere zusammen ausrotten.“ Darauf sprach das Häschen demütig, nachdem es sich verneigte: „Oh Herr! Es ist hier weder von meiner Seite noch von seiten der übrigen Tiere etwas versehen. Mögest du die Veranlassung hören wollen!“ Der Löwe sagte: „So tue sie rasch kund, bevor du zwischen meine Zähne gerätst!“

Das Häschen sprach: „Oh Herr! Nachdem ich von sämtlichem Wild erfahren habe, daß heute nach der Ordnung der Geschöpfe die Reihe an mir sei, dem sehr Leichtfüßigen, wurde ich mit vier Hasen fortgeschickt. Nachdem ich darauf unterwegs war, wurde ich von einem großen anderen Löwen, der aus einer Höhle kam, angeredet: «He da! Wohin geht ihr? Empfiehlt euch eurer Schutzgottheit!» Darauf antwortete ich: «Wir gehen, kraft des Vertrages, zu unserm Herrn Bhasuraka, um ihm als Futter zu dienen.» Darauf sagte er: «Wenn dem so ist, so müssen sämtliche Tiere auch mit mir einen Vertrag schließen, denn mir gehört dieser Wald. Dieser Bhasuraka ist ein elender Räuber. Doch wenn er hier König ist, so laß mir die vier Hasen als Geiseln hier, fordere ihn hierher und komm so eilig wie möglich zurück, damit derjenige von uns beiden, welcher durch seine Stärke König sein wird, sämtliches Wild hier fresse.» Darauf bin ich auf sein Geheiß zu dem Herrn gegangen. Dieses ist der Grund, weswegen ich die Zeit versäumt habe. Jetzt hat der Herr zu befehlen!“

Nachdem Bhasuraka dies gehört hatte, sagte er: „Lieber! Wenn es sich so verhält, dann zeige mir rasch diesen Spitzbuben von einem Löwen, damit ich meinen Zorn gegen die Tiere auf ihn ausschütte und wieder zu mir selbst komme. Man sagt auch: Land, Freunde und Gold - diese drei Dinge sind es, um die man Kriege führt. Doch wer keines von denen besitzt, der läßt sich nicht in Krieg ein. Wo kein großer Gewinn winkt oder kein Sieg in Aussicht steht, da wird nimmer Krieg anfangen und führen, wer Verstand besitzt.“

Der Hase sprach: „Oh Herr! Das ist wahr! Des eignen Landes wegen und um Unbill abzuwenden, kämpfen die Krieger. Dieser aber haust in einer Burg; macht er einen Ausfall aus der Burg, so sind wir bedrängt; bleibt er in der Burg, so ist er ein schwer zu besiegender Feind. Man sagt auch: Was ein König nicht durch tausend Elefanten und zehntausend Rosse kann zustande bringen, das wird durch eine Burg erreicht. Ein einziger Schütze wehrt hundert ab, wenn er auf einer Mauer steht. Deswegen haben Staatsmänner auch Festungen angeraten. Auf seines Lehrers Rat baute sich sogar Indra eine Burg durch Visvakarmas Kunst, weil er Hiranyakashipu fürchtete. Und welchem König er als Gnade eine feste Burg gewährt, dem folgt der Sieg, und Burgen werden ihm auf Erden zu Tausenden. Wie eine Schlange, die zahnlos ist, wie ein brunstloser Elefant, so wird ein Fürst, der ohne Burg ist, leicht besiegt für alle Welt.“

Nachdem er dies gehört, sagte Bhasuraka: „Lieber! Zeige mir nur diesen Spitzbuben, wenn er sich auch in einer Burg befindet, damit ich ihn umbringe. Denn man sagt auch: Wer nicht im ersten Ansatz Feind und Krankheit zu Boden schlägt, wird trotz aller Stärke doch ihr Opfer, sobald sie herangewachsen sind. Doch wer auf seine Kraft vertrauend, von Ehrbegier sich treiben läßt, kann seine Feinde allein töten, wie Bhrigus Sproß die Kshatriyas (Parasurama, der mit seiner Axt siebenmal die ganze Kriegerkaste auslöschte).“

Das Häschen sagte: „Das ist wahr! Dennoch aber habe ich gesehen, daß er sehr stark ist. Darum geziemt es sich nicht, daß der Herr gehe, ohne dessen Kraft zu kennen. Denn man sagt auch: Wer nicht die eigne Kraft kennt noch die des Feindes, und hitzigen Sinns zum Kampfe eilt, der geht unter, gleichwie die Motte im Licht. Der Schwache, welcher ausziehet, um einen mächtigen Feind zu schlagen, der wird demütig heimkehren, wie ein zahnloser Elefant.“

Da rief Bhasuraka: „Ha! Was geht das dich an? Zeige mir ihn nur, wenn er auch in einer Burg haust!“ Und das Häschen antwortete: „Wenn du denn willst, so komm, oh Herr!“

Nachdem es dies gesagt, machte es sich vor ihm her auf den Weg, ging alsdann zu einem Brunnen und sagte zu Bhasuraka: „Oh Herr! Wer ist fähig, deine Majestät zu ertragen? Hat sich doch auch dieser Spitzbube, nachdem er dich nur von weitem gesehen, in seine Burg zurückgezogen. Komm heran, damit ich ihn dir zeige!“



Nachdem er dies gehört, sagte Bhasuraka: „Lieber! Zeige mir rasch die Burg!“ Darauf zeigte ihm der Hase jenen Brunnen. Der törichte Löwe aber, da er mitten im Brunnen auf dem Wasser sein Spiegelbild hervorleuchten sah, erhob ein Schlachtgebrüll, und darauf stieg durch dessen Echo aus dem Brunnen ein doppelt so starkes Gebrüll hervor. Wie er aber dieses hörte, so dachte er „Der ist gewaltig stark!“, warf sich auf ihn und verlor das Leben.

Das Häschen aber, nachdem es freudigen Herzens allem Wild Glück gewünscht hatte und von diesem sehr gepriesen war, lebte vergnügt in diesem Walde. Daher sage ich: Wer Verstand hat, der hat Stärke. Woher hätte der Dumme Kraft? Sieh nur! Ein Löwe, vor Stolz ohne Vernunft, wurde von einem Häschen zu Tod gebracht. Drum, wenn du es gutheißt, will ich hingehen und durch die Macht meiner Klugheit ihre Freundschaft trennen.“

Karataka sagte: „Lieber! Wenn es so ist, so mögen deine Wege glücklich sein! Möge geschehen, was du beabsichtigst!“ Als darauf Damanaka den Pingalaka ohne Sanjivaka erblickte, benutzte er diese Gelegenheit, verbeugte sich und setzte sich vor ihm nieder. Pingalaka aber sagte zu ihm: „Lieber! Warum hast du dich so lange nicht sehen lassen?“ Damanaka antwortete: „Königliche Majestät bedürfen meiner ganz und gar nicht; darum nahe ich mich nicht. Trotzdem wird mein Herz heftig gepeinigt, weil ich sehe, wie des Königs Angelegenheiten zugrunde gehen, und aus Bekümmernis komme ich nun doch von selbst, um zu reden. Denn man sagt auch: Liebes oder selbst Unliebes, Glückliches und Unglückliches sollst du selbst ungefragt sagen dem, dessen Wohlergehen du wünschst.“

Als aber Pingalaka diese seine absichtsvolle Rede hörte, sagte er: „Was willst du eigentlich sagen? Sprich es rein heraus!“ Dieser sagte darauf: „Majestät! Dieser Sanjivaka hat gegen Euer Gnaden Verräterei im Sinn. Mir, der ich sein Vertrauen gewonnen, hat er heimlich Folgendes gesagt: «He! Damanaka! Ich habe nun Pingalakas starke und schwache Seiten kennengelernt. Ich werde ihn nun töten, mir die Oberherrschaft über alles Wild aneignen und dich zu meinem Minister machen.»“

Als Pingalaka diese furchtbare Rede hörte, die ihn wie der schwerste Donnerschlag traf, verlor die Besinnung und antwortete nicht eine Silbe. Damanaka, da er ihn in diesem Zustand erblickte, dachte: „Er ist doch durch Liebe an diesen Sanjivaka gefesselt. Deshalb würde der König sicher durch diesen Minister zugrunde gehen. Man sagt auch: Sobald ein Fürst einen Minister zum Herrn in seinem Reich macht, so ergreift diesen Betörung und Übermut, aus Stolz verdrießt ihn des Dieners Stand und so verdrossen pflanzt sich Begierde nach Unabhängigkeit in sein Herz; aus Unabhängigkeitgier stellt er dann des Fürsten Leben nach. Was ist also hier ratsam?“

Pingalaka aber, nachdem er wieder zum Bewußtsein gekommen war, sagte zu ihm: „Damanaka! Sanjivaka ist doch ein Diener, der mir so lieb wie mein Leben ist. Wie sollte der Verrat gegen mich im Sinne führen?“ Damanaka antwortete: „Diener oder Nichtdiener! Das sind Worte, die auf sehr verschiedene Weisen verstanden werden können. Man sagt auch: Keinen einzigen Mann gibt es, der nicht der Könige Macht begehrt. Nur die, die keine Kraft haben, dienen den Königen allerwärts.“

Pingalaka sagte: „Lieber! Trotzdem verändert sich meine Gesinnung gegen ihn nicht. Sagt man doch auch mit Recht: Wer wird nicht seinen Leib lieben, wenn er auch voll Gebrechen ist: Wer einmal Freund, wenn auch fehlend, der bleibt doch immer unser Freund.“ Damanaka sagte: „Daher grade dieses Unglück! Man sagt auch: Auf wen der Fürst allzu gnädig sein Auge einmal geworfen hat, ob hochgeboren, ob niedrig, der ist der Glücksgöttin Gefäß. Aber um welcher ausgezeichneten Eigenschaft willen hält der Herr den Sanjivaka in seiner Nähe, welcher doch gar nichts Hervorragendes besitzt? Wenn aber Majestät etwa so denkt «Er hat einen großen Körper, und vermittelst desselben werde ich meine Feinde vernichten!», so ist dieser Schluß bei ihm nicht richtig: Denn er ist ein Grasfresser. Eurer Majestät Feinde dagegen sind Fleischfresser, daher ist die Verbindung mit ihm zur Bewältigung Eurer Feinde von keinem Nutzen. Drum möge er getötet werden, nachdem ihm seine Schuld vorgehalten ist. Hast du nicht gehört? Weil ich nicht tat, was mir Tiger, Schlange und auch Affe rieten, darum wurde ich vom Bösewicht in dieses Unglück geschleudert.“

Da fragte Pingalaka „Wie war das?“, und Damanaka erzählte:

## 10. Erzählung - Die dankbaren Tiere und der undankbare Mensch

In einem gewissen Orte lebte ein Brahmane namens Yajnadatta („vom Opfer gegeben“). Dessen Brahmanin (seine Ehefrau) sprach von Armut überwältigt von Tag zu Tag folgendermaßen: „Ach! Du mutloser und hartherziger Brahmane! Wie du so sorglos dastehst, siehst du nicht, wie deine Kinder von Hunger gequält werden? Begib dich auf irgendeine Reise, suche dort mit all deinen Kräften ein Mittel, um Nahrung anzuschaffen und komme so schnell wie möglich wieder zurück.“ Weil der Brahmane ihrer Reden überdrüssig ward, fing er an, eine große Reise zu unternehmen. Nach einigen Tagen geriet er in einen großen Wald. Indem er so im Walde ging,

war er durstig und suchte nach Wasser. Da sah er an einem Ort eine von Laub bedeckte große Grube. Wie er hineinsieht, so erblickt er darin einen Tiger, einen Affen, eine Schlange und einen Menschen.

Als sie ihn erblickten, sprach der Tiger, nachdem er erkannt hatte, daß er ein Mensch war: „Oh! Oh! Du Tugendreicher! Bedenke, daß es ein großes Verdienst ist, lebendige Geschöpfe zu retten, und ziehe mich heraus, damit ich wieder in den Kreis meiner lieben Freunde, meiner Frau und Familie gelange!“ Der Brahmane aber sprach: „Durch die bloße Erwähnung deines Namens gerät alles Lebende in Furcht. Sollte ich mich nicht also auch vor dir fürchten müssen?“ Der Tiger aber entgegnete: „Für den Mörder eines Brahmanen, für Säufer, Schurken, Diebe und Gelübdebrecher gibt es Bußen, aber für Undankbare nicht.“ Weiter sprach er noch: „Mit einem dreifachen Schwur schwöre ich: Du hast keine Gefahr von mir zu befürchten. Drum habe Mitleid und zieh mich heraus!“ Darauf überlegte der Brahmane in seinem Herzen „Selbst der Tod, wenn man ihn erleidet, indem man das Leben eines lebendigen Wesens rettet, bereitet Seligkeit.“ und half ihm deshalb aus der Grube.

Nun sprach auch der Affe zu ihm: „Oh Guter! Hilf auch mir heraus!“ Nachdem er dies gehört, half der Brahmane auch diesem heraus. Dann sprach die Schlange: „Oh Zweifachgeborener! Hilf auch mir heraus!“ Nachdem er dies gehört, sagte der Brahmane: „Man zittert schon auch nur euren Namen zu nennen, geschweige euch zu berühren!“ Die Schlange sprach: „Es ist nicht unser freier Wille! Wir beißen nicht, wo wir nicht dazu aufgeregt werden. Mit einem dreifachen Schwur schwöre ich: Vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten.“ Nachdem er dieses gehört hatte, half er ihr heraus.

Darauf sprachen die Tiere zu ihm: „Aller Schlechtigkeiten Sitz ist ein Mensch: Das bedenke und hilf diesem weder heraus noch schenke ihm Vertrauen!“ Und der Tiger sprach von neuem: „Auf der nördlichen Seite des vielgipfligen Berges, welchen du hier siehst, ist in einem Felsspalt meine Höhle. Dahin mußt du die Gewogenheit haben einmal zu mir zu kommen, damit ich dir meinen Dank vergelte, um nicht noch in einem zukünftigen Leben dein Schuldner zu sein!“ Nachdem er so gesprochen, machte er sich auf den Weg nach seinem Hause. Darauf sagte der Affe: „Eben-dasselbst in der Nähe der Höhle ist meine Wohnung dicht bei einem Wasserfall. Dahin mußt du zu mir kommen!“ Nachdem er so gesprochen ging er weg. Und die Schlange sprach: „Wenn du in eine Lebensgefahr gerätst, dann erinnere dich meiner!“ Nachdem sie so gesprochen ging sie, woher sie gekommen war.

Darauf schrie der Mann in der Grube wiederholt: „Oh! Oh Brahmane! Hilf auch mir heraus!“ Schließlich wurde der Brahmane doch von Mitleid bewegt, bedachte „Das ist ein Mensch wie ich!“ und zog ihn heraus. Und der Mann sprach: „Ich bin ein Goldschmied. Wenn du, oh Brahmane! etwas Gold bearbeiten lassen willst, dann bring es nur zu mir!“ Nachdem er so gesprochen hatte, ging er, woher er gekommen war.

Der Brahmane aber irrte umher, ohne das Geringste zu finden. Indem er sich von Hunger gequält wieder nach Hause wenden wollte, erinnerte er sich der Rede des Affen. Er ging zu ihm, sah ihn, erhielt von ihm Früchte so süß wie Ambrosia und wurde damit gespeist. Der Affe sprach alsdann wieder: „Wenn dir mit Früchten gedient ist, so komm nur immer zu mir!“ Der Zweifachgeborene sagte: „Du hast alles getan! Zeige mir aber nun den Tiger!“ Er führte ihn hin und zeigte ihm den Tiger. Der Tiger, sobald er ihn erkannt hatte, schenkte ihm, um ihm seine Wohltat zu

vergelt, ein goldenes Halsband samt übrigem Schmuck und sprach: „Irgendein Königssohn, welcher durch sein Pferd fortgerissen wurde und ganz allein war, fiel in meine Klauen und ward von mir umgebracht. Von ihm rührt dies alles her und wurde von mir für dich bestimmt und deinetwegen aufgehoben. Dieses nimm und gehe wohin du beabsichtigst!“ Der Brahmane nahm es, erinnerte sich des Goldschmieds, und indem er dachte „Aus Erkenntlichkeit gegen mich wird er den Verkauf besorgen.“ ging er zu ihm.

Der Goldschmied erwies ihm mit großer Aufmerksamkeit die Pflichten eines Gastempfängers: Die Ehrengabe zum Fußwaschen, Einladung zum Niedersitzen, Begrüßung, Speisung und so weiter. Dann sprach er: „Möge der Herr befehlen, was ich tun soll!“ Der Zweifachgeborene sagte: „Ich habe Gold mitgebracht, das sollst du verkaufen!“ Der Goldarbeiter sprach: „Zeige mir das Gold!“ Jener zeigte es. Als es der Goldarbeiter gesehen, dachte er: Von mir selbst ist dieses für den Sohn des Königs gearbeitet.“ Nachdem er so im Herzen erwogen, sprach er: „Der Herr möge hierbleiben, während ich es irgend jemandem zeige. Nachdem er so gesprochen, ging er an den Hof des Königs und zeigte es dem König. Und der König, nachdem er es gesehen, sagte: „Woher hast du dieses bekommen?“ Er antwortete: „In meinem Hause befindet sich ein Brahmane, der hat es gebracht.“ Darauf dachte der König: „Sicherlich hat eben dieser Bösewicht meinen Sohn getötet, das soll er mir büßen!“ Darauf erhielten die Wachtmänner den Befehl: „Man binde diesen Auswurf von einem Brahmanen und spieße ihn auf, sobald der Tag anbricht!“ Als der Brahmane von ihnen gebunden ward, erinnerte er sich der Schlange. In demselben Augenblicke, wo er ihrer gedachte, stand sie vor ihm und sprach: „Was soll ich dir für einen Gegendienst leisten?“ Der Zweifachgeborene sagte: „Befreie mich aus dieser Gefangenschaft!“ Sie antwortete: „Ich werde des Königs Lieblingsgemahlin beißen. Als dann soll sie weder durch die Beschwörung des allergrößten Zaubersprechers, noch durch die Bestreichung mit giftvertreibenden Arzneimitteln anderer Ärzte das Gift los werden. Es soll nur verschwinden, sobald du sie nur mit der Hand berührst. Dann wirst du freigelassen.“

Nachdem sie dies Versprechen gegeben hatte, wurde die Königin von der Schlange gebissen. Da erhob sich ein Klagegeschrei am Hofe des Königs, und die ganze Stadt geriet in Schrecken. Darauf wurden die Schlangengiftärzte, Beschwörer, Zauberer und Heilkünstler zusammengerufen, welche in anderen Ländern wohnten. Von allen zusammen wurden nach dem Maß ihrer Kräfte Heilmittel versucht, aber keine einzige Behandlung befreite sie vom Gift. Als darauf der Zweifachgeborene den Trommelschlag des herumwandernden (Trommlers) hörte, so sagte er: „Ich will sie vom Gift befreien.“ Infolge dieser Rede wurde der Brahmane aus dem Gefängnis erlöst, zu dem König geführt und diesem angemeldet. Darauf sagte der König: „Befreie sie vom Gift!“ Er aber ging zu der Königin und befreite sie durch bloße Berührung mit der Hand vom Gift. Als der König sie nun wieder lebendig sah, erwies er ihm Ehre und Achtung und fragte ihn mit großer Ehrfurcht: „Auf welche Weise hast du das Gold erhalten?“ Der Zweifachgeborene erzählte alles von Anfang an, was ihm begegnet war, der Wahrheit gemäß. Als der König den Sachverhalt erkannt hatte, ließ er den Goldschmied ins Gefängnis werfen, und jenem schenkte er tausend Dörfer und stellte ihn als seinen Minister an. Dieser holte nun seine Familie und lebte vergnügt in der Gemeinschaft mit seinen Freunden, indem er sich an den Werken des Genusses (Verdienst und Gerechtigkeit) erfreute, sich ein an frommen

Werken reiches Nachleben durch vielfache Opferdarbringungen erwarb und durch die Sorge für das ganze Königreich die Oberherrschaft mit genoß.

Daher sage ich: Weil ich nicht tat, was mir Tiger, Schlange und auch Affe rieten, darum wurde ich vom Bösewicht in dieses Unglück geschleudert.“

Doch Pingalaka sagte: „Wen du vorher als Rechtschaffenen in dem Rate bezeichnet hast, den sollst du nimmer anklagen, wenn du dein Wort in Ehren hältst. Deswegen möge der Herr unseren guten Rat auf keine Weise vernachlässigen. Außerdem habe ich dem Stier auf dein Wort hin vollständige Sicherheit gewährt. Wie kann ich ihn nun selbst umbringen? Dann ist Sanjivaka in jeder Weise mein Freund. Ich habe gar keinen Zorn gegen ihn. Man sagt auch: Der Dämon, der durch mich mächtig wurde, darf nicht durch mich zugrunde gehen: Sogar den selbstgepflegten Giftbaum selber auszurotten, ziemt sich nicht. Und so: Entweder schenke Unwürdigen von Anfang an keine Liebe, oder wenn du sie schenkst, so laß sie sich von Tag zu Tag vermehren! Erst zu erheben, und dann niederzuwerfen, das bereitet nur Schande. Denn daß falle, was auf dem Boden steht, wird nicht einmal gefürchtet. Und so: Wer gütig gegen Wohltäter, was ist an dessen Güte groß? Wer gütig gegen Schuldvolle, der wird von Guten gut genannt. Deshalb darf ich nichts Feindliches gegen ihn begehen, selbst wenn er Verrat im Sinne hätte.“

Damanaka sagte: „Das ist nicht die Pflicht eines Königs, daß er selbst dem Verräter verzeihe. Man sagt auch: Wer einen Diener nicht umbringt, der gleich reich und gleich mächtig wurde, der unsere Schwächen kennt, beharrlich ist und halb herrscht, der kommt selber um. Außerdem hast du infolge deiner Freundschaft mit ihm sämtliche Königspflichten vernachlässigt. Infolge dieser Vernachlässigung deiner Königspflichten ist dir auch dein gesamtes Gefolge entfremdet worden. Denn Sanjivaka ist ein Grasfresser, du aber und deine Untertanen sind Fleischfresser. Wenn du aber hierbei beharrst, so scheint sogar deine innere Natur gegen Verletzung von lebendigen Wesen eingenommen. Aber wie können nun jene Fleisch fressen, wenn du dich nicht mehr darum bemühst? So werden bald alle fleischfressenden Diener dich, der du dessen ermangelst, verlassen und in einen andern Wald gehen. Damit mußt du durch diesen Gradfresser auf deinen Umgang treffen, denn du wirst niemals wieder Erfolg auf der Jagd haben. Man sagt auch: Wie die Diener, die man braucht, und wie die sind, die einer liebt, so grade wird der Herr werden, das ist unzweifelhaft gewiß. Und so: Auf heißem Eisen ist vom Tropfen keine Spur mehr zu sehen. Aber wenn derselbe auf dem Lotusblatt ruht, strahlt er in Perlgestalt; wird zur Perle selbst, wenn er in glücklicher Stunde in des Meeres Auster fällt. So folgt gewöhnlich aus der Umgebung hoher, mittlerer und niederer Stand. Und so: Durch die Verbindung mit Schlechten verändern sich sogar die Guten: Als Duryodhanas Bundes-Bruder zog Bhishma zum Rinderraub aus (ab [MHB 4.30](#)). Daher vermeiden auch die Edlen jede Verbindung mit Gemeinen. Man erzählt auch: Wessen Charakter du nicht kennst, dem gib auch keine Zufluchtsstatt. Durch einer Wanze Schuld büßt die langsam Kriechende ihr Leben ein.“

Da fragte Pingalaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 11. Erzählung - Die Wanze und die Laus.

Ein König hatte an einem gewissen Ort ein sehr schönes Bett. In diesem wohnte, in der Mitte zwischen einem Paar reinweißer Tücher, eine weiße Laus, mit Namen Mandavisarpini („die langsam Kriechende“). Diese brachte da ihre Zeit vergnügt zu,

indem sie sich von des Königs Blut nährte. Da kam eines Tages, herumirrend, eine Wanze namens Agnimukha („Feuermund“) in dieses Bett. Als jene diese erblickte, sprach sie mit betrübtem Gesicht: „Oh Agnimukha! Woher kommst du zu diesem dir nicht gebührenden Ort? Geh rasch weg, ehe dich noch jemand bemerkt!“ Diese antwortete: „Oh Glückliche! Selbst zu einem Schlechten spricht man nicht so, wenn er ins Haus kommt. Man sagt ja: «Komm! Willkommen! Setz dich hier nieder! Warum habe ich dich so lange nicht gesehen? Wie geht es? Bist du etwa krank? Auf dein Wohlbefinden! Ich bin erfreut, dich zu sehen!» So ziemt es sich immer für die Guten, selbst wenn ein Niederer zum Haus kommt. Dies ist, der heiligen Schrift gemäß, des Hausherrn Pflicht, die leicht ist und zum Himmel führt. Außerdem habe ich vieler Menschen verschiedenartiges Blut gekostet, welches wegen ihrer Nahrung von salzigem, beißendem, bitterem, zusammenziehendem und saurem Geschmack war. Aber noch niemals habe ich honigsüßes Blut geschmeckt. Wenn du mir nun eine Gnade erweisen willst, so laß mich das Glück genießen, mit der Zunge das süße Blut dieses Königs zu kosten, welches sich infolge des Genusses von mit mancherlei Gewürzen gekochten Speisen, Getränken, Leckereien und Naschereien in seinem Körper gebildet hat. Man sagt auch: Dem König wie dem Armen gewährt die Zunge gleiche Lust: Sie gilt allein als das Beste, und ihretwegen quält sich der Mensch. Und so: Wenn in der Welt keine Nahrung wäre, die der Zunge Vergnügen macht, dann würde keiner Dienst tun oder andern gehorsam sein. Deshalb macht ein Sterblicher für seinen Bauch alles: Er lügt, ehrt, was nicht der Ehre wert ist, und verläßt sogar seine Heimat. So muß auch ich, der ich von Hunger gequält in dein Haus komme, dich um Nahrung bitten: Es ziemt sich nicht, daß du allein dieses Königs Blut genießt.“

Nachdem sie dies gehört, sagte die Laus: „Höre Wanze! Ich will zuerst dieses Königs Blut kosten, nachher, sobald er im Schlaf liegt, darfst auch du, schnellfüßiger Agnimukha! Wenn du auf diese Weise mit mir das Blut trinken willst, so bleibe und koste das so sehr gewünschte Blut!“ Die Wanze antwortete: „Glückliche! Ich werde es so machen. Mich treffe der Götter und meiner weltlichen und geistlichen Eltern Fluch, wenn du nicht zuerst des Königs Blut kostest!“

Während sie so miteinander sprachen, legte sich der König ins Bett und fing an einzuschlafen. Die Wanze aber, deren Leidenschaft durch die Begehrlichkeit der Zunge aufgeregt war, biß den König, während er noch wachte. Sagt man ja doch mit Recht: Die eigene Grundnatur läßt sich durch keine Bitte verändern. Sogar sehr heiß gemachtes Wasser wird wieder kalt in kurzer Zeit. Wenn Feuer einmal kalt sein wird und der Kaltstrahlende (Mond) brennend heiß, alsdann wird man auch der sterblichen Grundnatur umwandeln können. Der König aber, welcher wie von einer Nadelspitze gestochen war, verließ das Lager, stand augenblicklich auf und rief: „He! Seht einmal nach! In dieser Decke versteckt sich sicherlich eine Wanze oder eine Laus, denn ich bin gebissen worden!“

Die Haremsdiener aber, welche gegenwärtig waren, schlugen eiligst das Deckbett zurück und stellten mit scharfen Blicken eine Untersuchung an. Mittlerweile war die Wanze durch ihre große Schnelligkeit ans Ende der Bettstelle gehuscht. Die Laus aber, die sich in die Falten des Bettzeugs verkrochen hatte, wurde von ihnen erblickt und umgebracht. - Daher sage ich: Wessen Charakter du nicht kennest, dem gib auch keine Zufluchtsstatt: Durch einer Wanze Schuld büßt die langsam Kriechende ihr Leben ein.

Indem du dieses beherzigst, mußt du ihn umbringen. Falls nicht, wird er dich töten. Man erzählt auch: Wer seine nächsten Freunde aufgibt und Fremde sich zu Freunden macht, der wird dem Tod anheimfallen, gleichwie König Kakudruma.“

Da fragte Pingalaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 12. Erzählung - Der blaue Schakal

In einer gewissen Waldgegend wohnte ein Schakal mit Namen Chandarava („schrecklich schreiend“). Dieser drang einst, von Hunger überwältigt und von der Begierde seiner Zunge getrieben, in das Innere einer Stadt ein. Als ihn aber die in der Stadt hausenden Hunde allenthalben herumlaufen sahen, fingen sie an, ihn mit den Spitzen ihrer scharfen Zähne zu beißen. Schwer gequält stürzte er aus Furcht um sein Leben in das in der Nähe befindliche Haus eines Färbers. Da war nun ein großes Gefäß voll Indigo zubereitet, und von den Hunden verfolgt fiel er grade dahinein.



Als er aber herauskam, war er vom Indigo ganz blau gefärbt. Darauf liefen alle Hunde weg, da sie eine solche Art Schakal in ihrer Umgebung nicht kannten. Chandarava aber benutzte diese Gelegenheit und machte sich auf den Weg nach dem Wald, denn die Indigofarbe blieb an ihm haften. Man sagt ja: Sesamschminke, Toren, Weiber und Krebse, sowie auch Fische, Indigo und Trunkenbolde lassen nimmer, was sie gefaßt. Wie sie nun dieses völlig neue Tier erblickten, welches einen Glanz hatte, wie das Gift am Hals von Shiva,

verloren sämtliche wilden Tiere, die Löwen, Tiger, Panther, Wölfe und so weiter vor Furcht die Besinnung, flüchteten nach allen Seiten und riefen: „Weh! Woher in aller Welt mag dieses nie vorher gesehene Tier hierhergekommen sein? Niemand weiß, was sein Treiben und wie seine Stärke ist. Drum laßt uns weggehen, soweit wie möglich! Man sagt ja: Wessen Treiben, Abstammung und Körperkraft man nicht kennt, dem vertraut niemals der Kluge, wenn ihm sein Wohl am Herzen liegt.“

Chandarava aber, als er sie von Furcht verwirrt sah, sagte Folgendes: „He! He! Ihr Tiere! Warum flieht ihr so erschrocken vor meinem Anblick? Fürchtet euch nicht! Brahman selbst hat mich heute vor sich gerufen und so angeredet: «Weil unter den Tieren kein König ist, so wirst du heute von mir unter dem Namen Kakudruma zum Herrn über alle Tiere gesalbt. Geh nun zur Erde und herrsche über sie alle!» Darauf bin ich hierhergekommen. Nun sollen alle Tiere beständig unter dem Schatten meines Schirmes wohnen! Ich, König Kakudruma, bin der König der Tiere in den drei Welten geworden!“

Nachdem sie dies gehört, umringten ihn die Tiere mit dem Löwen an der Spitze und sprachen: „Herr! Gebieter! Erteile deine Befehle!“ Darauf gab er dem Löwen die Stelle eines Ministers, dem Tiger die Bewachung seines Lagers, dem Panther die Oberaufsicht über den Betel, dem Elefanten das Amt des Torhüters und dem Affen das Tragen des Sonnenschirmes. Mit denjenigen aber, die zu seinem Geschlecht gehörten, sprach er nicht einmal ein Wort mehr: Alte Schakale wurden an den Hals gepackt und herausgeworfen. Indem er nun so das Königsamt verwaltete, töteten der Löwe und die übrigen Raubtiere das Wild und legten es ihm zu Füßen. Er aber verteilte es nach der Pflicht des Gebieters und gab einem jeden davon.

Indem so die Zeit verging, hörte er einst, während er sich im Staatsrat befand, aus der Ferne das Geschrei einer heulenden Schakal-Herde. Wie er diesen Ton vernahm, starrten ihm die Haare am Körper vor Freude in die Höhe, vor Ergötzen füllten sich seine Augen mit Tränen, er erhob sich und fing an, in schrillum Ton zu heulen. Als aber der Löwe und die übrigen Tiere diesen schrillen Ton hörten, erkannten sie „Das ist ein Schakal!“, standen einen Augenblick mit vor Scham zu Boden gesenktem Gesicht und sagten dann zueinander: „Ha! Wir haben uns von diesem lumpigen Schakal anführen lassen! Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot!“ Der Schakal aber, als er dies hörte, versuchte zu fliehen, wurde aber von dem Löwen und den übrigen Tieren sogar am ungeziemenden Orte (d.h. im Staatsrat, der gewissermaßen heilig ist) in Stücke gerissen und so getötet. - Daher sage ich: Wer seine nächsten Freunde aufgibt und Fremde sich zu Freunden macht, der wird dem Tod anheimfallen, gleichwie König Kakudruma.“

Nachdem er dies gehört, sagte Pingalaka: „He! Damanaka! Welchen Beweis hast du dafür, daß er gegen mich schlechtgesinnt ist?“ Dieser antwortete: „Majestät! Heute hat er in meiner Gegenwart den Entschluß gefaßt und gesagt: «Morgen will ich Pingalaka töten!» Und Folgendes diene dir in Bezug darauf als Beweis: Morgen wird er zu dem von ihm erwählten Zeitpunkt, Gesicht und Augen von Zorn gerötet, mit aufgeworfener Unterlippe in die Luft blickend, sich auf einen ungewohnten Platz niederlassen und dich mit wildem Blick betrachten. Dies beherzigend, tue, was angemessen ist!“

Nachdem er so gesprochen, verneigte er sich vor ihm und machte sich auf den Weg zu Sanjivaka. Sanjivaka aber, da er ihn nach Art eines Ängstlichen Schritt vor Schritt herankommen sah, sprach ehrfurchtsvoll zu ihm: „Oh Freund! Sei willkommen! Du hast dich lange nicht sehen lassen. Befindest du dich wohl? So sprich denn, damit ich dir, der du in mein Haus gekommen bist, das gebe, was man eigentlich nicht zu geben braucht. Denn man sagt auch: Die sind glücklich, die hochweise und auf Erden des Preises wert, zu deren Haus die Herzfreunde kommen, wenn es gilt, etwas zu tun.“

Damanaka sagte: „Wie kann sich ein Hofmann wohl befinden? Man sagt ja: Die sich dem Fürstendienst weihen, deren Glück hängt von andern ab. Ihr Herz ist nimmermehr ruhig und selbst ihr Leben stets in Gefahr. Und so: Siehe, was Diener tun, welche Reichtum durch Fürstendienst suchen: Selbst des eigenen Leibes Freiheit wird von den Toren eingebüßt. Und ein anderes: Ewige Armut, die in jedem Leben zu schwerem Leid zurückkehrt, ist gegen Fürstendienstnahrung eine unendlich kleinere Qual. Fünf sind es, die Vyasa, trotz ihres Lebens, dennoch unter die Toten zählt: der Arme, der Kranke und der Tor, der Verbannte und der Fürstenknecht. Sie essen nicht vor Diensteifer, stehen ungeschlafen wieder auf und mögen furchtlos kein Wort reden: Lebt da ein Fürstendiener noch? Wer den Fürstendienst ein Hundeleben nennt, der lügt, denn der Hund bewegt sich immer noch freiwillig, der Fürstendiener auf Befehl. Am Boden liegen, keusch leben, Abmagerung und schmale Kost: Darin sind die Diener den Büßern gleich. Doch Sünde und Tugend machen den Unterschied. Selbst Kälte, Hitze und sonstige Leiden, welche der Fürstendiener trägt, helfen ihm wenig zum Reichtum, wenn er nicht von der Tugend läßt. Ein noch so feiner, ganz reiner, dick und fetter und lieblicher Leckerbissen, was ist er wert, wenn er durch Fürstendienst erlangt wurde?“

Sanjivaka sprach: „Was willst du denn aber eigentlich sagen?“ Und jener antwortete: „Freund! Es geziemt sich nicht, daß Minister einen gefaßten Entschluß verraten. Denn man sagt auch: Wer, im Ministeramt stehend, seines Herren Beschluß verrät, der wird zur Hölle einfahren, weil er des Königs Werk zerstört. Wenn ein Minister seines Königs Geheimnisse ausplaudert, so ist er dessen «Schwertmörder», wie Narada verkündet hat. Trotzdem will ich wegen der Bande der Freundschaft, die mich an dich knüpfen, das Amtsgeheimnis brechen, weil du im Vertrauen auf mein Wort an diesen Königshof gekommen bist. Man sagt ja: Wenn einer, weil er jemandem vertraute, irgendwie den Tod erleidet, so ist sein Tod das Werk dessen, dem er vertraute: Das ist das Wort, das Manu sprach (der die indischen Gesetzbücher aufgestellt hat). Pingalaka ist nämlich gegen dich übelgesinnt, und heute hat er zu mir unter vier Augen gesagt: «Morgen bringe ich den Sanjivaka um und werde so meinem gesamten Gefolge auf lange Zeit Sättigung bereiten.» Darauf sagte ich zu ihm: «Oh Herr! Es ziemt sich nicht, durch Verrat am Freund seinen Lebensunterhalt zu erwerben.» Denn man sagt auch: Selbst eines Brahmanen Mord wird mittels Buße ausgesühnt, doch eines Freundes Mord niemals, und wenn man sich drum zerrisse. Darauf sagte er zu mir voll Unwillen: «Ha! Du Bösewicht! Sanjivaka ist ja ein Grasfresser, und wir sind Fleischfresser. Daher besteht zwischen uns eine auf unserem Grundwesen beruhende Feindschaft. Wie kann also ein Feind vor meinen Augen geduldet werden? Darum soll er durch eines der Mittel, deren erstes das Schmeicheln ist, getötet werden. Auch trifft uns durch seine Ermordung keine Schuld. Man sagt ja: Den Feind - und wäre es der eigene Schwiegersohn selbst - schafft der Verständige aus dem Weg. Ist es nicht auf andere Art möglich, so ist auch Mord nicht unerlaubt. Ob Recht oder Unrecht bedenke niemals der Krieger, der zum Kampf geht; wie auch Dhrishtadyumna vor Zeiten im Schlaf von Dronas Sohn ermordet wurde (siehe [MHB 10.8](#)). So bin ich denn, nachdem ich seinen Entschluß erfahren habe, zu dir hierhergekommen. Jetzt fällt keine Schuld der Treulosigkeit auf mich. Ich habe dir den wohlverheimlichten Beschluß kundgetan. Tue nun, was dir dagegen dienlich scheint!“

Sanjivaka aber, nachdem er diese Rede, furchtbar wie ein Donnerschlag gehört hatte, verlor einen Augenblick die Besinnung. Alsdann, nachdem er wieder zu sich selbst gekommen war, sagte er voll Kummer Folgendes: „Ach, mit Recht sagt man: Meist werden gute Frauen den Schlechten zuteil, lieblos ist der Könige Herz, Reichtum läuft dem Geizhals nach und die Wolke regnet auf dem Berg und Meer. Wer törichterweise bei sich denkt «Ich stehe in des Königs Gunst!», in dem erkenne einen Ochsen, der die Hörner verloren hat. Lieber im Wald hausen, lieber betteln, vom Lastentragen leben oder sogar krank sein, als Glücksgüter durch Beamtentum gewinnen. Darum habe ich unangemessen gehandelt, indem ich Freundschaft mit ihm schloß. Denn man sagt auch: Nur wo beide gleich an Reichtum und gleich an Art sind, da geziemt sich Ehe oder Freundschaft, doch zwischen Starken und Schwachen nicht. Und so: Der Hirsch begehrt sich mit dem Hirsch zu einen, Stier mit dem Stier, Rosse mit den Rossen, der Tor mit Toren und der Weise mit dem Weisen: Des Strebens und Charakters Gleichheit bildet Freundschaft. Drum wenn ich auch hingehge und ihn mir geneigt zu machen versuche, so wird er mir doch nicht gnädig werden. Denn man sagt auch: Wer aus irgendeinem Grund in heftigen Zorn geraten ist, wird sicherlich versöhnt, sobald der Grund entfallen ist. Wer aber ohne allen Grund die größte Feindschaft gefaßt hat, auf welche Weise könnte man diesen jemals zufriedenstellen? Ach! Was habe ich denn meinem Gebieter Pingalaka getan?“

Damanaka sprach: „Freund! Die Könige kennen keine Dankbarkeit und suchen andere zugrunde zu richten.“ Jener sagte: „So ist es! Mit Recht sagt man Folgendes: Treuergebenen, Verdienstvollen, des Freundes Bestem sich Widmenden, des Dienstes Regeln und Wesen Kennenden, selbst wenn sie frei sind von Verrat, liegt doch im schwankenden Herzen die Qual: Wird es gut gehen oder nicht? Drum ist der Dienst bei einem König wie der am Meer stets furchtgepaart. Und so: Eine Wohltat sogar von Liebe-Ergebenen wird verhaßt, und von anderen dient augenfällig eine Untat zur Liebe selbst: Weil der Könige mannigfach wechselvoller Sinn schwer zu ergründen ist, ist auch unergründlichst des Dieners Amt, von Heiligen selbst nicht zu bemustern.

Das aber sehe ich ein: Pingalaka ist von anderen in seiner Nähe Befindlichen, welche es nicht ertragen können, daß er mir gnädig ist, gegen mich aufgehetzt. Deswegen spricht er so von mir, obgleich ich schuldlos bin. Man sagt auch: es gibt Diener, die ertragen es nicht, wenn der Herrscher anderen gnädig ist. Selbst bei Wohltaten sind sie feindlich und voll Zorn, wie die Frauen eines Mannes. Und dies ist auch darum der Fall, weil, wo sich Begabte in der Nähe befinden, Unbegabten keine Gunst zuteil wird.

Doch nein! Es ist meine Schuld, weil ich mich in den Dienst eines schlechten Freundes begeben habe! Es heißt ja: Zur Unzeit handeln, unpassend reden und schlechtem Freund dienen: Das soll man nimmer! Sieh, wie der im Lotuswald schlafende Vogel vom Pfeil getötet wird, der vom Bogen schnell.

Da fragte Damanaka „Wie ist das?“, und Sanjivaka erzählte:

### 13. Erzählung - Der Schwan und die Eule

(Gesellschaft mit Schlechten bringt Verderben)

In einer gewissen Waldgegend ist ein sehr großer See, und da wohnte ein Schwan mit Namen Madarakta („der Freude geneigt“), und dieser brachte seine Zeit mit vielen und mannigfachen Spielen zu. Einstmals aber kam der sein Ende bringende Tod in Gestalt einer Eule zu ihm. Als er sie erblickte, sagte der Schwan: „He, Eule! Aus welchem Grunde kommst du hierher?“ Diese sprach: „Ich komme, weil ich von deinen Tugenden gehört habe. Denn auch: Die ganze Erde durchwandernd, einzig suchend der Tugend Schatz, fand ich als höchste nur deine. Darum habe ich mich dir genaht. Mit dir muß ich nun notwendigerweise mit Sorgfalt Freundschaft schließen. Denn sogar das Unreine wird sündenrein, wenn es in die Ganga kommt. Und auch: Die Muschel in Vishnus Hand ist rein, obgleich sie aus Knochen ist. Die Verbindung mit Hochwürdigem, wem gibt sie nicht Erhabenheit?“

Nachdem sie so geredet, bewilligte es der Schwan mit den Worten: „Ganz gern, oh lieber Freund! Lebe nach Lüsten mit mir zusammen in diesem großen See namens Sukhasevja („mit Vergnügen zu bewohnen“).“ Und so ging ihnen beiden die Zeit hin, indem sie sich unter Liebesbezeugungen miteinander vergnügten. Da sagte aber eines Tages die Eule: „Ich will zu meinem Wohnort Padmavana („Lotuswald“) zurückkehren! Wenn dir an dem Liebesbündnis mit mir etwas gelegen ist, so mußst du mich unbedingt als mein Gast besuchen.“ Nachdem sie so gesprochen hatte, ging sie nach ihrem Wohnort. Im Verlauf der Zeit bedachte aber der Schwan: „Ich lebe an diesem Orte ohne einen Gefährten und kenne auch sonst weiter niemand, drum will ich jetzt zu dieser meiner lieben Freundin, der Eule, gehen, da werde ich einen ganz neuen Vergnügungsplatz und ganz neue Speisen kennenlernen.“ Nachdem er so überlegt

hatte, ging er zur Eule. Im Lotuswalde aber sieht er sie nicht. Und wie er sie mit großer Sorgfalt sucht, so erblickt er die Eule in einer abscheulichen Höhle und spricht zu ihr: „Liebe, komm herbei! Komm herbei! Ich, dein lieber Freund der Schwan bin da!“ Nachdem die Eule dies gehört hatte, sagte sie: „Ich gehe bei Tage nicht aus! Unsere Zusammenkunft kann erst stattfinden, wenn die Sonne untergegangen ist.“ Als er dies gehört und sehr lange Zeit gewartet hatte, kam er in der Nacht mit der Eule zusammen. Nachdem er sich nach ihrem Befinden und anderem erkundigt, legte er sich, vom Wege ermüdet nieder und schlief am selben Orte ein.

An diesem See aber hatte eine große Karawane von Kaufleuten ihr Nachtlager aufgeschlagen. Als nun der Herr der Karawane zur Zeit der Morgendämmerung aufgestanden war, ließ er mit der Muschel das Zeichen zum Aufbruch geben. Da stieß die Eule einen mißtönenden Schrei aus und flog dann wieder in einen Höhlenspalt, der Schwan aber blieb wo er war. Darauf wurde das Herz des Gebieters der Karawane durch das böse Vorzeichen in Schrecken gesetzt. Er gab einem Bogenschützen, welcher die Kunst verstand, bloß nach der Richtung eines Tones zu treffen, seinen Befehl, und dieser spannte seinen Bogen straff an, zog den Pfeil bis zu seinem Ohrschmuck und tötete den in der Nähe des Eulennestes übernachtenden Schwan. - Daher sage ich: Zur Unzeit handeln, unpassend reden und schlechtem Freund dienen: Das soll man nimmer. Sieh, wie der im Lotuswald schlafende Vogel vom Pfeil getötet wird, der vom Bogen schnell.

Man sagt auch: Vor den Gaben des Hochedlen schwinden selbst die Gaben der Begabten; bei Nacht erstrahlt das Licht der Flamme, aber nicht mehr, wenn die Sonne scheint.“

Damanaka sagte: „Ach Freund! Wenn es so ist, so hast du nichts zu fürchten. Wenn er auch durch diese Bösewichter aufgereizt ist, so wird er doch durch deine Beredsamkeit zur Gnade zurückkehren.“ Jener antwortete: „Ach! Was du sagst, ist nicht richtig. Man kann sich selbst in der Mitte unbedeutender Bösewichter nicht aufrechterhalten. Sie wenden eine andere Hinterlist an und verderben sicherlich. Denn es heißt auch: Viele niedere Schlauköpfe, die sich alle durch Pffiffigkeit ernähren, können Recht zu Unrecht machen, wie Krähe und Sippschaft beim Kamel.“

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

#### 14. Erzählung - Der Löwe, seine Minister und das Kamel

In einer Waldgegend lebte einst ein Löwe namens Madotkata („der vor Stolz Wütende“), und dessen Diener waren ein Panther, eine Krähe und ein Schakal. Indem diese aber einst hier und da herumschweiften, sahen sie ein von einer Karawane abgekommenes Kamel namens Krathanaka. Der Löwe sagte darauf: „Erkundigt euch doch, ob es ein Waldtier ist oder ein Haustier!“ Nachdem sie dies gehört, sagte die Krähe: „Oh Herr! Dies ist ein Haustier, Kamel genannt, eine Art Geschöpf, welches du fressen kannst. Deshalb laß es umbringen!“ Der Löwe sagte: „Ich töte keinen Gast, der in mein Haus gekommen ist. Man sagt auch: Sogar wer seinen Feind ermordet, wenn er furchtlos vertrauensvoll ins Haus ihm trat, dessen Schuld gleicht dem Mord von hundert Brahmanen. Darum versprecht ihm vollständige Sicherheit und führt es zu mir, damit ich es nach dem Grund seiner Hierherkunft frage.“

Darauf forderten alle zusammen das Kamel auf, Vertrauen zu fassen, versprachen ihm Sicherheit und führten es vor den Löwen. Nachdem es sich ehrfurchtsvoll

verbeugt hatte, setzte es sich nieder. Alsdann erzählte es auf dessen Befragen seine ganze Geschichte von der Zeit an, wo es von der Karawane abgekommen war. Darauf sagte der Löwe: „Oh Krathanaka! Gehe nicht zum Dorf zurück, um dich wieder der Qual des Lasttragens zu unterziehen. Bleib furchtlos bei mir hier im Wald und genieße die smaragdgleichen vortrefflichen Gräser!“ Das Kamel sagte „So sei es!“ und hauste nun vergnügt in der Mitte von ihnen, indem es bei sich dachte: „Ich brauche mich vor nichts in aller Welt zu fürchten.“

Eines Tages nun hatte der Löwe mit einem großen im Walde lebenden Elefanten einen Kampf. Da erhielt er durch dessen mörserkeulengleichen Stoßzahn eine Wunde, und wenig fehlte, daß er infolge davon das Leben eingebüßt hätte. Sein Körper wurde aber so schwach, daß er nicht einmal den Fuß irgendwohin bewegen konnte. Da gerieten die Krähe und die übrigen durch seine Ohnmacht alle in Hungersnot und schweres Leid. Der Löwe aber sagte zu ihnen: „He da! Sucht irgendein Tier, damit ich, obgleich ich in diesem Zustand bin, es töte und euch Nahrung verschaffe.“ Darauf fingen sie alle vier an herumzuschweifen. Da sie aber gar nichts erblickten, so hielten die Krähe und der Schakal miteinander Rat. Der Schakal sprach: „He, Krähe! Wozu das viele Herumschweifen? Da steht ja das Kamel voll Vertrauen auf unsern Herrn. Laß es uns töten! Das gibt Lebensunterhalt für das ganze Gefolge.“ Die Krähe antwortete: „Ach! Du sprichst ganz angemessen. Aber der Herr hat ihm Sicherheit versprochen. Darum darf es nicht getötet werden.“ Der Schakal sagte: „Oh Krähe! Ich werde durch meine Vorstellungen den Herrn umstimmen, daß er es umbringt. Drum bleibe du hier, bis ich nach Hause gegangen bin, des Herrn Befehl empfangen habe und wieder zurückkehre.“

Nachdem er so gesprochen hatte, machte er sich eilig auf den Weg zum Löwen. Dort angekommen sprach er folgendes: „Oh Herr! Herumschweifend haben wir den ganzen Wald durchsucht, aber kein einziges Tier angetroffen. Was sollen wir nun tun, da wir vor Hunger nicht einmal einen Fuß mehr vorwärts bewegen können? Auch Majestät scheint etwas Nahrhaftes essen zu müssen. Wenn sie daher befiehlt, so ließe sich jetzt aus dem Fleisch des Kamels ein nahrhaftes Mahl bereiten.“

Als aber der Löwe diese seine abscheuliche Rede hörte, sagte er von Zorn erfüllt: „Pfui, pfui! du gemeinster Bösewicht! Wenn du das noch einmal sagst, so werde ich dich augenblicklich umbringen. Da ich ihm Sicherheit versprochen habe, wie kann ich ihn nun selbst töten! Man sagt ja: Weder die Kuhspende, noch die Land- oder Speisespende ist das Höchste, sondern nach der Weisen Urteil steht an aller Spenden Spitze die Spende der Furchtlosigkeit. Sämtliche Opfer, mit den vortrefflichsten Spenden vollzogen, wiegt eines einzigen angstvollen Geschöpfes Lebensversicherung auf.“

Nachdem er dies gehört, sagte der Schakal: „Oh Herr! Wenn das Kamel im Vertrauen auf die ihm gewährte Sicherheit umgebracht wird, dann begehst du eine Sünde. Aber, wenn es aus Ergebenheit gegen deine Majestät sein Leben von selbst anbietet, dann begehst du keine Sünde. Wenn es sich daher selbst zum Tode anträgt, dann darf es getötet werden, oder einer von uns muß umgebracht werden. Denn Majestät bedarf einer nahrhaften Speise und geht, wenn der Hunger nicht gestillt wird, der Auflösung entgegen. Wozu haben wir aber unser Leben, wenn wir es nicht zum Nutzen unseres Herrn fahren lassen? Wenn Majestät etwas Unangenehmes zustößt, dann ist es unsre Pflicht, selbst rückwärts ins Feuer zu gehen. Man sagt auch: Das Leben eines Oberhauptes ist auf jede Art zu wahren; wenn er dahin ist, ist auch das

ganze Haus vernichtet: Denn Räder fahren nimmermehr, wenn ihre Nabe zerbrochen wurde.“

Nachdem er dies gehört, sagte der Löwe: „Wenn dem so ist, so tue was dir gut erscheint.“ Als der Schakal dies vernommen, ging er eilig zurück und sagte zu allen: „Hört, hört! Der Herr befindet sich sehr schlecht. Das Leben sitzt ihm schon in der Nasenspitze. Wozu also das Herumjagen? Wer wird uns in diesem Walde beschützen, wenn er nicht mehr ist? Drum laßt uns gehen und ihm, den die Krankheit namens „Hunger“ in die andere Welt treiben will, unsere eigenen Leiber zum Geschenk machen, damit wir unsere Schuld für des Herrn Gnade abzahlen. Man sagt ja: Der Diener, unter dessen Augen den Herrn ein Mißgeschick betrifft, fährt bei lebendigem Leibe hinunter in den Höllenschlund.“

Darauf gingen sie sogleich alle mit Tränen in den Augen zum Löwen, verbeugten sich und setzten sich nieder. Als er sie um sich sah, sagte der Löwe: „Ach! Habt ihr irgendein Tier gefangen oder gesehen?“ Darauf antwortete die Krähe aus ihrer Mitte: „Oh Herr! Wir sind schon allenthalben umhergerannt, haben aber kein Tier weder gefangen noch gesehen. Deshalb möge der Herr jetzt mich verzehren und dadurch sein Leben fristen: So wird Majestät sich erquicken, und ich werde in den Himmel kommen. Denn man sagt auch: Der Diener, welcher treusinnig für seinen Herren das Leben läßt, gewinnt die höchste Rangstufe, von Alter frei und frei von Tod.“

Nachdem der Schakal dies gehört, sagte er: „Ach! Dein Körper ist sehr klein. Wenn er dich auch verzehrt, so wird das dem König das Leben doch nicht fristen. Außerdem ist es auch schädlich. Man sagt auch: Der Hund sogar verschmäht Krähenfleisch; selbst wenig davon ist ungesund. Wozu auch eine Speise essen, an der man sich nicht sättigen kann? Du hast nun deine Ergebenheit gegen den Herrn bewiesen und deine Verpflichtung für des Herrn Nahrung abgetragen. Auch hast du dir in beiden Welten einen guten Leumund erworben. Darum tritt zurück, damit auch ich den Herrn anreden kann!“

Nachdem so geschehen, verbeugte sich der Schakal ehrfurchtsvoll und sagte: „Oh Herr! Erhalte dein Leben heute durch meinen Leib und laß mich beide Welten erwerben! Denn man sagt auch: Dem Herrn gebührt des Dienstmannes Leben, da er es durch Sold erwarb. Darum begeht er auch keine Sünde, wenn er es ihnen nimmt.“

Als er aber dieses gehört, sagte der Panther: „Ah, du hast schön gesprochen! Aber auch dein Körper ist sehr klein, und da Krallen deine Waffen sind, so gehörst du zu demselben Geschlecht und darfst deshalb nicht von ihm gefressen werden. Man sagt ja: Kein Weiser esse Verbotenes, wäre der Tod ihm auch noch so nah, zumal wenn es, obgleich wenig, ihn doch um beide Welten bringt. Du hast deine Blutsfreundschaft nun bewiesen. Sagt man ja doch mit Recht auch Folgendes: Darum heben die Erdenherrscher ihre Verwandten zu sich empor, denn diese ändern sich nimmer, nicht anfangs, mitten und nicht am Ende. Deswegen tritt zurück, damit auch ich mir des Herrn Gnade erwerbe.“

Nachdem so geschehen, verbeugte sich der Panther und sprach zum Löwen: „Oh Herr! Nimm jetzt meinen Leib zu deinem Lebensunterhalt. Im Himmel soll mir eine ewige Wohnung zuteil werden, und auf Erden mein Ruhm sich in die weiteste Ferne erstrecken! Drum trage du kein Bedenken hierbei! Man sagt ja: Treuergebenen Dienstleuten, die für ihren Herrn gestorben sind, wird ewige Wohnung im Himmel und auf Erden großer Ruhm zuteil.“

Nachdem er dies gehört, dachte das Kamel: „Sie haben doch schöne Worte ausgesprochen, und der Herr hat keinen einzigen umgebracht. Darum will auch ich Angemessenes vortragen, damit sie alle drei meine Rede loben.“ Nachdem er sich so entschlossen hatte, sprach er: „Ach! Was du sagst ist angemessen. Allein auch du bist ein Krallenkämpfer! Wie kann also der Herr dich fressen? Man sagt auch: Wer sogar nur im Geist Unbilden gegen sein Geschlecht hegt, den treffen ebendieselben in dieser und in jener Welt. Darum tritt du zurück, damit ich den Herrn anrede!“

Nachdem so geschehen, trat das Kamel hervor, verbeugte sich und sprach: „Oh Herr! Diese darfst du ja doch nicht essen. Deswegen laß dir meinen Leib zum Lebensunterhalt dienen, damit ich beide Welten gewinne. Denn man sagt auch: Nicht Opfern-de und auch keine Büßer erreichen solchen hohen Rang, als brave Fürstendienstleute, die für den Herrn sich opferten.“

Nachdem es so gesprochen hatte, rissen ihm auf des Löwen Erlaubnis der Panther und der Schakal den Bauch auf, die Krähe hackte ihm die Augen aus, und das Kamel büßte sein Leben ein. Alsdann wurde es von allen diesen gemeinen Schlauköpfen aufgefressen. - Daher sage ich: Viele niedere Schlauköpfe, die sich alle durch Pfiffigkeit ernähren, können Recht zu Unrecht machen, wie Krähe und Sipschaft beim Kamel.“

Nachdem er diese Geschichte erzählt hatte, sagte Sanjivaka weiter zu Damanaka: „Dieser König hat eine gemeine Umgebung, die denen, welche seinen Schutz gesucht haben, kein Heil gewährt. Besser ein geiergleicher König von Schwänen umgeben, als ein schwanengleicher König, dessen Umgebung Geier bilden: Denn von einem Gebieter, welcher Geier als seine Umgebung hat, gehen viele Untaten aus, und durch diese ist er mächtig zum Verderben. Deshalb soll man den ersteren unter diesen beiden vorziehen. Ein König, der sich durch die Worte von Schlechten leiten läßt, ist unfähig zu gerechter Erwägung. Man hört auch Folgendes: Weil der Schakal dir zur Seite steht wie auch die scharfgeschnäbelte Krähe, drum flüchte ich den Baum aufwärts, denn die Umgebung gefällt mir nicht.“

Da fragte Damanaka „Wie ist das?“, und Sanjivaka erzählte:

## 15. Erzählung - Löwe und Zimmermann

(Die gefährliche Umgebung)

In einer gewissen Stadt lebte ein Zimmermann mit Namen Devagupta („von den Göttern beschützt“). Dieser nahm immer einen guten Reisbrei mit sich und spaltete mit seiner Frau zusammen im Walde große Anjanastämme. In diesem Walde wohnte aber ein Löwe namens Vimala (der „Fleckenlose“), der hatte zwei Diener, die Fleischfresser waren, einen Schakal und eine Krähe. Einstmals nun als der Löwe allein im Walde umherschweifte, erblickte er diesen Zimmermann. Auch der Zimmermann sah den Löwen herankommen, hielt sich schon gleichsam für tot, aber voll Geistesgegenwart dachte er: «Meine (einzige) Zuflucht ist ein mutiges Entgegentreten!» So ging er dem Löwen entgegen, verbeugte sich und sprach: „Komm herbei! Komm herbei! Oh Freund! Heute mußt du mein Essen, welches deines Bruders (d.i. meine) Frau gebracht hat, verzehren.“ Jener antwortete: „Lieber! Ich ernähre mich nicht von gekochter Speise, denn ich bin ein Fleischfresser, aber trotzdem will ich dir zu Gefallen etwas kosten, um zu sehen, was das für eine Art Speise ist.“ Nachdem der Löwe so geredet hatte, erfreute ihn der Zimmermann mit mancherlei Arten von Speisen, Schüsseln von herrlichen Laddukakugeln, welche mit Zucker überstreut

und mit Trauben und Muskatnuß gewürzt waren und anderen. Und der Löwe gewährte ihm aus Dankbarkeit die Sicherheit gegen alle Gefahren, so daß er ungefährdet im Walde herumgehen könne. Darauf sprach der Zimmermann: „Lieber Freund! Du mußt jeden Tag kommen, aber nur ganz allein! Du darfst keinen andern irgend vor meine Augen bringen!“ So ging beiden die Zeit unter Liebesbezeigungen hin, und der Löwe, welcher auf diese Weise Tag für Tag mit derartigen mannigfachen Speisen gesättigt ward, unterließ es bald ganz und gar, auf die Jagd zu gehen. Da sprachen der Schakal und die Krähe zu dem Löwen, da sie von Hunger gequält wurden, welcher nur durch anderer Mißgeschick gestillt werden konnte: „Oh Herr! Sage uns beiden, wohin du jeden Tag gehst und dann mit vergnügtem Sinn voll Freude zurückkommst?“ Er antwortete: „Ich gehe nirgendwohin.“

Als er aber von beiden mit sehr großer Inständigkeit gebeten wurde, da sagte der Löwe: „In diesen Wald kommt jeden Tag ein Freund von mir. Dessen Frau bereitet ganz ausgezeichnete Speisen, und da esse ich denn unter vorhergehenden Freundschaftsbezeigungen.“ Darauf sagten beide: „Wir wollen dahin gehen, den Zimmermann umbringen und durch dessen Fleisch und Blut uns auf lange Zeit unsere Nahrung verschaffen.“ Als der Löwe dies gehört hatte, sagte er: „Oh! Oh! Ich habe ihm vollständige Sicherheit gewährt. Wie kann ich also an so etwas Schlechtes in Bezug auf ihn auch nur denken? Ich will ihn lieber bewegen, daß er, was von der herrlichen Speise übriggelassen wird, euch beiden gibt.“ Damit waren beide zufrieden und sagten: „Ja!“ Darauf machten sie sich alle auf den Weg zum Zimmermann.

Als aber der Zimmermann schon aus weiter Ferne den Löwen mit seiner schlechten Umgebung herankommen sah, dachte er „Da stößt mir ein Mißgeschick zu!“ und stieg, so rasch er konnte, samt seiner Frau auf einen Baum. Der Löwe aber, als er herangekommen war, sagte: „Lieber! Warum steigst du auf einen Baum, da du mich kommen siehst? Ich bin ja dein Freund, der Löwe Vimala! Fürchte dich doch nicht!“ Der Zimmermann aber, ohne seinen Platz zu verlassen, antwortete: „Weil der Schakal dir zur Seite geht und auch die scharfgeschnäbelte Krähe, drum flüchte ich den Baum aufwärts, denn die Umgebung gefällt mir nicht.

Daher sage ich: Ein König, der eine gemeine Umgebung hat, gewährt denen, die seinen Schutz gesucht haben, kein Heil.“

Nachdem er diese Geschichte erzählt hatte, sagte Sanjivaka weiter zu Damanaka: „So, oh Lieber! sehe ich vollständig ein, daß dieser dein König eine gemeine Umgebung hat und nicht verdient, von braven Männern bedient zu werden. Denn man sagt auch: Bei Königen, welche unredlich sind, erglänzt ein Weiser nimmermehr, so wenig wie die Kriechente, die sich dem Geier zugesellt. Und so: Ehre selbst den geiergleichen König, sind Schwäne sein Gefolge, aber scheue den schwanengleichen König, wenn Geier seine Räte sind. Sicherlich ist er durch irgendeinen Bösewicht gegen mich aufgehetzt worden. Darum spricht er so. So geht es ja auch. Man sagt: Wird doch des Berges harter Boden von weichem Wasser untergraben und abgerieben, geschweige denn die weichen Herzen der Menschen vom Ohrgeflüster der Zwietracht Säenden. Von ins Ohr geträufeltem Gift gebrochen, was tut die törichte Menschheit nicht? Sie weiht sich selbst dem Rausch der Illusion und trinkt sogar Wein aus Menschenhirn. Ja mit Recht sagt man folgendes: Obgleich mit Füßen getreten oder geschlagen mit hartem Stab, tötet die Schlange doch einzig, wen sie mit ihrem Zahn erreicht. Ganz anders noch ist der bösen Menschen heimtückisch grausam Treiben: Dem einen hängen sie sich ans Ohr und vernichten damit den andern

bis auf den Grund. Und so: Ach wahrlich eine Mordweise, der Schlangen ganzes Widerspiel! Dem einen hängt er am Ohre und dem anderen bringt er Tod. Da die Dinge sich aber so gewendet haben, was ist nun zu tun? Ich frage dich, weil du mein Freund bist.“

Damanaka antwortete: „Es ist angemessen, daß du zunächst in ein anderes Land gehst und einem solchen schlechten Herrn nicht Dienst leistest. Denn man sagt auch: Selbst seinen geistigen Vater (d.i. der Lehrer) darf man verlassen, wenn er stolz ist, Recht und Unrecht nicht unterscheidet und auf unrechtem Wege geht.“

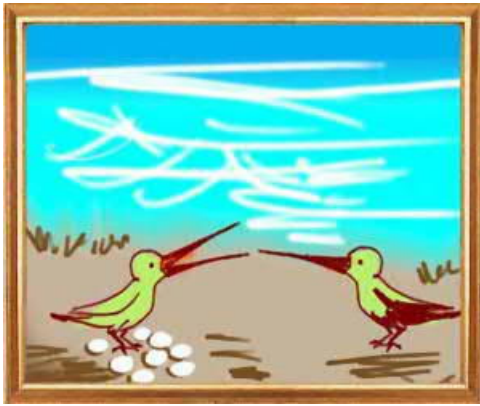
Sanjivaka sagte: „Es ist nicht möglich zu gehen, während der Herr gegen mich aufgebracht ist. Auch werden die nicht glücklich, die sich nach einem andern Ort entfernen. Denn man sagt auch: Ein Weiser, der gegen seinen Herrn gefehlt, schläft nicht, wenn er auch weit weg geht. Lang sind des Verständigen Arme, mit denen er den verletzt, der ihn verletzt hat. So bleibt mir denn kein Rettungsmittel außer dem Kampf. Man sagt auch: Weder durch Pilgerfahrten noch durch Buße, noch durch hundert reiche Spenden erlangen die Paradiesbegehrenden jene Welten, zu denen in einem Augenblick die Helden in der Schlacht gelangen, nachdem sie ihr Leben mit tapferem Sinn geopfert haben. Wer stirbt, gewinnt ewiges Leben, und wer am Leben bleibt, höchsten Ruhm: So fallen beide Vorzüge - sonst schwer zu erreichen - dem Helden zu. Zwei Männer sind es, die durchbrechen der Sonne Kreis in dieser Welt: Der nur für die Andacht lebende Mönch und der Held, der von vorn verwundet fällt. Das Blut, das triefend aus der Stirn herabfließt in des Helden Mund, ist gleich dem Somatrank, nach Vorschrift im Schlachtopfer dargebracht. Die Frucht, welche durch goldreiche Opfer, die der Ordnung gemäß unter Verehrung vieler guter Brahmanen und mit vielen Geschenken dargebracht werden, oder durch Wohnen an Pilgerorten und in Einsiedeleien, durch heilige Werke, Buße, Fasten und ähnliches: diese Frucht erlangt in einem Augenblick der in der Schlacht gefallene Held.“

Nachdem er dies gehört, dachte Damanaka: „Ich sehe, er hat den Entschluß gefaßt zu kämpfen. Wenn nun dieser schlimme Gesell mit seinen scharfen Hörnern den Herrn anfällt, so entsteht eine große Unannehmlichkeit. Ich muß daher nochmals mit meinem Verstand auf ihn einwirken und auszurichten versuchen, daß er in ein anderes Land geht.“ Darauf sagte er: „Ach, Freund! Du hast sehr verständig gesprochen. Aber was ist das für ein Kampf zwischen Herrn und Dienern!? Man sagt auch: Wer einen starken Feind erblickt, der sei auf seinen Schutz bedacht, denn die Starken sollen strahlen gleichwie des Mondes Glanz im Herbst. Und ferner: Wer nicht des Feindes Kraft kennt und trotzdem den Kampf mit ihm beginnt, der wird gedemütigt, wie der Ozean vom Strandläufer.“

Da fragte Sanjivaka „Wie war das?“, und Damanaka erzählte:

## 16. Erzählung - Der Strandläufer und der Ozean

In einer Gegend am Ufer des Ozeans wohnte ein Strandläuferpärchen. Da wurde im Verlauf der Zeit, nachdem die Brunstzeit gekommen war, das Weibchen trächtig. Als sich nun die Brutzeit nahte, sagte sie zu dem Männchen: „Höre, Geliebter! Meine Brutzeit naht heran. Laß uns deshalb einen Ort aufsuchen, wo uns kein Unglück droht, damit ich da die Eier legen kann.“ Der Strandläufer sagte: „Dieses Ufer des Meers ist bezaubernd. Darum brüte du nur hier.“ Doch jene sagte: „Hier tritt am Tage des Vollmonds die Meeresflut über. Die reißt selbst wütende Elefantenkönige fort. Drum laß uns in der Ferne irgendeinen andern Ort aufsuchen!“



Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Strandläufer lächelnd: „Oh Liebe! Was du sagst, ziemt sich nicht. Wie groß ist denn das Meer, daß es meine Jungen verletzen könnte? Hast du denn nicht gehört: Welcher Mensch möchte sich töricht aus freien Stücken in das Feuer stürzen, welches den Weg zu den Wolken eingeschlagen hat, rauchlos ist und immer großen Schrecken verbreitet? Wer ist so gierig, die Welt des Yama (Gott der Toten) zu sehen, und weckt den, dem Gott der Vernichtung gleichenden schlafenden Löwen,

wenn er ruht, nachdem er des wütenden Elefanten tiefende Schläfen zerfleischt hat? Wer steigt hinab zu Yamas Palast und fordert von selbst den Vernichter furchtlos heraus: „Nimm hin mein Leben, wenn du irgend stark genug dazu bist!“ Welcher Mensch, wenn er der Eigenschaften Wirkung kennt, wird die Kälte durch Wasser entfernen, wenn sich mit Flöckchen von Reif gemischt der kalte Morgenwind erhebt? Darum lege nur hier ohne Zagen deine Eier! Man sagt auch: Wer aus Furcht zu unterliegen seinen Wohnort im Stich läßt, wenn von diesem sein Weib Frucht trägt, den nennen die Weisen unfruchtbar. Und so: Wer gequält von der Verachtung Pein, schimpflich lebt und doch leben bleibt, der sollte nie geboren werden, denn er bringt derjenigen Leid, die ihn gebar.“

Indem der Strandläufer so sprach, lachte das Weibchen, welches den wahren Gehalt seiner Kraft kannte, und sagte: „Wahrlich, richtig und sehr passend ist dieses: Was soll diese stolze Rede? Du machst dich zum Gespött der Leute, oh Indra unter den Vögeln! Oh Wunder! Das Häschen nimmt das Maul so voll wie ein Elefant.“ Aber der Strandläufer antwortete: „Was kann denn das Meer tun?“

Als das Meer dies hörte, dachte es bei sich: „Sieh mir einer den Übermut dieses Vogelgezüchtes! Sagt man doch mit Recht: Durch wen wird eine selbstgeschaffene Überhebung zur Ruhe gebracht? Der Strandläufer schläft mit den Füßen aufwärts aus Furcht, daß sonst der Himmel herabbricht. Ich muß doch einmal aus Neugierde seine Macht kennenlernen! Was er wohl tun wird, wenn ich ihm die Eier wegnehme?“

Diesen Gedanken hielt es fest. Nachdem nun die Eier gelegt waren und das Weibchen des Futters wegen sich entfernt hatte, nahm das Meer vermittelst der Flut die Eier weg. Als das Weibchen zurückkam und das Nest leer fand, sprach sie jammernd zum Strandläufer: „Oh du Tor! Ich hatte dir vorhergesagt, daß die Eier zur Zeit der Flut verlorengehen würden, und daß wir darum soweit als möglich weggehen sollten. Aber aus Torheit bist du übermütig geworden und tust nicht, was ich sage. Sagt man ja doch mit Recht: Wer nicht befolgt wohlwollender Freunde Rede, der geht zugrunde, wie die törichte Schildkröte, die vom Stock herunterfiel.

Da fragte der Strandläufer: „Wie war das?“, und das Weibchen erzählte:

## 17. Erzählung - Die unfolgsame Schildkröte

Es wohnte einmal in einem gewissen Teich eine Schildkröte namens Kambugriva („einen Nacken wie eine Muschel“). Diese hatte zwei Freunde, welche zum Geschlecht der Gänse gehörten und die höchste Liebe zu ihr gefaßt hatten. Der eine hieß Sankata (klein), der andere Vikata (groß). Stets kamen diese zu dem Ufer des Teiches. Da

erzählten sie sich einander viele Geschichten von den Weisen unter den Göttern, Brahmanen und Königen, und zur Zeit des Sonnenuntergangs gingen jene in ihr Nest zurück. Im Verlauf der Zeit trocknete aber dieser Teich infolge von Regenmangel nach und nach aus. Aus Schmerz über dieses Unglück sagten jene beiden: „Ach, Freund! Dieser Teich ist zu bloßem Schlamm geworden. Wie wirst du nun bestehen können? In unsern Herzen ist große Betrübnis.“

Nachdem er dies gehört, sagte die Schildkröte: „Ich kann ohne Wasser nicht leben. Deshalb laßt uns ein Hilfsmittel aussinnen! Man sagt auch: Für Verwandte sowie Freunde eifert der Weise jederzeit mit Anstrengung, wenn sie ein Mißgeschick betrifft. Drum schafft einen starken Strick oder lieber einen leichten Stock herbei, und sucht einen Teich auf, welcher viel Wasser enthält! Dann halt ich mich mit meinen Zähnen an diesem leichten Stock fest, und ihr ergreift von beiden Seiten die Spitzen und tragt mich durch die Luft zu diesem Teich!“ Jene beiden sprachen: „Oh Freund, das wollen wir tun! Aber du mußt still schweigen wie ein Heiliger, der Schweigen gelobt hat. Wo nicht, so wirst du vom Stock herabfallen und dann in Stücke brechen.“ Die Schildkröte sagte: „Gewiß! Ich übernehme das Gelübde zu schweigen von jetzt an bis ich vermittelst des Fluges durch die Luft den Teich erreicht habe.“

Nachdem so geschehen, erblickte die Schildkröte auf seinem Flug eine unter ihm befindliche Stadt, deren Bewohner, da sie ihn so fortgeführt sahen, voll Erstaunen riefen: „Ah! Da wird etwas von zwei Vögeln wie auf einem Wagen gefahren! Seht, seht!“ und als die Schildkröte ihr Geschrei hörte, fing sie an zu sprechen. Eben wollte sie sagen „Ah, was ist das für ein Lärm?“, aber ehe sie es noch halb ausgesprochen hatte, fiel sie herab und zerbrach vor den Stadtbewohnern in Stücke, die sich über das geschenkte Fleisch freuten. - Daher sage ich: Wer nicht befolgt wohlwollender Freunde Rede, der geht zugrunde wie die törichte Schildkröte, die vom Stock herunterfiel.

Ferner sagte sie auch: „Herr ‚Vorgesorgt‘ sowohl auch Herr ‚Wenn's draufankommt‘ nehmen beide an Freuden zu, indes aber Herr ‚Schicksalschick‘ zugrunde geht.“

Da fragte der Strandläufer „Wie war das?“, und das Weibchen erzählte:

## 18. Erzählung - Die drei Fische



In einem Teich wohnten drei große Fische, nämlich Anagatavidhatri („der für die Zukunft Sorge Tragende“), Pratyutpannamati („der in der Not Rat Wissende“) und Yadbhavishya („der sorglos, was kommen wird, Erwartende“). Da kamen nun einst Fischer, sahen dies Wasser und sagten: „Ah, der Teich ist reich an Fischen! Er ist noch nicht ein einziges Mal von uns durchsucht worden. Doch für heute haben wir genug zum Lebensunterhalt und die Dämmerung ist schon da. Drum wollen wir morgen früh zurückkehren.“

Als der besorgte Anagatavidhatri diese einem Donnerschlag gleiche Rede gehört hatte, rief er alle Fische zusammen und sprach folgendes: „Ach! Habt ihr gehört, was die Fischer gesagt haben? Laßt uns noch in dieser Nacht in irgendeinen benachbarten Teich gehen! Man sagt ja: Schwache müssen sich wegflüchten, wenn sie ein starker

Feind bedroht, oder in eine Burg einschließen, sonst ist keine Rettung für sie. Unzweifelhaft kommen diese Fischer zur Morgenzeit zurück und vernichten alle Fische. Dieses ist meine Überzeugung. Darum ist es unrecht, hier auch nur einen Augenblick zu vergeuden. Man sagt auch: Weise, die einen Weg kennen, der Freude bringt, und führte er auch in die Fremde, die sehen niemals Vernichtung ihres Lands und Stamms.“

Nachdem er dieses gehört, sprach der kluge Pratyutpannamati: „Ah! Was du sagst ist wahr! Auch ich billige es. So laßt uns denn anderswo hingehen! Man sagt auch: Elende nur und mutlose Krähen, Hirsche und Feiglinge leiden den Tod im Heimatland, weil vor der Fremde Furcht sie schreckt. Und ferner: Wer allerwärts wandern kann, was will der aus Liebe zum eigenen Land verderben? «Dies ist der Born meines Erzeugers!» sprechend, trinkt brackiges Wasser die feige Memme.“

Dies hörend sprach darauf laut lachend der schicksalsgläubige Yadbhavishya: „Ach! Was ihr beide geraten habt, ist nicht gut. Denn wie ziemt es sich, auf ein bloßes Wort hin, diesen auf die Väter von den Großvätern übergegangenen Teich zu verlassen? Ist Vernichtung über uns verhängt, so werden wir auch sterben müssen, wenn wir wo anders hingehen. Man sagt auch: Der Schlangen und der Nichtsnutzigen Pläne werden nicht vollendet, denn sie leben von anderer Leute Schaden: Dadurch besteht diese Welt. Darum werde ich nicht gehen. Ihr mögt tun, was euch gefällt!“

Nachdem sie darauf dessen Entschluß erfahren hatten, zogen Anagatavidhatri und Pratyutpannamati mit ihrem Gefolge ab. Am folgenden Tage aber wurde dieser Teich von jenen Fischern mit Netzen durchfischt und all seiner Fische samt dem schicksalsgläubigen Yadbhavishya beraubt.

(In einer Berliner Sanskrit-Handschrift fand Benfey noch folgende Version der Geschichte:)

In einem großen Teich wohnten drei große Fische, nämlich Anagatavidhatri („der für die Zukunft Sorge Tragende“), Pratyutpannamati („der in der Not Rat Wissende“) und Yadbhavishya („der sorglos, was kommen wird, Erwartende“). Von diesen hörte der besorgte Anagatavidhatri einst das Gespräch von Fischern, welche am Ufer des Teiches vorübergingen, nämlich: „Dieser Teich ist fischreich, wir wollen die Fische darin fangen.“ Als Anagatavidhatri dies gehört, dachte er: „Da hat uns ein Unglück befallen! Diese werden nun morgen oder übermorgen zurückkommen, drum will ich mich mit samt dem Pratyutpannamati und Yadbhavishya in einen andern Teich flüchten, dessen Wasser von diesem entfernt ist.“ Darauf rief er beide und fragte sie. Da antwortete der kluge Pratyutpannamati: „Diesen lang bewohnten Teich können wir nicht so mir nichts dir nichts verlassen. Wenn die Fischer hierher kommen, so werde ich mich durch irgendeine den Umständen angemessene Handlung retten.“ Yadbhavishya sagte mit heiterem Mut: „Es gibt andere größere Teiche, wer weiß ob sie wieder hierher kommen oder nicht? Drum ist es nicht passend, auf ein solches bloßes Wort hin den Teich, wo man geboren ist, aufzugeben. Es heißt auch: Der Schlangen und der Nichtsnutzigen Pläne werden nicht vollendet, denn sie leben vom Schaden anderer - dadurch besteht diese Welt. Drum ist mein fester Entschluß, ich gehe nicht weg.“

So blieben denn diese beiden Standhaften hier, Anagatavidhatri aber ging in einen andern Teich. Am Tage, nachdem er weggegangen war, verstopften die Fischer mit ihren Genossen den Abfluß, warfen ihr Netz aus und fingen sämtliche Fische. Unter diesen Umständen tat der kluge Pratyutpannamati im Netz, als ob er tot wäre. Diese

glaubten nun „Dieser große Fisch ist von selbst gestorben!“ nahmen ihn aus dem Netz und legten ihn ans Ufer. Darauf sprang er wieder ins Wasser. Der schicksalsgläubige Yadbhavishya aber, mit seinem Kopf in den Maschen des Netzes zappelnd, wurde mit vielen Stockschlägen erschlagen und getötet. (siehe auch [MHB 12.137](#))

Daher sage ich: Herr „Vorgesorgt“ sowohl auch Herr „Wenn's draufkommt“ nehmen beide an Freuden zu, indes aber Herr „Schicksalschick“ zugrunde geht.

Fortsetzung der 16. Erzählung

Nachdem er dieses gehört, sagte der Strandläufer: „Liebe, wenn du mich etwa für einen schicksalsgläubigen Yadbhavishya hältst, so gib Acht auf meine Macht. Ich werde dieses böse Meer mit meinem Schnabel austrocknen.“ Das Weibchen sagte: „Ach! Wie kannst du mit dem Ozean kämpfen? Deswegen ziemt es sich auch nicht, Streit gegen ihn zu beginnen. Man sagt auch: Kraftlosen Männern dient ihr Zorn zum eigenen Verderben: Ein über die Maßen glühender Topf verbrennt zumeist die eigenen Wände. Der Törichte, der mächtigen Rossen in die Zügel fällt, kommt durch seine eigne Schuld um: Macht nicht mit seinem Willen dies lichtentflammte Feuer die Motten zur Flammenzehrung?“

Der Strandläufer sagte: „Liebe, sprich nicht so! Wer die Kraft der Standhaftigkeit besitzt, besiegt Mächtige, auch wenn er nur sehr klein ist. Man sagt auch: Gerade in dessen Machtfülle tritt dem Feind entgegen, wer sich nichts gefallen läßt, wie Rahu dem Monde immer wieder, wenn er voll ist (so daß er abnimmt). Und so: Wenn seine Kraft am allergrößten ist und der braune Saft ihm von der Schläfe trieft, dann legt der Löwe dem brunstwildem Elefanten den Fuß aufs Haupt. Und ferner: Die Sonne, wenn sie kaum erstand, setzt auf die Berge ihren Fuß: Bei dem der von Natur Mut hat, kommt das Alter nicht in Betracht. Und auch: So groß der Elefant, er folgt dem Stachel (dem Stab der Elefantenführer), und ist der Stachel dem Elefanten an Größe gleich? Entbrennt die Fackel, schwindet hin das Dunkel, und ist das Dunkel der Fackel an Kleinheit gleich? Vom Donnerkeil getroffen sinken Berge, und ist der Donnerkeil dem Berg an Größe gleich? Wessen Mut erstrahlt, der besitzt Stärke: Wer darf vertrauen auf Größe allein? So werde ich mit diesem Schnabel sein ganzes Wasser austrocknen!“

Das Weibchen sagte: „Ach Lieber! Wohinein stets die Ganga fließt, nachdem sie neunhundert Flüsse in sich aufgenommen hat, und ebenso der Indus, wie kannst du das von achtzehnhundert Flüssen angefüllte mit deinem Schnabel austrocknen, der immer nur einen Tropfen tragen kann? Wozu also solch unglaubliches Gerede?“

Doch der Strandläufer antwortete: „Liebe! Nicht verzagen ist des Glücks Wurzel. Mein Schnabel ist dem Eisen gleich. Wie sollte in langen Tagen und Nächten der Ozean nicht austrocknen? Und so: Schwer zu erwerben ist Herrlichkeit, solange der Mann seine Mannheit nicht gebraucht: So wie die Sonne der Waage Sternbild (am Ende der Regenzeit im September) besteigt, besiegt sie selbst der Wolken Scharen.“

Die Strandläuferin sagte: „Wenn du denn unumgänglich den Kampf mit dem Ozean unternehmen muß, dann rufe auch die andern Vögel zu Hilfe und greife mit deinen Freunden vereint an. Denn man sagt auch: Vieler Einigung bringt Stärke, wenn sie einzeln auch alle schwach sind: Aus Gräsern wird das Seil geflochten, das selbst den Elefanten hält. Und man erzählt auch: Von dem Sperling und Baumhacker, der Fliege und dem Frosch wird durch die Feindschaft eines Edlen sogar ein Elefant zu Tod gebracht.“

Da fragte der Strandläufer „Wie war das?“, und die Strandläuferin sprach:

## 19. Erzählung - Der Bund der Schwachen gegen den Elefanten



In einer Waldgegend wohnte ein Sperlingspaar, welches auf einem Tamala-Baum sein Nest gebaut hatte, und im Laufe der Zeit ward ihm Nachkommenschaft zuteil. Eines Tages kam ein brünstiger Waldelefant, von Hitze gequält, zu diesem Baum, um Schatten zu suchen. Da riß er im Übermaß seiner Wut mit der Spitze seines Rüssels an dem Zweig, auf welchem die Sperlinge hausten und zerbrach ihn. Durch dessen Bruch zerschellten auch alle Eier des Sperlingsweibchens und wenig fehlte, daß auch die beiden

Sperlinge ihr Leben dabei eingebüßt hätten. Das Weibchen aber, von Schmerz über die Zerstörung seiner Eier überwältigt, brach in Klagen aus und wurde gar nicht wieder vergnügt. Mittlerweile hörte ein Vogel, Baumhacker mit Namen, der ihr aufs höchste befreundet war, ihren Jammer, und aus Mitleid mit ihrem Schmerz besuchte er sie und sagte: „Ehrwürdige! Wozu das vergebliche Klagen? Denn man sagt ja: Was verloren, versäumt oder tot ist, beklagen die Klugen nimmermehr. Durch dieses gerade sind Kluge verschieden von den Törichten. Und so: Um Wesen soll man nicht klagen, nur wer ein Tor ist beklagt sie, denn er schafft sich Schmerzen auf Schmerzen und leidet doppelt Mißgeschick. Und ferner: Der Verwandten Schleim und Tränen genießt ungern der Tote nur: Drum nicht geweint! Vollzieh aber die Totenbräuche soweit du kannst.“

Das Sperlingsweibchen sagte: „Das ist wahr! Aber warum hat jener böse Elefant aus Wut meine Nachkommenschaft vernichtet? Wenn du in Wahrheit mein Freund bist, so sinne auf ein Mittel, diesem Auswurf von Elefanten den Tod zu bereiten, damit nach dessen Vollendung der Schmerz um den Verlust meiner Nachkommenschaft aufhöre. Man sagt ja: Fürwahr! Zum zweiten Mal geboren ist der Mann, der vergolten hat dem, der im Unglück ihm Hilfe oder auch Spott geboten hat.“

Der Baumhacker sagte: „Du sagst die Wahrheit. Es heißt auch: Ein Freund ist, wer treu im Unglück bleibt; auch wenn er zu fremdem Stamm gehört; denn im Glücke ist jedweder jeglichen Geschöpfes Freund. Und so: Ein Freund ist, wer im Unglück Freund ist; ein Sohn ist, welcher Sühne schafft; ein Diener ist, wer seine Pflicht kennt; und eine Gattin ist, die glücklich macht. So lerne denn die Macht meines Verstandes kennen! Ich habe aber auch noch einen Freund, eine Fliege mit Namen Vinarava („wie eine Leier tönend“). Zu der gehe ich und rufe sie zu Hilfe, damit dieser übelgesinnte Elefant getötet wird.“

Darauf ging er mit dem Sperlingsweibchen zur Fliege und sagte: „Liebe! Dieses Sperlingsweibchen, meine Freundin, ist von einem bösen Elefanten schwer verletzt worden, weil er all ihre Eier zerbrochen hat. Ich will nun versuchen, ihn zu töten, und dabei sollst du mir Beistand leisten!“

Die Fliege aber antwortete: „Liebe! Wozu bedarf es bei dieser Sache vieler Worte? Denn man sagt auch: Um der Wiedervergeltung willen erweisen sich Freunde Liebes; was aber von des Freundes Freunde geschieht, tut das der Freund nicht selbst? Das ist wahr! Aber auch ich habe einen sehr treuen Freund, einen Frosch

namens Meghanada („wie eine Wolke tönend“). Auch den wollen wir zu Hilfe rufen und dann tun, was dienlich ist. Es heißt auch: Von Guten, Tugendhaften, Weisen, der heiligen Schriften Kundigen oder Klugen erdachte Ratschläge gelten nimmer für zweifelhaft.“

Darauf gingen sie alle drei zu Meghanada und teilten ihm die ganze Angelegenheit mit. Dieser aber sagte: „Wie groß ist denn ein solch elender Elefant im Vergleich zu einem Edlen, welcher heftig erzürnt ist? Drum laßt uns meinen Rat ausführen. Du, Fliege, geh um Mittag und mach im Ohre dieses vor Wut aufgeblähten Elefanten ein Geräusch, ähnlich den Tönen einer Leier, damit er vor Wollust über den Ohrenschmaus die Augen schließt. Alsdann hackt ihn Baumhacker mit seinem Schnabel die Augen aus. Blind und von Durst gequält, hört er dann mein und meines Gefolges Gequake, während wir uns auf den Rand einer Grube setzen. Er kommt heran, meinend es wäre da ein Teich, nähert sich der Grube, fällt hinein und kommt ums Leben. So müssen wir in Einverständnis wirken, damit unser Haß von Erfolg gekrönt wird.“

Nachdem dies darauf geschah, schloß der Elefant vor Vergnügen am Gesang der Fliege die Augen, verlor das Gesicht durch den Baumhacker, und indem er um die Mittagszeit von Durst gequält umherirrte, folgte er dem Gequake der Frösche, kam zu einer großen Grube, fiel hinein und starb. - Daher sage ich: Von dem Sperling und Baumhacker, der Fliege und dem Frosch wird durch die Feindschaft eines Edlen sogar ein Elefant zu Tode gebracht. (Diese Fabel erinnert auch an [MHB 1.142.](#))“

Der Strandläufer sagte: „Liebe, so soll es geschehen! Mit Hilfe aller meiner Freunde werde ich das Meer austrocknen.“ Nachdem er dies beschlossen hatte, rief er alle Vögel, die Kraniche, Störche, Gänse, Pfauen und so weiter zusammen und sprach: „Hört! Ich bin vom Meer schwer verletzt worden, weil es mir meine Eier geraubt hat. Drum laßt uns ein Mittel ersinnen, es auszutrocknen!“ Darauf fingen sie alle an, um seinem Leid abzuhelfen, mit den Flügeln das Meer zu schlagen. Da sprach ein Vogel: „Auf diese Art werden unsere Wünsche nicht erreicht. Sollen wir das Meer mit Erdklumpen und Staub ausfüllen?“ Nachdem dies gesagt war, nahmen alle zusammen Häufchen von Staub und Erde in die Höhlungen ihrer Schnäbel und machten sich daran, das Meer auszufüllen. Da sagte aber ein anderer: „Wir sind ganz und gar unfähig zu einem Kampf mit dem großen Ozean. Deswegen will ich hier raten, was der Zeit angemessen ist. Es gibt einen alten Schwan, welcher auf einem wilden Feigenbaum nistet, der wird uns, wenn wir ihn bitten, einen guten Rat geben. Wir wollen also zu ihm gehen und ihn fragen! Es heißt auch: Man soll der Alten Wort hören, Vielerfahrene sind wahrhaft alt; und des Alten Witz befreite eine im Wald gefangene Schwäneschar.“

Da fragten die Vögel „Wie war das?“, und jener sprach:

## 20. Erzählung - Ein alter Schwan rettet eine gefangene Schwäneschar

In einer gewissen Waldgegend war ein Feigenbaum namens Mahasakha („große Zweige“), darauf wohnte eine Schar Schwäne. Unter diesem Feigenbaum aber erschien ein Schlinggewächs mit Namen Kausakhi („schlechte Zweige“). Darauf sagte der alte Schwan: „Das Schlinggewächs, welches an diesem Baum heranwächst, ist für uns sehr gefährlich. Mit Hilfe desselben kann einer einmal heraufsteigen und uns umbringen. Schaffet dies Schlinggewächs weg, so lange es noch mit Leichtigkeit zu zerstören ist!“ Sie aber ließen seine Rede unbeachtet und zerstörten das Schlingge-

wächs nicht. So wuchs denn das Schlinggewächs im Fortgang der Zeit an dem Baum hinauf. Als die Schwäne nun einst ausgeflogen waren, um sich Futter zu suchen, stieg ein Vogelsteller, das Schlinggewächs als Leiter benutzend, auf den Feigenbaum, legte Fallen in die Nester der Schwäne und kehrte dann nach Hause zurück. Als aber die Schwäne ihren Ausflug nach Futter vollendet hatten und in der Nacht zurückkehrten, da wurden sie alle in den Schlingen gefangen. Da sprach der alte Schwan: „Diese unglückliche Gefangenschaft in den Netzen ist uns zugestoßen, weil ihr gehandelt habt, ohne auf meine Rede zu achten. So sind wir nun alle verloren!“ Darauf sagten die Schwäne zu ihm: „Ehrwürdiger! Was ist unter diesen Umständen zu tun?“ Er aber sprach: „Wenn ihr mir diesmal folgen wollt, so stellt euch, wenn der Vogelsteller kommt, als wäret ihr tot. Wenn aber dann der Vogelsteller, indem er denkt „Sie sind schon tot!“ euch alle zusammen auf die Erde wirft, so müssen alle zusammen, nachdem sie hingeworfen sind, nachher in einem und demselben Augenblick in die Höhe fliegen.“

Nachdem nun der Morgen angebrochen war, kam der Vogelsteller, und wie er nachsieht, sind sie alle zusammen tot. Darauf löste er sie alle unbesorgten Sinnes der Reihe nach aus dem Netz und warf sie auf die Erde. Wie sie ihn nun mit Herabklettern beschäftigt sahen, flogen sie, dem vom alten Schwan gegebenen Rat gemäß, alle zusammen in einem und demselben Augenblick in die Höhe. - Daher sage ich: Man soll der Alten Wort hören, Vielerfahrene sind wahrhaft alt; und des Alten Witz befreit eine im Wald gefangene Schwäneschär.“

Und nachdem diese Geschichte erzählt war, gingen alle diese Vögel zu dem alten Schwan und taten ihm den Schmerz über den Raub der Jungen kund. Darauf sprach der alte Schwan: „Der Schwache, der vor Stolz töricht einen übergewaltigen Feind bekämpft, der kehrt zurück wie ein Elefant mit zerbrochenem Zahn. Unser aller Vögel König ist der große Garuda. Laßt uns ihm nun diese ganze verächtliche Behandlung kundtun, damit er erzürnt über die Verachtung seines Geschlechts in Kummer gerate, oder vielleicht auch seinen Stolz zeige. Aber auch das schadet nichts. Denn man sagt auch: Wer einem unzweideutigen Freund, einem tugendhaften Knecht, einer treuergebenen Gattin oder einem wohlgesinnten Herrn seinen Kummer klagt, wird froh.“

Nachdem so geschehen, gingen alle diese Vögel mit betrübtem Gesicht, die Augen voll Tränen und mit jämmerlichem Geschrei zum Vogel Garuda und fingen an zu zürnen: „Ach, diese Gottlosigkeit! Diese Gottlosigkeit! Während du unser Gebieter bist, sind vom Meer diesem redlichen Strandläufer seine Eier geraubt worden. So ist es denn jetzt aus mit dem Geschlecht der Vögel! Auch alle anderen werden uns wie das Meer vernichten, sobald sie Lust haben. Man sagt auch: So wie er es von dem einen sieht, so tut auch der andere Böses: Die Welt tut nach, was einer vortut; nie schert sie sich um das was recht ist. Und so: Gegen Betrüger, Nichtswürdige, Diebe, Mörder und ähnliche muß man die Untergebenen schützen, sowie gegen in Trug sich Hüllende. Und ferner: Wer seine Untertanen schützt, gewinnt ihrer Tugend sechsten Teil. Wenn er sie aber nicht schützt, trägt er ein Sechstel ihrer Schuld. Aus des Untertans Leidflammen erhebt sich der Feuergott und ruht nicht eher, bis er gänzlich des Königs Glück und Haus und Leib verbrannt hat. Der König ist Auge den Augenlosen und Blutsfreund den Freundlosen, der König ist Vater und Mutter allen rechtschaffenen Wandelnden. Ein König, der nach Frucht strebt, pflege die Welten eifrig mit Spende und Ehre, wie die Gärtner ihre Schößlinge mit Wasser. Gleichwie

ein zarter Baumschößling, wenn er mit Sorgfalt gepflegt wird, Früchte zu seiner Zeit spendet, so auch die Welt, wenn sie gut regiert wird. Gold, Getreide und Juwelen, Roß und Wagen mancher Art und so auch, was sie sonst haben, kommt den Königen vom Untertan.“

Nachdem aber Garuda dieses gehört hatte, fühlte er Mitleid mit dem Schmerz der Strandläufer, wurde von Zorn ergriffen und dachte: „Ha! Was diese Vögel sagen, ist wahr! So laßt uns denn sogleich gehen und das Meer austrocknen!“ Doch während er so dachte, kam der Bote des Vishnu zu ihm und sagte: „He, Garuda! Der erhabene Narayana schickt mich zu dir. Der Erhabene will nach Amaravati gehen, um die Angelegenheiten der Götter zu besorgen. Deshalb komm eilig zu ihm!“ Nachdem er dies gehört, sagte Garuda voll Empfindlichkeit zu ihm: „Ach, Bote! Wie kann ich, ein verächtlicher Knecht, dem Erhabenen dienen? Geh deshalb und sprich zu ihm: «Es möge ein anderer Diener statt meiner zu seinem Träger gemacht werden.» Ich lasse mich dem Erhabenen empfehlen.“ Der Bote sagte: „Oh Sproß der Vinata! Noch niemals hast du etwas Derartiges zu dem Erhabenen gesagt. Sag an! Hat dich der Erhabene etwa geringschätzig behandelt?“ Da antwortete Garuda: „Von dem Meer, welches des Erhabenen Ruhestätte bildet, sind meinem Diener, dem Strandläufer, seine Eier geraubt worden. Wenn er dieses nun nicht bestraft, so bin ich nicht länger des Erhabenen Diener. Diesen meinen Entschluß mögest du vermelden. Darum gehe so rasch als möglich hin zu dem Erhabenen!“

Als der Erhabene darauf aus dem Munde seines Boten erfuhr, daß der Sproß der Vinata aus Liebe erzürnt sei, so dachte er: „Der Zorn des Garuda ist gerecht. Deswegen will ich selbst gehen, ihn unter Achtungserweisung ermahnen und ihn holen. Man sagt auch: Einen guten und starken Diener von hohem Haus verachte nicht! Wie einen Sohn sollst du ihn lieben, wünschst du dir selber Wohlergehen. Und ferner: Der Fürst, der mit den Dienern zufrieden ist, gibt ihnen Ehre allein zum Lohn. Sie aber bringen für bloße Ehre selbst ihr Leben zum Danke dar.“

Nachdem er diese Betrachtung angestellt hatte, ging er eilig nach Rukmapura („Goldstadt“) zum Sproß der Vinata. Dieser aber, da er den Erhabenen zu seinem Hause kommen sah, senkte vor Scham das Gesicht zu Boden, verbeugte sich und sagte: Oh Erhabener! Siehe: Das Meer, welches übermütig ist, weil es deine Ruhestätte bildet, hat meinem Diener seine Eier geraubt und mich damit geringschätzig behandelt. Aus Scheu vor dem Erhabenen habe ich gezögert, sonst würde ich es noch heute austrocknen. Denn man sagt auch: Eine Handlung, die des Gebieters Herz beleidigt oder quält, die tun treue Dienstleute nie und ging es auch ans Leben.“

Nachdem er dies gehört, sagte der Erhabene: „Oh Sohn der Vinata! Was du gesagt hast, ist wahr. Denn man sagt auch: Strafe, die eines Knechts Fehler hervorruft, trifft zugleich den Herrn; denn die Schande, die sie bringet, fällt mehr auf ihn als auf den Knecht. Darum komm, damit wir dem Meer die Eier wieder abnehmen, sie dem Strandläufer bringen und dann nach Amaravati gehen!“

Nachdem so geschehen, sprach er, den feurigen Pfeil auf den Bogen legend, drohend zum Meere: „Ha, du Bösewicht! Gib dem Strandläufer seine Eier heraus! Wo nicht, so trockne ich dich aus.“ Darauf geriet das Meer in Furcht und gab dem Strandläufer seine Eier zurück. Dieser aber händigte sie seinem Weibchen aus. - Daher sage ich: Wer nicht des Feindes Kraft kennt und dennoch den Kampf mit ihm beginnt, der wird gedemütigt, wie der Ozean vom Strandläufer.“

Nachdem Sanjivaka dieses gehört hatte, fragte er ihn weiter: „Höre Freund! Woran kann ich erkennen, daß der Löwe böse Gesinnungen gegen mich hegt? So lange Zeit bin ich von ihm stets mit zunehmender Liebe und Gunst behandelt worden und habe niemals eine Änderung an ihm erblickt. Drum sag es, damit ich meiner eigenen Rettung wegen mich erhebe, um ihn zu töten.“

Damanaka antwortete: „Lieber! Was ist da zu erkennen? Folgendes wird dich überzeugen: Wenn, sobald er dich erblickt, seine Augen sich röten, er die Augenbrauen zusammenzieht, so daß sie einen Dreizack bilden, und seine Mundwinkel mit der Zunge beleckt, dann ist er bösgesinnt, sonst ist er gnädig. Jetzt entlaß mich, ich gehe nach meinem Hause zurück. Du trag Sorge, daß der Beschluß nicht verraten wird! Wenn du, sobald es Nacht wird, gehen kannst, so solltest du das Land verlassen. Ansonsten mußt du dich durch Schmeicheln, Verrat, Bestechung, Gewalt oder anderes retten. Denn man sagt auch: Sogar durch Weib und Kind schützt sein Leben der Verständige: Bleibt ihm nur das Leben, so fällt ihm alles andere wieder zu. Und so: Durch jedes mögliche Mittel, sei es recht oder ungerecht, rette der Schwache sein Leben! Der Starke wandle nach dem Recht. Wer betört zwischen Leben- und Geldverlust hin- und herschwankt, dem kommt das Leben abhanden, und mit dem ist auch jenes hin.“

Nachdem er so gesprochen, ging Damanaka zu Karataka. Karataka aber, als er ihn erblickt hatte fragte: „Lieber! Was hast du durch deinen Weg dahin ausgerichtet?“ Damanaka antwortete: „Ich habe fürs erste nur den Samen zur Intrige ausgesät. Das Weitere hängt nun vom Gang des Schicksals ab. Man sagt auch: Selbst wenn das Schicksal ungünstig ist, erfülle der Weise seine Pflicht, damit er frei von Schuld bleibe und seinen Geist kräftig halte.“

Karataka sagte: „So sage denn, was für einen Samen der Intrige du ausgesät hast?“ Jener antwortete: „Ich habe durch lügnerische Reden zwischen beiden solches Mißtrauen gegeneinander erweckt, daß du sie nie mehr an einer Stelle stehend miteinander ratschlagen sehen wirst.“

Karataka sagte: „Ach! Du hast nicht recht getan, daß du diese beiden, deren Herz in wechselseitiger Liebe schwamm, und die in Freude hausten, in das Meer des Zorns geschleudert hast. Man sagt auch: Wer einen glücklichen Harmlosen in die Straße des Unglücks treibt, der wird in allen Wiedergeburten unzweifelhaft unglücklich sein. Ferner ist es auch nicht recht, daß du nur an Zwietracht Vergnügen findest. Denn Böses zu tun, ist jedermann fähig, nicht aber Gutes. Man sagt auch: Der Neider kann eines anderen Werk verderben, aber fördern kann er es nicht: Auch der Sturm kann den Baum fällen, doch ihn aufrichten nimmermehr.“

Doch Damanaka sagte: „Ach! Du kennst die Gebote der Lebensklugheit nicht, darum sprichst du so. Es heißt auch: Wer sein Wohl wünscht, soll nie den Feind übersehen, der sich erheben will. Denn wie die Weisen es gelehrt haben, sind Feind und Krankheit von gleicher Art. Jener ist nun unser Feind, da er uns unsere Ministerstelle geraubt hat. Es heißt auch: Wer eines anderen erbliche Stellung ihm abgewinnen will, ist sein natürlicher Gegner. Man rotte ihn aus, auch wenn man ihn liebt. Seit er von mir aus Unbedachtsamkeit vermittelt des Versprechens der Sicherheit herbeigeführt wurde, bin ich durch ihn aus meiner Ministerstellung verdrängt worden. Sagt man ja doch mit Recht: Wenn der Gute dem Bösewicht Eingang in sein Gebiet erlaubt, dann ist dieser, sobald er will, mächtig zu jenes Untergang. Darum gestatte der Verständige niemals dem Gemeinen Raum: Hier gilt wie es im Sprichwort heißt:

«Der Ehebrecher wird Hausherr selbst.» Deswegen habe ich dieses eingefädelt, um ihn zu verderben, damit er das Land verläßt oder umkommt. Und dieses soll niemand außer dir erfahren! So wurde dieses von mir mit Recht zum eignen Vorteil unternommen. Denn es heißt auch: Mache das Herz erbarmungslos, die Stimme aber wie Zucker süß, laß jeglichen Zweifel fahren und töte, wer dir Böses tut.

Außerdem wird dieser Sanjivaka, sobald er getötet ist, uns auch zum Essen dienen. Das ist zunächst ein Vorteil der Feindschaft. Alsdann wird uns auch das Ministerium und Wohlsein zuteil. Da uns nun dieses dreifache Gut bevorsteht, wie kannst du mir Dummheit vorwerfen? Denn man sagt auch: Der Weise wäre unsinnig, welcher nicht wie Chaturaka schmauste, wenn er dem Feind Leiden, sich selber aber Vorteil schaffen kann.“

Da fragte Karataka „Wie war das?“ , und jener erzählte:

## 21. Erzählung - Der listige Schakal

In einer gewissen Waldgegend wohnte einmal ein Löwe namens Vajradanshra („Zähne wie Diamant“). Dieser hatte zwei Diener, welche ihn stets begleiteten und mit ihm in diesem Walde wohnten, einen Schakal Chaturaka („verschlagen“) und einen Wolf, Kravyamukha („Fleischmaul“) mit Namen. Eines Tages aber begegnete der Löwe einmal einem weiblichen Kamel, welches dem Gebären nah durch seine Geburtswehen von der Herde abgekommen war und sich im Walde niedergesetzt hatte. Nachdem er es nun getötet und ihm den Bauch aufgerissen hatte, kam ein lebendiges kleines Kameljunges heraus. Der Löwe sättigte sich vollständig an dem Fleisch des Kamelweibchens.



Das junge verlassene Kamelchen aber führte er aus Mitleid nach seinem Hause und sprach zu ihm: „Mein Liebes! Weder von mir noch von einem anderen hast du den Tod zu befürchten, drum schweife nach deinem Belieben in diesem Wald mit Chaturaka und Kravyamukha vergnügt umher! Da deine Ohren wie ein Spieß aussehen, so sollst du den Namen Sankukarna („Ohren wie Spieße“) führen.“

Nachdem so geschehen, brachten alle vier ihre Zeit damit zu, daß sie an einem und demselben Ort spazierengingen und das Vergnügen der mannigfachsten Unterhaltung miteinander genossen. Sankukarna aber, nachdem er zum Jünglingsalter herangewachsen war, verließ den Löwen auch nicht einen Augenblick. Da hatte nun der Löwe einst einen Kampf mit einem wütenden Elefanten zu bestehen. Durch diesen wurde er infolge der Kraft seiner Wut durch Stöße mit dem Stoßzahn am Körper so sehr verwundet, daß wenig fehlte, daß er das Unglück gehabt hätte, getötet zu werden. Als er sich darauf mit seinem von Stößen entkräfteten Körper nicht rühren konnte, da sprach er mit von Hunger abgezehrter Kehle: „Ach! Sucht irgendein Tier, damit ich, obgleich ich mich in diesem Zustand befinde, es töte und von mir und euch den Hunger abwende.“

Nachdem sie dies gehört, irrten sie alle drei im Wald bis zur Dämmerung umher, trafen aber gar kein Tier an. Da dachte der Schakal Chaturaka: „Wenn dieses Kamel Sankukarna umgebracht wird, dann haben alle auf einige Tage Nahrung. Aber der

Herr wird ihn aus Freundschaft und weil er sein Schützling ist, nicht umbringen. Ich werde jedoch durch die Macht meiner Klugheit des Herrn Gedanken lenken, und bewirken, daß er ihn tötet. Denn es heißt auch: Nichts gibt es in der Welt, das nicht vernichtbar, erreichbar und ausführbar für den Verstand Verstandvoller ist; darum strenge man diesen an!“

Nachdem er so überlegt hatte, sagte er zum Kamel Folgendes: „He! Sankukarna! Der Herr wird, wenn er keine nahrhafte Speise erhält, doch gewaltig von Hunger gepeinigt. Wenn der Herr weg ist, so trifft auch uns selbst Verderben. Darum will ich um des Herrn willen ein Wörtchen sprechen. Hör an!“ Und das Kamel sagte: „Oh Lieber! Tu es mir so schnell als möglich kund, damit ich, ohne mich zu besinnen, dein Geheiß ausführe. Wenn ich dem Herrn etwas Gutes erweise, so habe ich ja hundert gute Werke damit verrichtet.“ Da sprach der Schakal: „Strecke dem Herrn deinen Körper vor, unter der Bedingung, ihn doppelt zurückzuerhalten, so daß dir ein doppelter Leib zuteil wird, der Herr aber ein Mittel gewinnt, sein Leben zu erhalten.“

Nachdem es dies gehört, sagte das Kamel: „Lieber! Wenn du so meinst, so ist dies ja gerade mein Vorteil. Man sage also dem Herrn, daß ebendieses getan werden möge. Doch muß ich in dieser Sache Dharma, den Gott der Gerechtigkeit, als Bürgen fordern.“

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, gingen sie alle zusammen zum Löwen. Darauf sagte der Schakal: „Majestät! Kein einziges Tier ist heute gefangen worden, und die erhabene Sonne ist bereits untergegangen. Wenn du jedoch des Sankukarna Leib verdoppelt zurückzahlen willst und den Gott der Gerechtigkeit zum Bürgen gibst, so überliefert er dir denselben.“ Der Löwe sagte: „Wenn dem so ist, so ist das sehr schön. Der Gott der Gerechtigkeit soll zum Bürgen dieses Handels gemacht werden.“

Darauf wurde unmittelbar nach des Löwen Rede dem Kamel vom Wolf und Schakal der Bauch aufgerissen, so daß er starb. Alsdann sprach der Löwe zum Schakal: „Hör Chaturaka! Halte sorgfältig hier Wacht, bis ich, nachdem ich zum Fluß gegangen bin, gebadet habe und nach Verrichtung meiner Andacht zurückkehre.“ Nachdem er so gesprochen, ging er zum Fluß. Als er nun weg war, dachte Chaturaka: „Wie kann ich es machen, daß ich dieses Kamel allein zu essen bekomme?“ Nachdem er so überlegt, sprach er zum Wolf: „Hör! Du bist hungrig, drum iß, solange der Herr noch nicht zurückkehrt, vom Fleisch dieses Kamels. Ich werde dich vor dem Herrn für unschuldig erklären.“ Als jener aber, nachdem er dies gehört, kaum ein bißchen Fleisch gekostet hatte, rief ihm Chaturaka zu: „He! He! Kravyamukha! Der Herr kommt zurück! Laß also ab davon und stelle dich weit weg, damit er nicht merkt, daß davon gegessen wurde.“

Nachdem so geschehen war, kam der Löwe herbei. Wie er das Kamel sieht, so war das Herz desselben weg. Da zog er die Augenbrauen zusammen und sagte mit großer Heftigkeit: „Ha! Wer hat gemacht, daß das Kamel zu einem Überbleibsel geworden ist? Sag an, damit ich auch den umbringe.“ Nachdem dies gesagt war, blickte Kravyamukha nach Chaturakas Mund, er wollte damit natürlich sagen: „Sprich doch etwas, damit ich gerettet werde!“ Der Schakal aber sagte spottend: „He! Nachdem du vor meinen Augen das Herz des Kamels gefressen hast, siehst du jetzt nach meinem Mund. So koste denn die Frucht des Baums deines schlechten Benehmens!“ Nachdem er dies gehört, ging Kravyamukha aus Furcht um sein Leben nach einem anderen Land, um niemals wieder zurückzukehren; der Löwe aber blieb da.

Mittlerweile kam durch des Schicksals Fügung auf ebendiesem Wege eine große mit Lasten beladene Kamelkarawane. Am Hals des an der Spitze gehenden Kameles war eine große Glocke befestigt. Deren Ton hörte der Löwe schon aus der Ferne und sprach zu Chaturaka: „Lieber! Sieh doch nach, warum sich dieser schreckliche, nie vorher gehörte Ton hören läßt!“ Nachdem er dies gehört, ging der Schakal ein wenig in das Innere des Waldes, kam dann eilig zurück und sagte voll Furcht: „Herr! Mach dich fort! Mach dich fort, wenn du gehen kannst!“ Dieser sprach: „Lieber! Warum erschreckst du mich so? Sprich doch, was ist es?“ Chaturaka sagte: „Oh Herr! Es ist der König der Gerechtigkeit, welcher gegen dich erzürnt ist. Er sagt natürlich: «Mein Kamel ist von ihm, nachdem er mich zum Bürgen gegeben hat, vor der ihm bestimmten Zeit umgebracht! Darum will ich mein Kamel tausendfältig von ihm nehmen.» Nachdem er dies beschlossen, hat er einen großen Kamelschmuck genommen und an den Hals des an der Spitze gehenden Kamels befestigt und kommt nun zugleich mit dem Vater und den Ahnen, welche zu dem getöteten Kamel gehören, um Wiedervergeltung zu üben.“ Der Löwe aber, da er dies alles aus der Ferne erblickte, ließ das tote Kamel im Stich und machte sich aus Furcht für sein Leben auf und davon. Chaturaka aber fraß in aller Muße das Fleisch des Kamels auf. - Darum sage ich: Der Weise wäre unsinnig, welcher nicht, wie Chaturaka schmauste, wenn er dem Feind Leiden, sich selber aber Vorteil verschaffen kann. (Diese Fabel erinnert auch an [MHB 1.142.](#))“

Als aber Damanaka (der ehrgeizige Schakal) weggegangen war, überlegte der Stier Sanjivaka: „Was habe ich getan?! Ich, ein grasfressendes Geschöpf, habe Freundschaft mit einem fleischfressenden geschlossen?! Sagt man denn nicht mit Recht: Der naht sich Unnahbarem, der nicht zu Ehrende verehrt! Er zieht sich den Tod selber zu, wie ein Maultier, das schwanger wird. - Was soll ich nun tun? Wohin soll ich gehen? Wie kann ich mich retten? Oder sollte ich wohl zum Löwenkönig Pingalaka selbst gehen? Vielleicht verschont er mich, wenn ich mich in seinen Schutz begeben, und raubt mir nicht das Leben...? Denn man sagt auch: Wenn denen selbst, die redlich streben, des Schicksals Fügung irgendein Unglück schickt, dann sollen Weise, dieses zu beenden, mit ganz besonderer Einsicht handeln. Denn in der ganzen Welt gilt dieses Sprichwort: Dem Feuergebrannten ist ein Tropfen Feuer ein Mittel, das Hilfe bringt. Und so: Trifft doch in der Welt - und daran gibt es keinen Grund zu zweifeln - die das Beste tuenden Geschöpfe - welche stets erlangen, was aus den eigenen Taten reift - Glück und Unglück, wie es sie von selbst treffen muß, weil sie es in einem früheren Leib erworben haben. Wenn ich also auch wo anders hingehe, wird mir doch der Tod durch ein böses fleischfressendes Tier zuteil werden. Darum ist es besser, es geschieht durch den Löwen. Es heißt auch: Wenn einer mit Gewaltigen kämpft, ist selbst sein Unglück ehrenvoll: Preiswürdig ist des Elefanten Zahnbruch, wenn er den Berg zerriß. Und so: Durch Mächtige Untergang leidend, gelangt selbst der Niedere zu Ruhm, wie die Biene, die gierig nach dem Brunstsaft durch den Schlag des Elefantenohres stirbt.“

Nachdem er sich so entschlossen hatte, machte er sich schwankenden Ganges Schritt vor Schritt auf den Weg, und als er des Löwen Wohnung sah, sprach er: „Ach! Mit Recht sagt man auch Folgendes: Wie in ein Haus, in welchem Schlangen nisten, wie in einen Wald, der von Raubtieren angefüllt ist, wie in einen schönen, lotusschattenreichen, doch untiervollen See, so taucht man in eines Königs Palast, der von vielen Bösen, Lügnerischen, Gemeinen und Unwürdigen strotzt, wie in einen Ozean voll Furcht und Sorgen.“

Indem er so sprach, sah er den Pingalaka in der von Damanaka beschriebenen Gestalt: erschrocken und seinen Körper deckend, setzte er sich so fern als möglich nieder, ohne seine Verehrung zu bezeigen. Pingalaka andererseits, da er die ihm von Damanaka vorausgesagte Haltung erblickte, stürzte sich voll Zorn auf ihn. Sanjivaka jedoch, dessen Leib von Pingalakas scharfen Klauen zerrissen wurde, riß diesem mit seinem Rücken und seinen Hörnern den Bauch auf und machte sich mit Mühe von ihm los. Dann stellte er sich nochmals zum Kampf und suchte ihn mit seinen Hörnern zu töten.

Als nun Karataka diese beiden Blutbefleckten sah, die wie rotblühende Büsche erschienen, einer nach des anderen Mord begierig, da sprach er vorwurfsvoll zu Damanaka: „Ach! Du Törichter! Daß du Feindschaft zwischen beide gesät hast, das war nicht gut getan! Denn durch dich ist nun dieser ganze Wald in Schrecken gesetzt. So kennst du die wahre Lebensweisheit nicht. Die der Lebensweisheit Kundigen haben gesagt: Diejenigen, welche die Taten, die mit der allerhöchsten Strenge gestraft zu werden verdienten und mit Mühe zum Heil gewendet werden können, durch Liebe und Freundlichkeit ausgleichen, die sind wahrhaftige Räte und der Lebensweisheit kundig. Die aber, welche wider die Ordnung, unbedeutende und geringe Strafe verdienende Taten mit den schwersten Strafen verfolgen, durch deren unpolitisches Benehmen wird des Königs Wohl aufs Spiel gesetzt. Wenn nun der Herr verletzt wird, wie steht's dann mit der Weisheit deines Rats? Oder Sanjivaka wird nicht getötet... Auch das darf nicht geschehen; da diese Lebensgefahr des Herrn seinen Tod zur Folge haben muß. Drum, du Tor! Wie kannst du die Stelle eines Ministers begehren? Du verstehst nicht die Kunst, etwas friedlich zum Ziel zu führen. Drum ist dieser Wunsch von dir, der du harte Strafen liebst, höchst eitel. Es heißt auch nach Gottes Wort: Sanftmut ist der Klugheit Anfang, und Strafe ist ihr Ende; denn Strafe ist das Schlimmste von allen; drum vermeide, sie zu verhängen! Und so: Da, wo Sanftmut zum Ziel führt, da braucht der Weise keine Strafe. Wenn die Gelbsucht durch Zucker geheilt wird, wozu bedarf es Gift? Und so: Ein Werk wird von den Werkkundigen zuerst mit Sanftmut angefaßt; denn sanft vollzogene Anordnung führt nimmer zu Mißgeschick. Und ferner: Weder durch Zaubermittel noch durch Mond, Sonne oder Feuer - nur durch Sanftmut wird die durch Feinde entstandene Finsternis vernichtet.

Wenn du also nach der Stelle des Ministers begehrt, so ist das unangemessen, da du nicht weißt, was ein Minister zu tun hat. Denn fünffacher Art ist die Kunst des Rats, nämlich Mittel und Geschäfte zu beginnen; Erwerbung menschlicher Güter; richtige Einteilung von Ort und Zeit; Vorbeugen gegen Unglücksfälle und Erreichung des Bezweckten. Jetzt tritt hier notwendig ein Unglück des Herrn oder des Ministers, oder auch aller beider ein. Wenn du also irgendetwas vermagst, so denke an ein Mittel, diesem Unglück vorzubeugen. Denn wo Zwieträchtiges zu versöhnen ist, da erprobt sich die Weisheit der Räte. Aber das zu tun, du Unwissender! bist du nicht fähig, weil dein Verstand ein verkehrter ist. Es heißt auch: Der Schlechte kann das Werk anderer zerstören, doch fördern kann er es nicht: Wohl kann die Maus den Speisekorb umwerfen, doch aufheben kann sie ihn nicht.

Doch ist dies vielleicht nicht deine Schuld, sondern die des Herrn, welcher dir Schwachsinnigem Glauben schenkt. Es heißt auch: Die Königsschar, welche gemeinen Leuten folgt, und den Pfad nicht geht, welchen der Weise ihnen zeigt, verstrickt sich mit ihren Geschäften in einen Sack, der rings umschränkt, nur schwierigen Weg

zur Rückkehr bietet. Wenn du also sein Minister werden wirst, so wird kein einziger anderer braver Mann in seine Nähe gelangen können. Es heißt auch: Keiner kommt je selbst zum besten der Fürsten, der schlechte Räte hat, gleichwie zum See voll Krokodile, wäre auch sein Wasser süß und schön. Und so wird ein König, der nicht von Weisen umgeben ist, zugrunde gehen. Es heißt auch: Wenn Fürsten Dienern Gunst schenken, die zwar schöne Reden führen, aber im Handeln leichtsinnig sind, wird ihre Macht der Feinde Spott. - Durch Valabhadras („durch Stärke glücklich“) Rat wurde der nackte Bettelmönch verbrannt. So gewann er des Königs Gunst zurück und sich selbst noch Ehre.“

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und Karataka erzählte:

## 22. Erzählung - Der verbrannte Bettelmönch

In der Hauptstadt Ayodhya im Lande Kosala regierte ein König von großem Glanz und großer Macht namens Purushottama („bester Mann“). Einstmals kam der Gouverneur der Wälder zu ihm und berichtete, daß die Häuptlinge des Waldgebietes sich sämtlich empört hätten unter Antrieb und Anführung von Vindhya, dem König der Vindhya-Berge. Der König entsandte seinen ersten Minister Valabhadra, um die Aufrührer zu unterwerfen. Während Valabhadra entfernt war, kam ein nacktgehender Bettelmönch in die Stadt. Dieser hatte durch die verschieden Teile der Sternkunde - welche gebildet werden durch die Fragstellung, Erklärung, Kenntnis der Horä und der Vogelzeichen, Erwägung und Beobachtung des Aufgangs, der Einteilung in neun, zehn, zwölf und dreißig Grade, des Schattens, des unsichtbaren (Rahu), der Verdunklung, des Haupt-Elements, des Sternbilds Mula, des Jupiter und durch die mit dem Widder beginnenden (Zodiakalzeichen) - sich das ganze Land so zu eigen gemacht, als wenn er es gekauft hätte. Als der König eines Tages durch das allgemeine Gerücht von dieser Eigenschaft des Mönches hörte, ließ er ihn aus Neugierde in seinen Palast führen. Und nachdem er ihn aufs Beste aufgenommen hatte, fragte er ihn: „Ist es wirklich wahr? Kennen die Weisen die Gedanken anderer Menschen? Jener sprach: „Der Erhabene wird es aus den Früchten (bzw. Wirkungen) erkennen.“ So wurde der König durch passende Geschichten aufs höchste neugierig gemacht.

Eines Tages ließ der Mönch die Zeit, zu welcher er sich gewöhnlich einstellte vorübergehen, kam erst am Nachmittag in den Palast des Königs und sagte: „Oh König! Ich will dir etwas Angenehmes mitteilen. Ich ließ heute in der Frühe diesen Leib in meinem Studierzimmer und ging in einem für die Götterwelt passenden Körper zum Himmel, indem ich dachte: «Die gesamte Götterschar sehnt sich nach mir.» Jetzt bin ich wieder zurückgekehrt und habe dort von den Göttern den Auftrag erhalten, mich in ihrem Namen nach deinem Wohlergehen zu erkundigen.“

Als er dies hörte, geriet der König in die größte Freude und sprach voll Erstaunen: „Wie Meister! Du gehst in den Himmel?!“ Jener antwortete: „Oh großer König! Ich gehe alle Tage in den Himmel.“ Der leichtgläubige König glaubte ihm und kümmerte sich seitdem weder um Regierungsgeschäfte noch die Freuden seines Harems, sondern war einzig und allein mit ihm beschäftigt. Mittlerweile hatte Valabhadra die Feinde im Waldgebiet geschlagen und war zu des Königs Majestät zurückgekehrt. Da sah er, wie der König den Kreis seiner Minister weit abseits liegenließ, einzig und allein dem nackten Bettelmönch Zugang zu sich gestattete, und mit vor Freude

strahlendem lotusgleichen Gesicht ihn wie seinen Lehrer mit den Worten: „Was nun?“ um Rat fragte.

Nachdem er erfahren hatte, wie sich die Sache verhielt, verbeugte er sich vor dem König und sagte: „Es siege der König, der Liebling der Götter!“ Darauf fragte der König den Minister nach seinem Wohlergehen und sagte: „Kennst du diesen Weisen?“ Jener sprach: „Wie sollte ich ihn nicht kennen, da er der oberste Gott vieler Meister ist. Auch sagt man, daß der Meister die Welt der Götter zu besuchen pflegt, ist das wahr?“ Der König sprach: „Alles, was du gehört hast, ist die reine Wahrheit.“ Darauf sagte der nackte Mönch: Wenn es dem Herrn Minister ein Vergnügen macht, so mag er es selbst sehen!“ Nachdem er so gesprochen hatte, ging er wieder in sein Studierzimmer, verriegelte die Tür und blieb darin. Darauf sprach der Minister, nachdem etwa eine Stunde verfloßen war: „Majestät! Wie lange dauert es, bis er zurückkommt?“ Der König sprach: „Hast du solche übermäßige Eile? Er muß seinen häßlichen Leib in dem Studierzimmer ablegen und in einem anderen himmlischen Körper dahin gehen.“ Dieser sagte: „Wenn dies wirklich wahr ist, so laß eine Menge Holz und Feuer bringen, damit ich das Studierzimmer in Brand setze.“ Der König sprach: „Aus welchem Grund das?“ Der Minister antwortete: „Majestät, damit er, nachdem dieser Leib verbrannt ist, stets in jenem Körper, in welchem er zur Welt der Götter zu gehen fähig ist, sich an deiner Seite befinde. Es wird ja auch folgende Geschichte erzählt:

### 23. Erzählung - Der verzauberte Brahmanensohn

In der Stadt Rajagriha lebte ein Brahmane namens Devasarman. Dessen Gattin weinte sehr über ihre Kinderlosigkeit, wenn sie die Kinder der Nachbarn sah. Da sprach eines Tages der Brahmane: „Liebe! Höre auf dich zu grämen! Sieh, ich habe ein Opfer dargebracht, um einen Sohn zu erlangen. Da sprach irgendein unsichtbares Wesen mit deutlichen Worten folgendermaßen: Brahmane! Dieser Sohn wird dir zuteil werden, an Schönheit und Tugend alle Menschen übertreffend und reich an Glück!“ Nachdem sie dies gehört hatte, wurde das Herz der Brahmanin von höchster Seligkeit erfüllt und sie sagte: „Solche Orakel sind untrüglich!“ Im Verlauf der Zeit wurde sie schwanger und brachte bei ihrer Niederkunft eine Schlange zur Welt. Als man diese erblickte schrien alle übrigen: „Werft sie weg!“ Sie kümmerte sich aber nicht darum, sondern nahm sie zu sich, ließ sie baden, legte sie - voll Mutterliebe zu ihrem Sohn - in ein großes reines Gefäß, fütterte sie mit Milch, frischer Butter und ähnlichen Dingen, so daß sie in etlichen Tagen zu ihrer vollen Größe heranwuchs.

Einstmals, als die Brahmanin das Hochzeitsfest eines Nachbarsohns erblickte, wurden ihre Augen von Tränen getrübt und sie sprach zu ihrem Gatten: „Du behandelst mich doch ganz und gar verächtlich, da du dir gar keine Mühe gibst, das Hochzeitfest meines lieben Kindes herbeizuführen!“ Als er dies gehört, sagte der Brahmane: „Ehrwürdige! Da müßte ich in die tiefste Unterwelt gehen und den Schlangenkönig Vasuki ansprechen! Denn wer anders, oh Törlin! würde seine Tochter einer Schlange zur Frau geben?“ Als er nach diesen Worten die Brahmanin mit ganz außerordentlich betrübtem Gesicht erblickte, so nahm er, um sie zufrieden zu stellen, etwas Reisezehrung und ging aus Liebe zu seiner Frau in ein fremdes Land. Nachdem er etliche Monate herumgereist war, kam er zu einem Ort namens Kukutanagara. Dort wurde er in dem Hause eines mit ihm bekannten Kastengenossen, in welches er gegen Abend einkehren mußte, mit Bad, Nahrung und allem Zubehör bedient und brachte daselbst die Nacht zu. Als er sich in der Frühe von dem Brah-

manen verabschiedet hatte und im Begriff war, weiter zu wandern, so fragte ihn dieser: „Aus welchem Grunde bist du hierhergekommen und wohin wirst du gehen?“ Auf diese Worte entgegnete jener: „Ich bin gekommen, um ein passendes Mädchen für meinen Sohn zur Frau zu suchen.“ Nachdem er dies gehört, sagte der Brahmane: „Wenn dem so ist, so habe ich hier eine überaus passende Tochter und du bist bei mir sehr angesehen; drum nimm diese für deinen Sohn!“

Auf diese Worte nahm der Brahmane das Mädchen samt ihrer Dienerschaft und kehrte nach seinem Wohnort zurück. Als aber die Bewohner dieses Gebiets ihre unvergleichliche, mit den wunderbaren Eigenschaften des höchsten Reizes geschmückte Körperschönheit erblickten, rissen sie vor Liebe die Augen weit auf und sprachen zu ihrem Gefolge: „Wie konntet ihr ein solches Juwel von einem Mädchen einer Schlange ausliefern?“ Nachdem sie dies gehört, wurde das Herz ihrer sämtlichen Begleiter erschreckt und sie sprachen: „Sie muß diesem von dem alten Brahmanen aufgestellten Mörder entrissen werden!“ Darauf sagte die Jungfrau: „Fern sei solch ein Betrug! Denn seht! Könige entscheiden nur einmal; die Guten sprechen nur einmal und nur einmal verlobt man Mädchen: Diese drei geschehen nur einmal. Und ferner: Was vom Schicksal verhängt dir zugemessen ist, das läßt sich nimmermehr ändern. Selbst die Götter mußten das Schicksal von Pushpaka ertragen.“

Darauf fragten alle: „Wer ist dieser mit dem Namen Pushpaka?“, und das Mädchen erzählte:

#### 24. Erzählung - Der Götter Ohnmacht gegen den Gott des Todes

Indra hatte einen Papageien namens Pushpaka („grüner Edelstein“), mit dessen Weisheit es niemand aufnehmen konnte wegen seiner Kenntnis vieler Wissenschaften, und der mit der höchsten Körperschönheit begabt war. Indem dieser einst auf Indras Handfläche saß und sein Körper durch das Vergnügen, welches ihm die Berührung verursachte, anschwell, sah er zur Zeit, wo er mancherlei Hymnen rezitierend, seinen Hofdienst verrichtete, den Gott der Unterwelt sich nahen und eilte davon. Darauf fragten ihn sämtliche Götterscharen: „Warum bist du denn weggeeilt, als du den Gott der Unterwelt erblicktest?“ Der Papagei sagte: „Das ist der Vernichter von allem Lebenden. Wie sollte man vor dem nicht fliehen?“ Nachdem sie dies gehört, sagten sie alle, um seine Furcht zu beschwichtigen, zum Gott der Unterwelt: „Wahrlich! Du darfst, uns zu Gefallen, diesen Papagei nicht umbringen!“ Der Gott der Unterwelt antwortete: „Ich weiß nicht, der Gott der Zeit wird hier den Ausschlag geben.“ Nachdem sie diese Antwort erhalten hatten, gingen sie zum Gott der Zeit und wiederholten das oben Mitgeteilte. Darauf sagte aber der Gott der Zeit: „Das weiß der Gott des Todes, spricht mit dem!“ Als sie nun mit dem Papagei zum Gott des Todes gingen, da starb er bereits durch den bloßen Anblick des Todes, und als sie dieses hörten, sprachen sie alle mit verwirrten Sinnen zum Gott der Unterwelt: „Wie geht das zu?“ Darauf sagte der Gott der Unterwelt: „Ihm war es verhängt, beim bloßen Anblick des Todesgottes zu sterben.“ Nachdem sie das gehört hatten, kehrten die Götter zurück in ihre Wohnung. - Daher sage ich: Was vom Schicksal verhängt dir zugemessen ist, das läßt sich nimmermehr ändern. Selbst die Götter mußten das Schicksal von Pushpaka ertragen.

#### Fortsetzung der 23. Erzählung

„Außerdem“, fuhr das Mädchen fort, „soll meinen Vater durch seine Tochter nicht der Vorwurf einer Lüge treffen.“ Daraufhin wurde sie unter Beistimmung ihres

Gefolges mit der Schlange verheiratet. Danach fing sie an, die Schlange, nachdem sie ihr vorher ihre Ergebenheit gezeigt hatte, mit Milch und ähnlichen Dingen zu bedienen. Einst in der Nacht verließ die Schlange ihren großen Korb, welcher sich im Schlafzimmer befand, und stieg auf ihr Lager. Darauf rief die Frau: „Wer ist dieser wie ein Mann Gestaltete?“ Sie dachte, es war ein fremder Mann, sprang auf, riß an allen Gliedern zitternd die Tür auf und wollte eben davoneilen, als er sagte: „Liebe! Bleib doch! Ich bin ja dein Gemahl.“ Und um sie davon zu überzeugen, fuhr er wieder in den Leib, welchen er im Korb gelassen hatte, und verließ ihn alsdann von neuem. Der Mann war mit hoch emporragendem Diadem, mit Ringen, Spangen und Armbändern am oberen und unteren Arm geschmückt und die Frau fiel ihm zu Füßen. Darauf genossen beide die Freude der Liebe. Das sah der Vater, der Brahmane, welcher früher aufgestanden war als der Sohn, nahm die Schlangenhülle, welche im Korb geblieben war, und indem er sagte „Er soll nicht wieder in sie hineinfahren!“, verbrannte er sie im Feuer. In der Frühe alsdann zeigte er seiner Familie voller Freude seinen Sohn, welcher sich einer beständigen Liebe befleißigte und sich wie der trefflichste Sohn benahm.

Fortsetzung der 22. Erzählung

Nachdem er in dieser Erzählung den König einen ähnlichen Fall gelehrt hatte, verbrannte Valabhadra das Studierzimmer mitsamt dem nackten Mönch. - Daher sage ich: Durch Valabhadra's Rat wurde der nackte Bettelmönch verbrannt. So gewann er des Herrn Gnade zurück und sich selbst noch Ehre.

Und Karataka fuhr fort: „Doch wozu dir, einem Toren, Rat geben? Das bringt nur Schaden und keinen Nutzen. Es heißt auch: Kein unkrümmbares Holz krümmt sich; mit Messern schneidet man Steine nicht. Suchimukha! Bedenke dieses: Lehre keinen, der nicht lernen will!“

Da fragte Damanaka „Wie ist das?“, und Karataka erzählte:

## 25. Erzählung - Die Affen und der Vogel Suchimukha



In einer gewissen Berggegend wohnte einmal eine Affenherde. Diese konnte sich einstmals zur Winterzeit gar nicht zufrieden geben. Ihre Körper zitterten, weil ein sehr kalter Wind sie anwehte, ein Schneefall sie traf und ein heftiger Regenguß auf sie niederstürzte. Einige Affen sammelten daher Gundscha-Früchte, welche Feuerfunken ähnlich sind, stellten sich rings um sie und pusteten, um Feuer zu erlangen. Als aber ein Vogel namens Suchimukha („Spitzschnabel!“) ihre vergebliche Anstrengung sah, sprach er: „Ach, ihr seid alle Toren! Dies sind keine Feuerfunken, es sind Gundscha-Früchte. Wozu also die unnütze Anstrengung? Dadurch könnt ihr euch nicht gegen die Kälte schützen. Drum sucht irgendeine gegen den Wind geschützte Waldgegend, eine Höhle oder Berggrotte! Auch jetzt noch zeigen sich mächtige Regenwolken.“

Darauf sprach einer von diesen zu ihm: „Ha! Du Tor! Was geht das dich an? Halt deinen Schnabel. Es heißt auch: Einen in der Arbeit oft Gestörten und einen Spieler, der verliert, soll ein Kluger nicht anreden, wenn er für sich das Beste wünscht. Und

so: Wer Jäger, die umsonst jagen, und Narren, die von Not geplagt sind, törichter-weise anredet, der zieht sich selbst ein Übel zu.“

Jener aber, ohne sich raten zu lassen, hörte nicht auf, noch weiter zu den Affen zu sprechen: „He! Wozu die unnütze Mühe?“ Da er aber keinen Augenblick mit Schwatzen nachließ, packte ihn ein Affe, der über die vergebliche Arbeit in Zorn geraten war, an den Flügeln und schleuderte ihn an einen Felsen, so daß er umkam. - Daher sage ich: Kein unkrümmbares Holz krümmt sich; mit Messern schneidet man Steine nicht. Suchimukha! Bedenke dieses: Lehre keinen, der nicht lernen will! Denn Belehrung reizt die Narren nur und beruhigt sie nimmermehr: Das Wasser, das die Schlange einschlürft, dient nur zur Vermehrung ihres Giftes. Und ferner: Belehrung soll man nicht jedem ohne Unterschied geben: Sieh! Wie ein törichter Affe die schön Behauste hauslos macht.“

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 26. Erzählung - Der Affe und das Sperlingsweibchen



In einer Waldgegend wohnte einst ein wildes Sperlingspärchen, welches sein Nest auf dem herabhängenden Zweige eines Mimosa-Baums angelegt hatte. Wie sie da nun vergnügt zusammen lebten, fing einst eine winterliche Regenwolke an, langsam in einem fort zu regnen. Mittlerweile kam ein Affe, der vom Wind und Regen getroffen am ganzen Körper erstarrt war und zitternd die Zahn-Zither spielte, zu der Wurzel des Mimosa-Baums und setzte sich nieder. Als ihn das Sperlingsweibchen in dieser Verfassung sah, sagte sie zu ihm:

„He! Lieber! Versehen mit Händen und Füßen, siehst du ganz wie ein Mensch aus, doch die Kälte macht dich zitternd, oh Tor! Warum baust du dir nicht ein Haus?“

Nachdem er dies gehört, sprach der Affe voll Zorn zu ihr: „Gemeines Weib! Warum hältst du deinen Schnabel nicht? Ha! Diese Frechheit! Sie sitzt in ihrem Hause und spottet über mich!“ Und dachte: „Das taugenichtsige, spitzmäulige, altklug schwätzende Weib da will unbedenklich stets babbeln. Warum schlage ich sie nicht einfach tot?“ Nachdem er so gedacht hatte, sagte er zu ihr: „Törin! Was hast du dich um mich zu bekümmern? Man sagt auch: Ein Verständiger steht Rede dem, der ihn voll Vertrauen fragt. Wer aber ungefragt redet, der heult gleichsam im wilden Wald.“

Doch wozu viele Worte? Kaum wurde dieser Affe von dem auf ihr eigenes Nest stolzen Weibchen noch einmal angeredet, als er den Mimosa-Baum hinaufkletterte und ihr Nest in hundert Stücke brach. - Daher sage ich: Belehrung soll man nicht jedem ohne Unterschied geben: Sieh! Wie ein törichter Affe die schön Behauste hauslos macht.

So hast auch du, Tor! nichts gelernt, obgleich von ehrwürdigen Lehrern unterrichtet. Vielleicht aber ist es nicht deine Schuld. Denn Weisheit fügt sich zu einem guten, nicht aber zu einem schlechten Charakter. Man sagt auch: Was nützt das Wissen aller Welt an falschem Ort angebracht, wie ein Licht in einer Laterne, die von Blenden verdunkelt ist? So erkennst du, da du unnützes Wissen erlangt hast und meiner Rede kein Gehör gibst, nicht einmal dein eignes Verderben. Du bist also sicher eine

Mißgeburt. Es heißt ja: Ein Sohn ist, wie die Schriftkundigen sagen, eine Geburt, Gleichgeburt, Übergeburt oder auch eine Mißgeburt. Geburt ist, wer der Mutter gleich ist, Gleichgeburt, wer dem Vater gleicht, Übergeburt, wer mehr als dieser, und Mißgeburt, wer ganz mißbraten ist.

Es heißt auch: Selbst Rama erkannte nicht die Goldgazelle (als Falle für den Raub seiner Gattin Sita), Nahusha nicht, welche Brahmanen er angeschrirt ([MHB 5.17](#)); der tausendarmige Arjuna faßte die Absicht, dem Brahmanen die Kuh samt dem Kalbe zu rauben ([MHB 3.116](#)); und im Spiel gibt des Dharmas Sohn vier Brüder samt dem Weibe hin ([MHB 2.60](#)): Naht das Verderben, verlieren gewöhnlich selbst brave Männer ihre Vernunft. Ferner: Sogar den eigenen Untergang riskiert der Bösewicht, der sich am Unglück anderer erfreut. So tanzt im Angesicht der Schlacht gewöhnlich noch der Rumpf, wenn schon das Haupt hinsank. Ach! Mit Recht sagt man auch dieses: Dharmabuddhi und Papabuddhi sind mir beide wohlbekannt: Vom Sohne ward durch nutzlose Klugheit der Vater im Rauch erstickt.“

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 27. Erzählung - Dharmabuddhi und Papabuddhi

In einem gewissen Ort wohnten zwei Freunde, Dharmabuddhi („gerechter Sinn“) und Papabuddhi („übler Sinn“). Da dachte einstmals der übelgesinnte Papabuddhi: „Ich bin doch ein Dummkopf und von Armut geschlagen. Drum will ich mit diesem Dharmabuddhi in die Fremde gehen, mit seinem Beistand Geld erwerben, ihn dann betrügen und so mir eine glückliche Lage verschaffen.“ Eines Tages sagte er zu Dharmabuddhi: „Höre Freund! Wenn du alt wirst, an welche von deinen Taten kannst du dich dann erinnern? Was hast du der Jugend zu erzählen, da du die Fremde nicht gesehen hast? Man sagt ja: Wer nicht in fremdem Land herumwanderte und viele Sprachen, Kenntnisse und ähnliches kennengelernt hat, dessen Geburt trug keine Frucht. Und so: Wissen, Reichtum und Kunst faßt der Mensch nicht eher ordentlich, bis er voll Freude von einem Land zum anderen herumwandert.“

Dieser aber, sobald er diese Worte gehört hatte, nahm vergnügten Herzens von seinen Eltern Abschied und machte sich an einem glücksversprechenden Tage mit seinem Freund auf den Weg in die Fremde. Da wurde durch die Tüchtigkeit des Dharmabuddhi auch von Papabuddhi während der Wanderung sehr großer Reichtum gewonnen. Alsdann kehrten sie alle beide, nachdem sie sich einen großen Schatz erworben hatten, vergnügt, aber sehnsuchtsvoll, nach ihrer Heimat zurück. Denn es heißt auch: Für die, die Weisheit, Kunst und Reichtum in der Fremde erworben haben, wird die Entfernung einer Stunde zu einer Länge von hunderten. Als sie nun in die Nähe ihres Ortes kamen, redete Papabuddhi zu Dharmabuddhi: „Lieber! Es ist nicht dienlich, diesen gesamten Schatz ins Haus zu bringen, denn Familie und Verwandte werden ihn begehren. Drum laß ihn uns hier im Dickicht des Waldes irgendwo in der Erde verbergen und nur mit einem geringen Teil davon nach Hause gehen! Wenn das Bedürfnis eintritt, können wir zusammen wieder hingehen und nur so viel als nötig von diesem Ort wegholen. Man sagt auch: Ein Kluger läßt kein Geld blicken, nicht einmal ein Bißchen. Denn durch des Goldes Anblick wird selbst des Guten Herz aufgeregt. Und so: Wie im Wasser das Fleisch von Fischen, zu Land vom Wild und in den Lüften von Vögeln gefressen wird, so allerwärts, wer Geld besitzt.“

Nachdem er dies gehört, sagte Dharmabuddhi: „Lieber! Ja! So wollen wir es tun!“ Nachdem so geschehen war, gingen sie alle beide nach ihrem Hause und lebten

vergnügt zusammen. Eines Tages aber ging Papabuddhi um Mitternacht in den Wald, nahm den ganzen Schatz, füllte die Grube wieder zu und ging nach Hause. Darauf ging er eines Tages zu Dharmabuddhi und sagte: „Freund! Wir haben beide eine große Familie und leiden, weil wir kein Geld haben. Drum laß uns nach dem Ort gehen und etwas Geld holen!“ Jener antwortete: „Lieber! Das wollen wir tun!“ Als sie nun alle beide den Ort aufgruben, sahen sie das Gefäß leer. Da schlug Papabuddhi sich an den Kopf und rief: „Ha! Dharmabuddhi! Du allein, kein anderer, hast das Geld genommen! Denn die Grube ist wieder ausgefüllt. Gib mir die Hälfte von dem, was du versteckt hast, oder ich werde es am Hof des Königs zur Anzeige bringen!“ Dieser sagte: „Ha! Du Bösewicht! Sprich nicht so! Ich bin in Wahrheit Dharmabuddhi (der rechtlich Gesinnte)! Ich tue kein solches Diebeswerk. Es heißt ja: Rechtlich Gesinnte sehen eines andern Weib wie ihre Mutter, andrer Gut wie einen Erdklumpen und alle Wesen wie sich selber an.“

So gingen sie alle beide miteinander zankend zum Gerichtshof, trugen ihre Sache vor und verklagten sich gegenseitig. Als sie nun von den an der Spitze der Rechtsverwaltung stehenden Männern auf ein Gottesurteil verwiesen wurden, sagte Papabuddhi: „Ah! Dieses Urteil ist nicht gerecht. Es heißt ja: Bei Klagen sucht man Urkunden, fehlen diese, nach Zeugnissen; fehlt auch ein Zeuge, erst dann schreiben die Weisen das Gottesurteil vor. So habe ich in dieser Sache die Göttin des Baumes als Zeugin auf meiner Seite, und diese wird einen von uns beiden entweder zum Dieb oder zum ehrlichen Mann erklären. Darauf sagten alle: „Hm! Was du sagst, ist billig. Denn es heißt auch: Selbst wenn ein Mann vom niedrigsten Stand als Zeuge in einer Sache dient, ist kein Gottesurteil passend, geschweige, wo ein Gott es ist. So sind auch wir in dieser Sache sehr neugierig. Morgen in der Frühe sollt ihr mit uns nach der Gegend des Waldes gehen!“

Mittlerweile ging Papabuddhi nach Hause und sagte zu seinem Vater: „Vater! Dieses viele Geld habe ich dem Dharmabuddhi gestohlen, und durch ein Wort von dir kann es uns gesichert werden; wo nicht, dann geht es mit samt meinem Leben verloren.“ Dieser sagte: „Kind! So sage es rasch, damit ich es durch mein Wort sicher mache.“ Papabuddhi sagte: „Vater! In jener Gegend ist eine große Mimosa; und die hat eine große Höhlung. Da gehe du gleich hinein! Wenn ich alsdann morgen früh einen Eid schwöre, dann mußt du sagen, daß Dharmabuddhi der Dieb ist.“

Nachdem dies so abgemacht war, badete sich Papabuddhi am folgenden Morgen früh, zog ein reines Obergewand an, ging hinter Dharmabuddhi zusammen mit den Richtern zu dem Mimosa-Baum und sprach mit durchdringender Stimme: „Die Sonne und der Mond sowie Wind, Feuer, Himmel, Erde und Wasser, das Herz und Yama, der Tag und die Nacht, die Morgen- und Abenddämmerung sowie auch Dharma kennen der Menschen Taten. Oh hehre Waldgöttin! Sag an, wer von uns beiden der Dieb ist!“

Darauf sprach Papabuddhis Vater, welcher in der Höhlung der Mimosa stand: „Ha! Hört, hört! Dieses Geld ist von Dharmabuddhi weggenommen worden!“

Während nun des Königs Diener, nachdem sie dies gehört, mit vor Verwunderung aufgerissenen Augen in den juristischen Lehrbüchern nach einer dem Raub des Geldes angemessenen Strafe für Dharmabuddhi suchten, umgab Dharmabuddhi die Höhlung der Mimosa mit feuerfangenden Gegenständen und zündete sie an. Als aber diese in Feuer geraten war, kam Papabuddhis Vater mit halbverbranntem Körper, die Augen ausgestoßen, kläglich jammernd aus der Höhlung der Mimosa

heraus. Da fragten sie ihn alle: „He! Was ist das?“ So befragt, gestand er ihnen den ganzen Anschlag des Papabuddhi ein und starb alsdann. Darauf hingen die Diener des Königs den Papabuddhi an einem Ast der Mimosa auf, belobten den Dharmabuddhi und sprachen: „Ja, mit Recht sagt man folgendes: Den Nutzen soll der Weise erwägen, doch erwäge er den Schaden auch! Vor des törichten Kranichs Augen bringt ein Mungo die Kraniche um.“

Da fragte Dharmabuddhi „Wie war das?“, und jene erzählten:

## 28. Erzählung - Kranich, Krebs und Mungo



In einer gewissen Waldgegend war ein Feigenbaum voll von vielen Kranichen, und in einer Höhlung desselben wohnte eine schwarze Schlange. Diese brachte ihre Zeit damit zu, daß sie die jungen Kraniche auffraß, noch ehe sie flügge geworden waren. Da stand denn einst ein Kranich, dessen Junge von ihr aufgeessen worden waren, aus Kummer über seine Kleinen mit tränengefüllten Augen und zu Boden gesenktem Gesicht am Ufer des Teichs, und ein Krebs, welcher ihn in dieser Verfassung erblickte, sagte zu ihm: „Freund! Warum weinst du da so?“ Jener antwortete: „Lieber! Was kann ich sonst? Ich Unglücklicher! Meine Jungen und Verwandten sind von einer in der Höhlung des Feigenbaums hausenden schwarzen Schlange gefressen worden. Über dieses Unglück bin ich betrübt und weine. Sag mir nun, ob es irgendein Mittel gibt, diese Schlange zu verderben?“

Nachdem er dies gehört, dachte der Krebs: „Dieser ist doch ein angeborener Feind meines Geschlechts. Darum will ich einen solchen aus Wahr und Falsch gemischten Rat geben, daß auch alle übrigen Kraniche zugrunde gehen. Es heißt auch: Die Stimme weich wie frische Butter und mitleidlos das Herz gemacht! So wird ein Feind ausgerottet, daß er mitsamt seinem Stamm verdirbt.“

Dann sagte er: „Mein Lieber! Wenn du das beabsichtigst, so wirf Stückchen von Fischfleisch von der Tür der Mungo-Höhle an bis zur Höhlung der Schlange, damit der Mungo diesen Weg verfolgt und die böse Schlange umbringt.“

Nachdem so geschehen war, ging der Mungo den Fleischstücken nach, brachte die schwarze Schlange um, fraß aber nach und nach auch alle auf diesem Baume nistenden Kraniche auf. - Daher sagen wir: Den Nutzen soll der Weise erwägen, doch erwäge er den Schaden auch! Vor des törichten Kranichs Augen bringt der Mungo die Kraniche um.“

Und Karataka für fort: „So hat auch jener Papabuddhi nur an seinen Nutzen gedacht, nicht an den Schaden. Drum ist ihm dieser Lohn zuteil geworden. Darum sage ich: Dharmabuddhi und Papabuddhi sind mir beide recht wohlbekannt: Vom Sohne ward durch nutzlose Klugheit der Vater im Rauch erstickt. Auf gleiche Weise hast auch du, Törichter! nur an den Nutzen gedacht, nicht an den Schaden. Darum bist du ein Bösewicht! Du zeigst dich hier ganz wie ein Papabuddhi. Dadurch, daß du deines Herrn Leben in Gefahr gebracht hast, habe ich dich umfassend kennengelernt. Du hast deine Bosheit und Falschheit offenbar gemacht. Ja mit Recht sagt man: Wer

würde sich mühen, um der Pfauen hintere Öffnung zu sehen, wenn sie nicht töricht froh tanzten, sobald der Wolken Donner erschallt. - Welche Rücksicht wirst du also auf unsereins nehmen, wenn du sogar deinen Herrn in eine solche Lage bringst? Deswegen muß ich mich notwendig aus deiner Nähe entfernen. Es heißt auch: Wo Mäuse tausend Pfund Eisen fressen, da kann selbst ein Elefant dem Falken zum Raub werden, geschweige denn ein Jüngelchen.“

Da fragte Damanaka „Wie war das?“ , und Karataka erzählte:

## 29. Erzählung - Wunder über Wunder

In einem gewissen Orte wohnte einmal ein Kaufmann namens Nanduka (der „Erfreuende“). Außerdem wohnte an demselben Orte ein Kaufmann namens Lakshmana (der „Glückliche“). Dieser, da er sein Vermögen verloren hatte, dachte daran, in die Fremde zu wandern. Es heißt auch: Wer in einem Ort oder Land nach seinen Mitteln froh gelebt hat, aber nach dem Verlust seines Vermögens immer noch dort bleibt, dann ist er gemeinen Sinns. Und so: Wer vorher erst mit stolzem Sinn lange Zeit vergnügt an einem Ort verbracht hat, und dann elendig an ebendiesem Ort anderen etwas vorklagt, der ist tadelnswert.

In seinem Hause befand sich nur noch eine von seinen Vorfahren erworbene, aus einer schweren Menge Eisen verfertigte Waage. Diese gab er zum Aufbewahren in das Haus des Gildeherrn Nanduka und machte sich auf den Weg in die Fremde. Nachdem er darauf lange Zeit, seiner Lust folgend, in der Fremde umhergewandert war, kehrte er nach seiner Heimat zurück und sprach zum Gildeherrn Nanduka: „Oh Gildeherr! Gib mir die anvertraute Waage zurück!“ Jener aber sagte: „Oh, die ist nicht mehr da! Deine Waage haben die Mäuse gefressen.“ Nachdem er dies gehört, sprach Lakshmana: „Oh Nanduka! Wenn sie von den Mäusen gefressen wurde, so bist du außer Schuld. So ist ja einmal der Lauf der Welt: Es ist nichts in ihr ewig. Doch ich will zum Fluß gehen, um mich zu baden. Schicke deshalb dein Kind mit mir, das den Namen Dhanadeva („Gott des Reichtums“) führt, damit er mir das Badezeug trägt.“ Nanduka aber, der sich aus Angst wegen seines Diebstahls vor Lakshmana fürchtete, sagte zu seinem Sohn: „Kind! Dein Onkel Lakshmana will in den Fluß zum Baden gehen. Geh deshalb mit ihm, um das Badezeug zu tragen!“

Ach! Mit Recht sagt man: Kein einziger Mensch erweist einem andern irgend Gefälligkeit, ausgenommen aus Furcht, Habsucht oder aus einem anderen Grund. Und so: Wo ohne einen Grund übermäßige Rücksicht erwiesen wird, da hege man nur gleich Sorge, daß es am Ende schlimm ergeht.

Darauf machte sich dieser Sohn des Nanduka vergnügten Sinns mit dem Badezeug und Lakshmana auf den Weg. Nachdem dies so geschehen, badete sich Lakshmana. Dann warf er Dhanadeva, den Sohn des Nanduka, in eine Höhle am Ufer des Flusses, verschloß die Öffnung derselben mit einem großen Stein und ging dann eilig zu Nandukas Haus. Hier wurde er von diesem Kaufmann gefragt: „He Lakshmana! Sprich! Wo ist mein Kind, welches mit dir zum Fluß gegangen ist?“ Jener sagte: „Es ist vom Ufer des Flusses durch einen Falken entführt worden.“ Der Kaufmann rief: „Du Lügner! Wie in aller Welt kann ein Falke einen Knaben rauben? Drum gib mir meinen Sohn zurück, sonst zeige ich es am Hofe des Königs an!“ Jener sagte: „Oh du Wahrheitsredender! Führt ein Falke keinen Knaben weg, so fressen auch Mäuse eine aus schweren Eisen verfertigte Waage nicht. Drum gib mir meine Waage, wenn du nach deinem Sohn verlangst!“

So miteinander zankend, gingen sie alle beide zur Pforte des Königs, und da sprach Nanduka mit lautem Geschrei: „Oh! Eine Ruchlosigkeit, eine Ruchlosigkeit geht da vor! Dieser Dieb hat mir mein Kind geraubt!“ Darauf sagten die Richter zu Lakshmana: „He! Liefere des Gildeherrn Sohn zurück!“ Dieser antwortete: „Was kann ich tun? Vor meinen Augen ist er durch einen Falken vom Ufer des Flusses entführt worden.“ Als sie dieses gehört hatten, sagten sie: „Ach! Du sagst nicht die Wahrheit. Wie wäre ein Falke fähig, einen fünfzehnjährigen Knaben zu rauben?“ Lakshmana antwortete lachend: „He! He! Hört diesen Spruch: Wo Mäuse tausend Pfund Eisen fressen, da kann selbst dem Falken ein Elefant zum Raub werden, geschweige denn ein Jüngelchen.“

Diese fragten: „Wie ist das gemeint?“ Und Lakshmana erzählte die ganze Geschichte mit der Waage. Nachdem sie diese gehört, lachten sie über das, was Nanduka und Lakshmana getan hatten, verständigten beide miteinander und machten, daß sie sich durch gegenseitige Auslieferung der Waage und des Knaben einander zufriedenstellten. Daher sage ich: Wo Mäuse tausend Pfund Eisen fressen, da kann selbst dem Falken ein Elefant zum Raub werden, geschweige denn ein Jüngelchen.“

Karataka sagte ferner: „Diese Lage des Pingalaka hast du, Tor! herbeigeführt, weil du die Gunst des Sanjivaka nicht ertragen konntest. Ach, mit Recht sagt man: Gewöhnlich werden in dieser Welt die Hochgeborenen von Niedriggeborenen, die Lieblinge des Glücks von Unglücklichen, der Freigebige vom Geizigen, der Redliche vom Unredlichen, der im Reichtum Lebende vom Armen, der Schöngestaltete von dem durch Mißgestalt Geschlagenen, der Gerechte von dem Bösewicht und der in vielen Wissenschaften Erfahrene von dem Toren stets getadelt. Und so: Die Weisen werden von Toren gehaßt, die Reichen von dem armen Mann, die Frommen von den Gottlosen und das keusche Weib von den Unkeuschen. Der Mensch erlangt Tugenden durch den Umgang mit den Guten, Sünden durch den Umgang mit Schlechten, gleichwie der Wind, verschiedene Länder durchstreichend, bald liebliche, bald üble Gerüche aufammelt. Wie zwei Vögel sind wir beide, die bei gleicher Mutter und gleichem Vater unterschiedlich wurden; denn der eine wuchs bei Brahmanen auf, der andere bei Kuhfleischarten. Fortwährend hat der eine der Kuhfleischarten Worte gehört, der andere aber stets die Reden der Weisen. Durch Umgang wird Tugend oder Sünde erzeugt.

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und Karataka erzählte:

### 30. Erzählung - Die durch verschiedenen Umgang gearteten Papageiengeschwister

In einer gewissen Berggegend brütete ein Papageienweibchen, und es kamen ihm zwei Papageien zur Welt. Als nun das Papageienweibchen einst weggefliegen war, um Futter zu suchen, wurden die beiden Söhnlein von einem Vogelsteller gefangen. Der eine von ihnen rettete sich jedoch mit vieler Mühe und flog durch des Schicksals Gunst davon. Den anderen aber sperrte jener in einen Käfig und fing an, ihn das Sprechen zu lehren. Der geflüchtete Papagei dagegen wurde von einem herumwandernden frommen Weisen erblickt, von ihm gefangen, in seine Einsiedelei gebracht und daselbst aufgefüttert. Indem nun die Zeit so verlief, kam einst ein gewisser König in die Waldgegend, wo jene Vogelsteller wohnen, denn sein Pferd hatte ihn von seinem Gefolge entführt. Als nun der im Käfig befindliche Papagei den König herankommen sah, erhob er ein gewaltiges Geschrei: „He! He! Mein Gebieter! Es

kommt ein einzelner Mensch auf einem Pferde! Drum binde, binde und töte ihn!“ Der König, nachdem er des Papageien Rede gehört, lenkte sein Pferd so schnell er konnte anderswohin. Als der König in das Innere eines nicht fernen anderen Wald gelangt, da sieht er die Einsiedelei von Eremiten. Auch da befand sich ein Papagei in einem Käfig und rief: „Komm herbei! Komm herbei, oh König! Ruhe dich aus! Genieße kühles Wasser und süße Früchte! He, he! Ihr Weisen! Ehrt ihn in diesem reichbeschatteten Baumwalde mit dem Fußwasser des Gastopfers!“ Als der König dies gehört, riß er die Augen weit auf und mit verwundertem Herzen dachte er: „Wie mag dies zugehen?“ Dann fragte er den Papagei: „Ich habe hier in einer Gegend des Waldes einen dir ähnlichen Papagei gesehen; aber schreckerregend schrie er: „He, binde! He, töte!“ Als er des Königs Rede gehört, erzählte der Papagei ihm der Wahrheit gemäß seine Geschichte.

Daher sage ich: Durch Umgang wird Tugend oder Sünde erzeugt. Deshalb soll man sich nicht in Umgang mit dir einlassen. Denn man erzählt auch: Wahrlich, besser ist ein kluger Feind, als ein unverständiger Freund: Der Räuber stirbt aus Aufopferung, der Fürst kommt durch den Affen um.“

Da fragte Damanaka „Wie war das?“, und Karataka erzählte:

### 31. Erzählung - Der kluge Feind

Die Söhne eines Königs, eines Kaufmanns und eines Gelehrten hatten miteinander Freundschaft geschlossen. Diese drei vergnügten sich Tag für Tag nur in Ergötlichkeiten, Spazierengehen, Zerstreungen, Leichtfertigkeiten und Spielen. Der Prinzensohn jedoch saß Tag für Tag mit Widerwillen gegen die Kunst des Bogenschießens, Reitens auf Elefanten und Rossen, Fahrens und Jagens. Da wurde er einst vom Vater streng getadelt mit den Worten: „Du beiferst dich nicht, das zu erlernen, was ein König tun und wissen muß!“ Und als er diesen Tadel schwer gekränkt seinen Freunden erzählte, sprachen sie: „Auch unsere Väter erzählen ständig solchen Unsinn, wenn wir unsere Abneigung gegen die Geschäfte zeigen. Wir haben aber diese Kränkungen des eigenen Stolzes durch die Freude an unserer Freundschaft mit dir schon viele Tage hindurch nicht mehr gefühlt. Jetzt aber, da wir sehen, daß auch du durch dieselbe Kränkung betrübt bist, sind wir beide überaus betrübt geworden.“ Darauf sagte der Königssohn: „Wahrhaftig! Es ist nicht angemessen, daß wir nach dieser Kränkung noch hier bleiben. Drum wollen wir alle, die wir durch denselben Schmerz betrübt sind, uns entfernen und irgendwo anders hin gehen. Denn: Die Prüfung in Kraft, Weisheit, Wert der Tapferkeit und reinen Werke ist bei denen, die darauf stolz sind, an den Früchten zu erkennen, nachdem sie ihr Heimatland verlassen haben.“

Nachdem dies vorgegangen, überlegten sie, wohin es angemessen wäre zu gehen. Darauf sprach der Sohn des Kaufmanns: „Wahrhaftig! Ohne Geld erreicht man nirgends sein Ziel. Drum laßt uns nach dem Berg Rohana („Aufstieg“) gehen! Nachdem wir dort Edelsteine gefunden haben, werden wir alles, was wir nur wünschen, genießen können.“ Nachdem alle die Wahrheit seiner Rede anerkannt hatten, gingen sie nach dem Berg Rohana, und da fand jeder von ihnen durch die Gunst des Schicksals einen unschätzbaren herrlichen Edelstein. Darauf überlegten sie nun: „Wie können wir diese Edelsteine wohl verwahren, da wir von hier auf gefährreichen Waldwegen wandern müssen?“ Darauf sagte der Sohn des Weisen: „Ich bin der Sohn eines Ministers, und so habe ich denn ein Mittel ersonnen. Wenn diese Edelsteine in

unserm Leibe aufbewahrt werden, so sind wir weder von einem Karawanendieb, noch von sonst jemand einer Gefahr ausgesetzt.“

Nachdem er sie davon überzeugt, legten sie die Steine zur Essenszeit in einen Happen Speise und verschluckten sie. Doch während dies geschah, sah sie irgendein Mann, welcher unbeobachtet dicht am Fuße des Berges ausruhte, und dachte bei sich: „Ach! Ich bin hier am Berg Rohana viele Tage nach Edelsteinen umhergeirrt und habe infolge meines unglückseligen Geschicks nicht das Geringste gefunden. Drum will ich mit diesen gehen! Wenn sie alsdann auf irgendeinem Weg vor Müdigkeit eingeschlafen sind, dann werde ich ihnen die Bäuche aufschneiden und alle drei Edelsteine rauben.“ Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, stieg er vom Berge herab, kam hinter ihnen her und sprach, sich ihnen anschließend: „Oh! Ihr Edlen! Ich kann nicht allein durch den furchtbaren großen Wald zu meiner Heimat gelangen. Daher will ich mich eurer Karawane anschließen und mit euch gehen.“ Sie, denen Gesellschaft willkommen war, waren es zufrieden und sagten „Ja“ und begannen, mit ihm zu gehen. In diesem Walde befand sich aber in einer unwegsamen Berggegend in der Nähe der Straße ein Bhil-Dörfchen (der Ureinwohner in Dekkan). Als jene an diesem vorübergingen, stieß unter den vielen mannigfachen Vögeln, welche in dem Hause des Dorfhäuptlings zu seinem Vergnügen gepflegt wurden, ein alter Vogel einen Ton aus. Der Dorfhäuptling verstand aber sämtliche Vogelsprachen. So überdachte er, was dieses Vogelgeschrei bedeuten sollte, und sagte mit hocheufreutem Herzen zu seinen Untergebenen: „Daß dieser Vogel Wort für Wort Folgendes sagt: «Daß nämlich jene auf dem Wege einhergehenden Wanderer höchst kostbare Edelsteine mit sich führen.» Drum greift sie! Greift sie! Haltet sie also fest und bringt sie hierher!“ Nachdem dies geschehen war, so fand man bei ihnen nicht das Geringste, obgleich sie der Dorfhäuptling selbst ausplünderte. Darauf wurden sie von ihm losgelassen und fingen an, weiterzugehen, von nichts weiter bedeckt als von einem Stück Tuch um die Lenden. Da stieß auf einmal jener Vogel denselben Ton erneut aus. Als der Dorfhäuptling dieses hörte, ließ er sie nochmals vor sich führen. Sie wurden nun mit größter Sorgfalt durchsucht. Als sie aber von neuem freigelassen wurden, stößt derselbe Vogel, ganz wie früher, seinen durchdringenden Ton aus. Da ließ sie der Dorfhäuptling nochmals vor sich führen und fragte sie: „Dieser Vogel hat sich zu allen Zeiten als zuverlässig bewährt und spricht nie eine Lüge. Der sagt nun, daß ihr Edelsteine bei euch habt. Wo sind diese?“ Sie aber antworteten: „Wenn wir Edelsteine bei uns hätten, wie wäre es möglich, daß ihr sie nicht gefunden hättet, da ihr uns so sorgfältig durchsucht habt?“ Der Dorfhäuptling sprach: „Da dieser Vogel es mehrfach hintereinander sagte, so müssen die Edelsteine eben in eurem Leib sein. Jetzt ist aber schon die Dämmerung angebrochen. Morgen werde ich eure Bäuche aufschneiden!“ Nachdem er sie so bedroht hatte, wurden sie in ein als Gefängnis dienendes Schlafzimmer gebracht.

Darauf überlegte der Dieb bei sich: „Unzweifelhaft: Wenn morgen der Dorfhäuptling in den aufgeschnittenen Leibern von jenen solche Edelsteine findet, wird der Bösewicht, von Geiz getrieben, sicherlich auch meinen Leib öffnen. So steht mir, mag es gehen wie es will, der Tod bevor. Was habe ich also hier zu tun? Man sagt auch: Fürwahr, wenn einer, wo Tod droht, einem Hochedlen den hinfälligen Leib im Dienste aufopfert, dessen Sterben bedeutet Unsterblichkeit. Drum ist es besser, ich liefere ihm zuerst meinen eigenen Leib zum Aufschneiden und rette jene, sei es auch mit meinem eigenen Tode. Denn wenn der Bösewicht, nachdem er meinen Leib zuerst hat aufschneiden lassen, trotz der sorgfältigsten Untersuchung nichts ent-

deckt, dann wird er die Hoffnung, Edelsteine zu finden, aufgeben, und, wenn er auch noch so grausam wäre, doch aus Mitleid sich enthalten, ihnen den Bauch zu zerschneiden. Und indem ich auf diese Weise ihnen Leben und Vermögen schenke, wird mir in dieser und der zukünftigen Welt der Ruhm der Aufopferung zuteil werden und eine edle Existenz. Drum ist dieses ein angemessenes und gewissermaßen vernünftiges Sterben.“

Als nun, nachdem die Nacht verflossen war, der Dorfhäuptling sich anschickte, ihnen den Bauch aufschneiden zu lassen, faltete der Räuber bittend seine Hände und sprach: „Ich kann nicht mit ansehen, daß jenen meinen Brüdern der Bauch aufgeschnitten wird. Drum erweise mir die Gnade, mir meinen Leib zuerst aufschneiden zu lassen.“ Aus Mitleid bewilligte ihm der Häuptling dies mit dem Wort: „So sei es!“ Und nachdem ihm der Bauch aufgeschnitten war, wurde nicht das Geringste darin gefunden. Darauf brach er in Wehklagen aus: „Oh Jammer! Oh Jammer! Auf die bloße Deutung des Vogelgeschreis hin habe ich aus gewaltiger Begierde einen großen Mord begangen! Wie in dem Bauche von diesem, so werde ich auch in denen der übrigen nichts finden.“ Nachdem er so gesprochen hatte, ließ er alle drei mit unverletzten Leibern frei. Sie aber durchschritten mit größter Eile den Wald und kamen zu irgendeinem Ort. - Daher sage ich: Der Räuber stirbt aus Aufopferung. Drum wahrlich, besser ist ein kluger Feind, als ein unverständiger Freund.

An diesem Orte nun verkauften sie alle drei Edelsteine vermittelt des Kaufmannssohnes. Darauf erhielten sie eine ungeheure Menge Geld und legten dieses für den Königssohn zusammen. Dieser, welcher beabsichtigte, dem Oberherrn dieses Gebiets die Regierung zu entreißen, übergab dem Sohn des Weisen das Amt eines Ministers, und den Sohn des Kaufmanns machte er zu seinem Schatzmeister. Darauf versammelte er dadurch, daß er doppelten Sold gab, ein gewaltiges Heer von trefflichen Elefanten, Rossen und Fußsoldaten, fing vermittelt der Verstandeskraft seines Ministers, welcher die sechs Arten kannte (wie sich ein König gegen seine Feinde zu benehmen hat), Krieg an und tötete den König in einer Schlacht. So eroberte dieser Königssohn das Königreich und wurde König. Nachdem er die Last der gesamten Regierung seinen beiden Freunden anvertraut hatte, lebte er sorglos in die Welt hinein und genoß das Vergnügen der Lüste.

### 32. Erzählung - Der törichte Freund



Einst hatte er, als er in sein Frauenhaus ging, einen Affen, welcher in der Nähe in einem Stall war, immer neben sich, um sich an ihm zu belustigen. Denn Papageien, Rebhühner, Tauben, Widder, Affen und ähnliches sind natürlicherweise der Könige Lieblinge. Es versteht sich von selbst, daß der Affe, gemästet durch die mannigfachen Speisen, welche ihm der König reichte, groß ward und von der gesamten Umgebung des Königs geehrt werden mußte. Der König aber gab aus übermäßigem Vertrauen und aus Liebe diesem Affen sogar ein Schwert zu tragen. In der Nähe seines Palastes gab es einen mit vielen verschiedenartigen Bäumen geschmückten Lustwald. Als nun der König zu Beginn des Frühlings diesen erblickte, wie er so lieblich war, herrlichen Duft vieler Blumen aushauchte und den Ruhm des Liebesgottes von den Scharen der Bienen gesungen verkündete, ging er

von Liebe überwältigt mit seiner Lieblingsgemahlin hinein. Die gesamte Dienerschaft erhielt den Befehl, am Tor stehen zu bleiben. Nachdem er voll Freude den Lustwald durchirrt und betrachtet hatte, sagte er ermüdet zu seinem Affen: „Ich will einen Augenblick in dieser Blumenlaube schlafen. Gib sorgfältig Acht, daß sich nichts an mich heranmacht und mich verletzt!“ Nachdem er dies gesagt hatte, schlief der König ein. Da kam eine Biene, dem Blumenduft, Betel samt Zubehör und dem Moschusduft nachjagend, und setzte sich auf seinen Kopf. Als der Affe dies sah, dachte er zornig: „Wie? Soll ich den König vor meinen Augen von dem gemeinen Geschöpf stechen lassen?“ Dabei fing er an, sie abzuwehren. Als sich die Biene aber, trotz der Abwehr, immer von neuem dem König näherte, da wurden des Affen Gedanken von Zorn verblendet, er zog das Schwert und schlug die Biene mit einem Hieb nieder. Aber durch denselben Hieb war zugleich des Königs Haupt gespalten. Die Königin, welche neben ihm schlief, sprang erschrocken in die Höhe, jammerte, als sie dies Verbrechen erblickte, und sprach: „Oh, oh! Du törichter Affe! Was hast du da dem König angetan, der dir Vertrauen schenkte?!“ Der Affe aber erzählte, wie es zugegangen war, und darauf wurde er von aller Welt als ein Bösewicht gemieden. - Daher sagt man: „Man soll keinen Toren zum Freund wählen, denn der König ward vom Affen getötet.“ Und ich sage: Wahrlich, besser ein kluger Feind, als ein unverständiger Freund. Der Räuber stirbt aus Aufopferung, der Fürst kommt durch den Affen um.“

(Im folgenden fehlen bei Benfey einige Abschnitte. Wir fügen diese aus der englischen Übersetzung von Arthur William Ryder (1925) ein.)

Und Karataka fuhr fort: „Wo deine Art, die unter Freunden Feindschaft stiften und deren Weisheit aus hinterlistigen Fallen besteht, das letzte Wort hat, dort enden alle Bemühungen in traurigen Mißgeschicken. Und auch: Der Heilige, so sehr er auch gedrängt wird, scheut immer noch die Schuld der bösen Tat. Und es sind immer noch jene Taten, die keine Schande bringen, die zu Ruhm und ehrenwertem Namen führen. Der Weise handelt so, daß seine Ehre strahlend bleibt. Wie die Perle, die ein Pfau aß und ausscheidet, immer noch perlweiß bleibt. Das Sprichwort sagt auch: Falsch ist falsch! Der Weise wird nie das Falsche wie das Richtige behandeln. Wie der Durstigste nie das schmutzige Wasser von der Straße trinken würde. Zusammengefaßt: Handle immer gerecht bis zum letzten Atemzug! Meide das Falsche, selbst wenn es das Leben kosten würde.“

Als Damanaka, dieses hinterlistige Geschöpf, dem eine solche Predigt über Moral wie schieres Gift erschien, diese Worte hörte, schlich er sich vorsichtig ein Stück seitwärts. Und währenddessen stürzte Sanjivaka, nachdem er einige Zeit mit Pingalaka gekämpft hatte, durch die Wunden von dessen scharfen Nägeln des Lebens beraubt zur Erde nieder. Und als Pingalaka den Stier leblos sah, wurde sein Herz durch die Erinnerung an seine guten Eigenschaften gerührt, und er klagte: „Ach! Ich Bösewicht habe unrecht getan, daß ich den Sanjivaka umgebracht habe; denn es gibt kein größeres Verbrechen als Treulosigkeit. Es heißt ja: «Geht das Land verloren oder ein kluger Diener, so ist der König verloren.» So pflegt man zu sagen, doch nicht mit Recht sind beide gleichgesetzt: Denn das Land ist leicht zu erwerben, nicht so ein treue Diener. Außerdem habe ich diesen Grasfresser zum Minister erhoben und danach ihn selbst getötet. Darum war es noch schlechter von mir gehandelt. Es heißt auch: Dieser Dämon, auch wenn er durch mich mächtig wurde, darf nicht durch mich zugrunde gehen: Sogar den selbstgepflegten Gift-Baum selber

auszurotten, ziemt sich nicht. - Auch ist er inmitten des Staatsrats stets von mir gelobt worden. Was soll ich nun vor anderen sagen, welche ihre Freunde wie Eltern und geistliche Lehrer verehren? Es heißt auch: Wen du vorher als Rechtschaffenen im Rate bezeichnet hast, den sollst du nimmer anklagen, wenn du dein Wort in Ehren halten willst.“

Als nun Damanaka merkte, daß der Löwe unsicher war, schlich er langsam wieder heran und sprach voller Freude: „Majestät! Wie in aller Welt ist das für dich angemessen, daß du darüber so klagst, einen verräterischen Grasfresser getötet zu haben? Das ziemt sich nicht für Könige! Darum sagt man auch: Den Vater, Bruder, Sohn oder die Gattin, oder auch den Freund umzubringen, wenn sie uns nach dem Leben trachten, ist kein Vergehen. Und so: Ein König, der mitleidig ist, ein Brahmane, der alles ißt, ein schamloses Weib, ein böser Gefährte, ein widerspenstiger Diener, ein nachlässiger Aufseher und den, der nicht erkenntlich ist, die soll man meiden. Und auch: Wahr und falsch, bald hart und bald freundlich redend, grausam und mitleidig, bald habsüchtig und bald freigebig, verschwenderisch und große Schätze erpressend - so vielgestaltig ist eines Königs Weise, der Buhlerinnen Treiben ganz vergleichbar. Und auch: Wer keinen Schaden anrichtet, wäre er auch groß, wird nicht gefürchtet: Wohl fürchtet der Mensch Schlangen, doch deren Feind, den Garuda, nicht. Und außerdem: Nicht zu Beklagende beklagst du und sprichst doch wie ein Verständiger: Tote sowohl als Nichttote beklagen die Weisen nimmermehr.“

Daraufhin näherte sich Karataka, und weil Damanaka kein Einsehen zeigte, setzt er sich neben den Löwen und sprach zu Damanaka: „Oh Herr, du weißt nichts von guter Politik, denn dieser Aufruhr zum Kampf hat nur die gegenseitige Freundschaft zerstört, welche die beiden genossen hatten. Es ist nicht die Art und Weise guter Ratgeber, den Herrn so zu beraten, daß er gegen seinen eigenen Diener kämpft und damit sich selbst in Lebensgefahr bringt, wenn das begehrte Ziel auch durch bessere Mittel erreichbar ist. Wie das Sprichwort sagt: Als die versammelten Götter einst dachten, daß sie einen Kampf gewonnen hatten, mußten sie einsehen, daß der Sieg weder in den Händen der Götter noch der Menschen liegt (siehe [Kena-Upanishad](#)).

Und außerdem: Im Kampf liegt keine Weisheit, nur Narren verlieren sich im Kämpfen. Die Weisen entdecken den rechten Weg in den heiligen Schriften, und diese lehren Frieden und Gewaltlosigkeit. - Deshalb soll ein Ratgeber seinen Herrn niemals zum unnötigen Kampf verführen. Denn ein anderes weises Sprichwort sagt: Wo der Palast freundliche, bescheidene und reine Diener beherbergt, die für Feinde tot und für Begierde taub sind, mögen zwar Feinde angreifen, aber die königliche Ehre ist sicher. Deshalb: Spricht die Wahrheit, auch wenn sie hart klingt! Schmeichelei ist nichts anderes als Feindschaft.

Und weiter: Wo königliche Diener, gefragt oder nicht, ihr Heil in Lügen suchen, geht der königliche Verstand in die Irre und die königliche Herrlichkeit stirbt. Außerdem sollten die Berater einzeln vom Herrn befragt werden, so daß er durch all ihre Ratschläge eine Entscheidung treffen kann. Denn es geschieht oft, daß sogar eine offensichtliche Tatsache aus einer anderen Richtung betrachtet ganz anders erscheint. Wie auch das Sprichwort sagt: Das Glühwürmchen erscheint wie Feuer und der Himmel flach, doch das sind sie beide nicht. Manchmal erscheint das Wahre als falsch und das Falsche als wahr. Oft trügt der Schein, deswegen bedenke es gut!

Deshalb sollte sich ein Herr nicht ausschließlich nur auf den Rat eines Dieners verlassen. Vor allem nicht auf jene Übelgesinnten, die für ihren persönlichen Gewinn

dem Herrn die Dinge mit verwirrender Rede im falschen Licht darstellen. Folglich sollte der Herr eine Entscheidung nur nach gründlicher Betrachtung treffen. Wie das Sprichwort sagt: Laß dich zuerst gut und weise beraten, und wenn du es mehrfach gehört und den vorgeschlagenen Plan vom ersten bis zum letzten Wort bedacht hast, dann handle und ernte Ruhm und Reichtum. Vermeide stets das Absurde!

Schließlich darf es kein Herr zulassen, daß sein eigener Verstand durch den Rat anderer verwirrt wird. Er sollte stets die Unterschiede in den Menschen beachten, das Problem bis zum Grund untersuchen, verschiedene Ansichten hören und auf die richtige Zeit und den rechten Ort achten. So sollte der Herr stets Meister bleiben, ein weiser Meister, der sich der Tragweite seiner Pflichten bewußt ist.“

Damit endet das erste Buch „Verfeindung von Freunden“, dessen erster Vers lautet:

Im Wald wird durch den heimtückischen habgierigen Schakal des Löwen und des Stiers Liebe zerstört, die große immer wachsende.

## Zweites Buch - Erwerb von Freunden

Hier beginnt das zweite Buch, genannt „Erwerb von Freunden“, dessen erste Strophe ist folgende:

Verständige, Kluge und Vielerfahrene erreichen schnell ihr Ziel, selbst wenn sie mittellos sind, wie die Krähe, Maus, Schildkröte und Gazelle. Es wird nämlich erzählt: In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt, Mahilaropya mit Namen. Nicht weit davon befindet sich ein sehr hoher, großer Feigenbaum, dessen Früchte von mancherlei Vögeln genossen werden, dessen Höhlungen von Insekten bedeckt sind und der mit seinem Schatten die Wanderer erquickt.

Recht passend heißt es ja auch: Der Baum ist wahrhaftig zu preisen, in dessen Schatten das Wild schläft, dessen Blätter allenthalben von einer Menge von Vögeln unterbrochen, dessen Höhlungen von Insekten bedeckt sind, auf dessen Zweigen Affenscharen kosen, und dessen Blüten zutrauensvoll von den Bienen ausgesogen werden: Mit all seinen Gliedern bringt er Freude einem Zusammenfluß von vielen Geschöpfen, als wäre er ein zweiter Weltenbeschützer.

Auf diesem nun wohnte ein Krähenmännchen namens Laghupatanaka („der Leichtfliegende“). Als dieses sich einst auf Nahrungssuche auf den Weg nach der Stadt machte und sich umsah, so stand ihm ein Jäger vor Augen, von sehr schwarzem Körper, mit auswärts gebogenen Beinen, mit aufwärts starrenden Haaren, ganz wie die Diener des Todesgottes gestaltet, und mit einem Netz in der Hand. Als er diesen erblickte, überlegte er furchtsamen Sinnes: „Oh weh! Dieser Bösewicht geht jetzt zu dem Feigenbaum, auf welchem ich wohne. So weiß man denn nicht, ob heute die auf dem Feigenbaum nistenden Vögel umkommen werden oder nicht.“ Nachdem er so mehrfach hin- und hergedacht hatte, kehrte er auf der Stelle um, ging zu demselben Feigenbaum, rief alle Vögel zusammen und sprach zu ihnen: „Hört! Da kommt ein böser Jäger herbei mit einem Netz und Körnern in den Händen. Drum dürft ihr ihm auf keine Weise trauen! Er wird, nachdem er das Netz ausgebreitet hat, Körner davor ausstreuen. Diese Körner müßt ihr alle zusammen ansehen, als ob sie Gift wären.“

Indem er so sprach, kam der Jäger zu dem Fuße des Feigenbaums, spannte das Netz aus, warf die schmackhaften Körner davor, ging etwas abseits und stellte sich in ein Versteck. Die Vögel aber, welche sich hier befanden, wurden von Laghupatanakas Rede wie von einem Riegel zurückgehalten und sahen die Körner an, als wären sie Giftpflanzen.

Doch mittlerweile erblickte der König der Tauben namens Chitragriva („hundert Nacken“), indem er von Hunderten seiner Gefährten umgeben nach Nahrung umherschweifte, diese Körner schon aus weiter Ferne. Trotzdem, daß ihn Laghupatanaka warnte, flog er von seiner Zunge beherrscht hin, um zu essen und fiel samt seinem Gefolge in das große Netz. Sagt man ja doch mit Recht: Die an der Zunge Gier haften, solchen Toren wird unversehens der Tod zuteil, gleichwie Fischen, die mitten im Strom hausen. Vielleicht geht es aber auch so durch die Feindseligkeit des Geschicks, ohne daß man irgendeine Schuld hat. Es heißt auch: Wieso verkannte Ravana die Sünde, eines andern Weib zu rauben? Wie ward von Rama nicht erkannt der Goldgazelle Unwirklichkeit? Und wie ward großes Mißgeschick durch das Spiel dem Yudhishtira zuteil? Wessen Geist von Unglücksnähe verwirrt ist, verliert gewöhnlich den Verstand. Und so: Gebunden von des Todes Stricken, das Herz von Schicksalsschlägen hart getroffen, wird sogar der Weise auf krummen Pfaden gehen.

Mittlerweile war der Jäger, da er diese gefangen sah, mit sehr vergnügtem Sinn und erhobenem Stock herbeigelaufen, um sie zu töten. Chitrigriva aber, als er erkannte, daß er samt seinem Gefolge gefangen war, und den Jäger herankommen sah, sagte zu den Tauben: „Ach! Fürchtet euch nicht! Denn es heißt auch: Wer in allen Unglücksfällen den Kopf am rechten Fleck behält, der wird durch dessen Macht sicherlich Rettung finden. Und so: Im Glück sowohl als im Unglück bleiben Hohe sich immer gleich: Die Sonne ist rot bei ihrem Aufgang und rot bei ihrem Untergang. Drum laßt uns alle munter mitsamt dem Netz auffliegen, und wenn wir aus seinem Gesicht sind, machen wir uns los! Wo nicht: Wenn ihr nämlich schwach vor Furcht nicht zugleich munter auffliegt, dann werdet ihr alle umkommen. Es heißt ja: Bloße Fäden, die nicht weichen, starke Fäden, einander gleich, wenn sie zahlreich verbunden sind, binden sie selbst viele Schlangen fest.“



Nachdem so geschehen war, lief der Jäger den Tauben, welche sich mitsamt dem Netz in die Luft erhoben hatten, auf der Erde nach. Alsdann hob er seine Augen in die Höhe und rezitierte diese Strophe: „Mühelos wird, was er wünscht, dem erfüllt, der fromm gelebt. Aber siehe! Dem Unfrommen gehen die Tauben im Fluge durch. Doch vielleicht: So lange die Vögel einträchtig sind, gehen sie samt dem Netze durch. Aber sobald sie sich streiten, fallen sie sicherlich herab.“

Laghupatanaka aber gab sein Suchen nach Futter auf und folgte ihnen aus Neugier nach, was daraus werden würde. Der Jäger nun, da er sah, daß die Tauben seinem Gesichtskreis entflohen waren, kehrte um und rezitierte hoffnungslos diese Strophe: „Was nicht geschehen soll, wird nimmer, und was geschehen soll, geschieht von selbst. Was schon in der Hand scheint, geht wieder verloren, wenn ihm bestimmt ist, nicht zu geschehen. Und so: Wer wider des Geschicks Willen mit Mühe etwas erworben hat, dem geht es hin mitsamt anderen, gleichwie Kuveras (des Reichtums Gottes) Muschelschatz. So muß es denn für jetzt mit dem Wunsch nach Vogelfleisch ein Ende haben, da sogar mein Netz verloren ist, welches mir als Mittel diente, meine Familie zu ernähren.“

Als Chitrigriva bemerkte, daß der Jäger nicht mehr zu sehen war, sagte er zu den Tauben: „Ha! Dieser böse Jäger ist umgekehrt! Nun laßt uns voll Vertrauen nach einem Ort nordöstlich von der Stadt Mahilaropya gehen! Da wird uns eine mir befreundete Maus namens Hiranyaka (die „Goldene“) alle Stricke durchbeißen. Denn man sagt ja: Allen Sterblichen kommt Beistand, wenn sie ein Mißgeschick betrifft - und wäre es einzig durch Worte - von keinem sonst als einem Freund.“

So von Chitrigriva ermahnt, gingen sie zu Hiranyakas einer Festung ähnlichem Loche. Hiranyaka, in seinem mit hundert Öffnungen versehenem burggleichen Loch verborgen, lebte vergnügt und ohne Furcht vor irgendetwas. Es heißt ja: Zukünftiger Gefahr bedenkend wohnte dort, der Politik kundig, die Maus in einem Loch mit hundert Toren wohlversehen. Chitrigriva trat darauf zu der Pforte des burggleichen Loches und rief mit durchdringender Stimme: „He! He! Freund Hiranyaka! Komm rasch herbei! Ich bin in einer sehr unglücklichen Lage.“ Dieses hörend, sprach Hiranyaka noch innerhalb seines burggleichen Lochs: „He! He! Wer bist du?

Weshalb bist du gekommen? Welcher Art ist deine unglückliche Lage? Sag an!“ Nachdem er dieses gehört, sagte Chitrigriva: „Ich bin dein Freund, der Taubenkönig Chitrigriva. Drum komm schnell herbei! Es ist dringend nötig!“

Nachdem er dieses gehört, kam er mit vor Freude in die Höhe starrenden Haaren, vergnügten Sinnes und treuen Herzens eilig heraus. Heißt es ja doch mit Recht: Liebevoller Freunde bringen stets eine wahre Augenlust, sobald sie in das Haus von Hausherrn treten, die brav gesinnt. Der Sonne Aufgang, duftender Betel, eine Erzählung der Bharati, ein liebes Weib und ein treuer Freund sind immer neu an jedem Tag. Und so: In wessen Haus unaufhörlich Herzfreunde sich versammeln, in dessen Herzen wohnt Freude, der auf der Welt nichts vergleichbar ist.

Als er darauf Chitrigriva samt seinem Gefolge im Netz gefangen sah, sprach Hiranyaka mit Betrübniß: „Ach! Was ist das?“ Jener antwortete: „Warum fragst du so, da du es ja siehst? Denn es heißt auch: Aus welchem Grund, durch welches Mittel, zu welcher Zeit, auf welche Art, in welcher Gestalt, von welcher Dauer, an welchem Ort Glück oder Unglück man sich zuzieht, aus diesem selben Grund, durch dieses Mittel, zu dieser Zeit, auf diese Art, in dieser Gestalt, in dieser Dauer, an diesem Ort tritt es ein durch die Macht des Verhängnisses. So hat mich diese Gefangenschaft durch der Gier meiner Zunge getroffen. Jetzt befreie du uns ohne Zögern von den Stricken!“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte Hiranyaka: „Ach mit Recht sagt man: Andert-halbhundert Meilen weit kann der Vogel einen Köder sehn, aber das Netz dicht zur Seite läßt das Schicksal ihn übersehen. Und so: Sehe ich Sonne und Mond von Rahu gequält, Elefanten, Schlangen und Vögel im Netz oder Verständige in der Armut Not, dann denke ich: Wie mächtig ist das Geschick!? Und so: Die Vögel selbst, die nur in der Luft umherschweifen, geraten in Unglück, und sogar aus dem Meere, dem grundlosen, werden Fische gefangen von Kundigen. Woher kommt ein glücklicher Ausgang bei schlecht angelegtem Plan? Und welchen größeren Vorteil bringt die Wahl der Stellung? ... Das Schicksal allein streckt den Unglücksarm aus und ergreift sogar aus der Ferne.“

Nachdem er so gesprochen hatte, machte er sich daran, des Chitrigriva Schlinge zu lösen. Da sagte Chitrigriva: „Nein! Handle ja nicht so! Erst müssen meine Diener aus den Schlingen gelöst werden, hinterher ich.“ Nach diesen Worten sagte Hiranyaka zornig: „Ach! Was du sagst, ziemt sich nicht, denn der Diener folgt dem Herrn nach.“ Jener dagegen: „Lieber! Nein! Sprich nicht so! Ich bin der Zufluchtsort all dieser Armen, sie haben sogar andere verlassen und sind zu mir gekommen. Warum sollte ich ihnen nun nicht eine so geringfügige Ehre erweisen? Es heißt auch: Der König, welcher stets seinen Dienstleuten gebührende Ehre erweist, den verlassen sie aus Freude nie, verliert er auch seine Macht. Und so: Vertrauen ist die Wurzel der Macht, das macht den Elefanten zum Herrn der Herde; und den Löwen meidet trotz seiner Herrschaft alles Wild. Überdies könntest du beim Zerbeißen meiner Schlinge vielleicht die Zähne zerbrechen, oder es könnte auch dieser böse Jäger kommen. Dann würde ich sicherlich in die Hölle geraten. Es heißt auch: Der König, der es sich wohl sein läßt, wenn brave Diener in Not sind, fährt in jener Welt zur Hölle und hat Trübsal in dieser Welt.“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte Hiranyaka voll Freude: „Ja! Ich weiß, daß dies die Pflicht des Königs ist, aber ich wollte dich damit auf die Probe stellen. So will ich denn allen die Stricke durchbeißen. Auf diese Weise wirst du wieder von vielen Tauben umgeben sein. Es heißt auch: Wer ihr Gebühr und Mitleid stets seinen

Dienern beweist, der Fürst verdient sogar mit der drei Welten Herrschaft beehrt zu sein.“

Nachdem er so geredet und allen die Schlingen gelöst hatte, sagte er zu Chitrigriva: „Freund! Gehe jetzt zu deiner Wohnung! Wenn dich wieder ein Unglück trifft, so komme wieder.“ Mit diesen Worten entließ er ihn. Und nachdem er so geredet, verschwand er in seine Festung, und Chitrigriva kehrte mit seinem Gefolge zu seiner Wohnung zurück. Sagt man ja doch mit Recht: Wer einen Freund hat, vollendet Dinge, die schwer zu enden sind. Drum soll man sich Freunde erwerben, welche einen lieben, wie sich selbst.

Die Krähe Laghupatanaka aber, als sie sah, wie Chitrigriva aus dem Netze befreit ward, dachte mit Verwunderung in ihrem Herzen: „Ach! Diese Weisheit und Stärke des Hiranyaka und diese Vollkommenheit seiner Burg! Dies ist also die Art, wie Vögel aus einem Netz befreit werden können! Auch wenn ich klug und sehr vorsichtig bin und eigentlich niemandem vertraue, will ich ihn mir trotzdem zum Freund machen. Es heißt auch: Kluge erwerben sich Freunde - auch wenn ihnen Reichtum zuteil ward: Der Herr der Ströme (der Ozean), obgleich an Reichtum strotzend, harret doch des Aufschwungs seines Friends (des Vollmonds).

Nachdem er so überlegt hatte, flog er vom Baum herab, ging zum Eingang der Höhle und rief, Chitrigrivas Stimme nachahmend, den Hiranyaka: „Komm her! Komm her! He! Hiranyaka! Komm her!“ Als Hiranyaka diesen Ruf hörte, überlegte er: „Ist da etwa noch eine Taube, die nicht aus dem Netz befreit ist, daß sie mich ruft?“ Dann sprach er: „He! Wer bist du?“ Die Krähe antwortete: „Ich bin eine Krähe mit Namen Laghupatanaka.“

Nachdem er dies gehört hatte, blieb Hiranyaka nun grade drin und sagte: „Lieber! Mach daß du schnell von diesem Ort verschwindest!“ Die Krähe sprach: „Ich komme zu dir wegen einer wichtigen Angelegenheit. Warum willst du also mit mir keine Zusammenkunft haben?“ Hiranyaka antwortete: „Ich wüßte nicht, wozu ich mit dir zusammenzukommen hätte.“ Die Krähe sagte: „Höre! Da ich sah, wie du Chitrigriva aus seinen Banden befreit hast, habe ich eine große Zuneigung zu dir gefaßt. Denn falls ich einmal in ein Netz gerate, kann mir durch dich Befreiung zuteil werden. Drum schließe Freundschaft mit mir!“ Hiranyaka sagte: „Ach! Du frißt mich, und ich diene dir zum Futter. Wie kann da Freundschaft zwischen dir und mir bestehen? Man sagt auch: Nur wo beide gleich an Reichtum und gleich an Art sind, da geziemt sich Ehe oder Freundschaft, doch zwischen Starken und Schwachen nicht. Und so: Wer unverständig aus Torheit einen ungleichen Freund sich wählt, der kleiner oder auch größer ist, macht sich lächerlich vor der Welt. Drum pack dich nur!“

Doch die Krähe sprach: „Wie ich hier bin, setze ich mich nieder vor den Eingang deiner Burg und - schließest du keine Freundschaft mit mir - so werde ich mir vor deinen Augen das Leben nehmen und mich zu Tode hungern.“ Doch Hiranyaka antwortete: „Ach! Wie kann ich mit dir, meinem alten Feind, Freundschaft schließen? Es heißt auch: Mit einem Feind schließe kein Bündnis, wenn er auch noch so freundlich ist. Wasser, wenn es auch ganz heiß ist, löscht dennoch das Feuer aus.“

Die Krähe sagte: „Wir haben uns einander ja noch nicht einmal gesehen, woher sollten wir Feinde sein? Warum sagst du also so Ungereimtes?“ Hiranyaka antwortete: „Es gibt zweierlei Feindschaften: eine angeborene und eine angeeignete. Du hast eine angeborene Feindschaft gegen uns. Denn man sagt auch: Aengeeigneter Haß

weicht angeeigneter Tugend rasch, doch angeborener Haß hört bis zum Tode niemals auf.“

Die Krähe sagte: „Ich möchte auch die Charakterisierung der zweifachen Feindschaft hören! Sag sie mir!“ Hiranyaka antwortete: „Ach! Die angeeignete Feindschaft hört durch einen Grund auf. So entfernt sie sich durch eine sie aufwiegende Wohltat. Die in der ursprünglichen Natur begründete Feindschaft dagegen verliert sich unter keiner Bedingung. So besteht zum Beispiel eine ewige Feindschaft zwischen den Schlangen und den Mungos, zwischen den grasfressenden und den mit Klauen kämpfenden Tieren, zwischen Wasser und Feuer, zwischen den Göttern und Dämonen, zwischen Hunden und Katzen, zwischen Frauen, welche ein und denselben Mann lieben, zwischen Reichen und Armen, zwischen Löwen und Elefanten, zwischen Jägern und Hirschen, zwischen denen, die den heiligen Vorschriften gemäß, und denen, die lasterhaft leben, zwischen keuschen und unkeuschen Frauen, zwischen Toren und Weisen sowie zwischen Guten und Bösen. Und wenn auch keiner aus irgendeinem Grunde von einem getötet wurde, so verbittern sie sich doch das Leben.“

Die Krähe sagte: „Ach! Das ist Unsinn! Höre meinen Spruch! Aus einem triftigen Grund schließt man Freundschaft, und Feindschaft auch aus einem triftigen Grund. Drum muß auch, wer Verstand hegt, bald Freund bald Feind mit einem sein. Deswegen tritt mit mir in Verbindung und Freundespflicht!“

Hiranyaka sagte: „Was wäre das für eine Verbindung zwischen dir und mir? Hm! Höre die Quintessenz der Lebensklugheit! Wer einem einmal schlecht gefundenen Freund von neuem Vertrauen schenkt, der zieht den Tod sich selber zu, wie ein Maultier, das schwanger wird. Wenn man aber vielleicht denkt „Ich bin gut! Niemand wird seine Feindschaft auf mich ausschütten!“, so ist auch das nicht richtig. Es heißt auch: Dem Panini, dem Verfasser der Grammatik, nahm ein Löwe das teure Leben, den Weisen Jaimini, dem Schöpfer der Mimansa, schlug plötzlich ein Elefant; den Pingala, den Kundigen der Verskunst, tötete am Meeresstrand ein Hai: Was kümmern sich wilde Tiere um Tugend, deren Herz der Unwissenheit Nacht bedeckt?“

Die Krähe sagte: „Das ist wahr! Trotzdem höre: Unter Menschen ist Hilfeleistung der Grund für Freundschaft, bei Wild und Vögeln der Instinkt, bei Toren Furcht und Gewinn - das lehren die Guten. Und so: Gleich einem Tonkrug sind Schlechte leicht zu spalten, zu vereinen aber schwer. Doch einem Goldkrug gleich sind Gute schwer zu spalten, zu vereinen aber leicht. Und ferner: Wie im Zuckerrohr stufenweis nach oben Knoten für Knoten süßerer Saft steigt, so ist auch der Guten Freundschaft immer süßer; der Bösen Freundschaft wird immer bitterer. Und so: Im Anfang groß, dann stufenweis abnehmend, oder gering zuerst und später jedoch anwachsend, so verschieden wie der Morgen- und Abendschatten sind fürwahr! die Freundschaften der Bösen und der Guten. Ich versichere dir, daß ich wahrhaftig gut bin. Sei ohne Furcht, denn ich schwöre darauf jeden Eid.“

Hiranyaka sagte: „Ich traue deinen Eiden nicht, denn es heißt auch: Auf einen Feind ist kein Verlaß, gelobt er Frieden eidlich auch: Wie überliefert, wurde Vritra trotz des Eides von Indra umgebracht ([MHB ab 5.9](#)). Und so: Ohne Vertrauen erliegt wahrlich sogar der Feind der Götter nicht; doch weil er vertraute, wurde Ditis Sohn vom Götterherrscher zerschmettert. Deshalb sollte ein Weiser selbst dem Vrihaspati nicht wahrhaftig vertrauen, der sich Gedeihen wünscht und langes Leben und Genuß. Und

so: Selbst durch die aller kleinste Öffnung dringt ein Feind ins Innere und vernichtet dann allmählich wie eine Wasserflut ein Schiff. Und auch: Nichtvertrauten vertrau nimmer, und traue auch den Vertrauten nicht! Gefahr, die durch Vertrauen aufwächst, rottet bis auf die Wurzeln aus. Selbst Schwache, wenn sie nicht vertrauen, werden von Starken nicht besiegt; aber Starke, wenn sie vertrauen, unterliegen selbst Schwachen rasch. Und wiederum: Das „Rechthandeln“ des Chanakya, der „Freunderwerb“ des Shukra und das „Mißtrauen“ des Vrihaspati stehen in der Sammlungen der Lebensweisheiten. (Die Lebensweisheiten der drei großen Lehrer der Menschen, Dämonen und Götter.) Und so: Wer seinem Feind oder einem lieblosen Weib Vertrauen schenkt, und täte er es selbst für viele Schätze, dessen Leben ist damit zu Ende.“

Als Laghupatanaka dieses hörte, war er nicht imstande eine Antwort zu geben und dachte bei sich: „Ach! Was ist das für ein Meister in der Lebensweisheit! Aber grade darum muß er mein Freund werden.“ Dann sagte er: „He! Hiranyaka! Freundschaft, wie die Weisen sagen, entsteht durch sieben Schritte schon. Darum, da du mein Freund geworden, höre was ich dir sagen will! Du kannst in dieser Festung bleiben und doch immer durch Anrede und Gespräch über Gut und Schlecht zu aller Zeit gesellige Unterhaltung mit mir pflegen, wenn du mir sonst nicht traust.“

Nachdem er dies gehört, überlegte auch Hiranyaka: „Dieser Laghupatanaka zeigt sich als ein recht unterrichteter und Wahrheit sprechender Redner. Das ist ein angemessener Grund zur Freundschaft mit ihm. Das wird eine angenehme gesellige Unterhaltung geben!“ Dann sagte er: „Wohlan denn! Wir wollen Freunde sein! Aber du darfst niemals auch nur einen Fuß in meine Festung setzen! Man sagt auch: Zuerst zwar schleicht am Boden, stets fürchtend Schritt vor Schritt der Feind; doch später ohne alle Rücksicht, wie bei Frauen des Liebhabers Hand.“ Als sie dies gehört, sagte die Krähe: „Lieber! Wenn du willst, dann sei es so!“

Von dieser Zeit an lebten alle beide das Vergnügen, eine angenehme Unterhaltung zu genießen. Sie brachten ihre Zeit damit zu, daß sie einander Liebesdienste erwiesen. Laghupatanaka seinerseits trug dem Hiranyaka recht reine Stückchen Fleisch zu; Hiranyaka dagegen gab dem Laghupatanaka ausgewählte Körner und andere Leckerbissen. Das ziemte sich ja auch für alle beide. Man sagt ja: Sie schenkt und läßt sich beschenken, erzählt und fragt nach Geheimnissen, genießt und gewährt Genuß: So sind der Liebe Zeichen sechs. Und so: Keinem und auf keine Weise wird Liebe ohne Dienst zuteil; nur als Lohn der Opfergabe geben die Götter was man wünscht. Und auch: So lange währt in der Welt Liebe, als ein Geschenk gegeben wird; sobald die Milch ausbleibt, verläßt das Kalb sogar die eigene Mutter. Sieh her! Die Herrlichkeit des Gebens! Wie es sogleich Vertrauen erzeugt! Durch seine Macht wird im Umsehen der Feind in den Freund verwandelt! Und so: Ich glaube wahrhaftig, selbst unvernünftigen Geschöpfen sind Gaben viel lieber als ihre eigenen Kinder: Gibt doch die Kuh, wenn sie sogar noch ein Kalb hat, ihre sämtliche Milch, gibt man ihr auch weiter nichts als Ölkuchen (die Reste vom Auspressen des Öls). Doch wozu die Weitläufigkeit! Innige Liebe, so untrennbar wie Fleisch und Nagel, faßten nun Maus und Krähe zueinander und wurden die größten Freunde.

So wurde die Maus von den Gefälligkeiten der Krähe eingenommen und bald so vertraut mit ihr, daß sie mitten zwischen ihren Flügeln sitzend beständig das Vergnügen genoß, sich mit ihr zu unterhalten. Da aber kam eines Tages Laghupatanaka mit Tränen in den Augen und sagte zu ihr: „Ach! Hiranyaka! Ich habe gegen diese Gegend jetzt einen Widerwillen gefaßt. Ich werde deshalb anderswo hingehen.“

Hiranyaka fragte: „Lieber! Was ist die Ursache deines Widerwillens?“ Jener antwortete: „Lieber! Du sollst es hören. In diesem Lande ist durch einen entsetzlichen Regenmangel eine Hungersnot ausgebrochen. Infolge dieser Hungersnot sind die Leute von Hunger gequält. Keiner wirft auch nur den Abfall vom Tisch mehr weg. Außerdem werden von den hungernden Menschen in jedem Haus eine große Anzahl Schlingen gelegt, um Vögel zu fangen. Auch ich war in einer Schlinge gefangen und bin kaum mit dem nackten Leben davongekommen. Das ist der Grund meines Widerwillens.“ Hiranyaka sagte: „Aber wohin willst du denn gehen?“ Jener antwortete: „In Dekkan ist in der Mitte eines dichten Waldes ein großer Teich. Da habe ich einen sehr großen Freund, noch größer als du, eine Schildkröte, mit Namen Mantharaka (die „Langsame“), und diese wird mir Stückchen Fischfleisch geben. Die verzehre ich und verbringe dann die Zeit im Genuß angenehmer Unterhaltung mit ihr. Ich will hier nicht mit ansehen, wie die Vögel in Netzen gefangen und ausgerottet werden. Es heißt auch: Ist ein Land von Dürre geschlagen, und geht die Frucht darin zugrunde, dann sind die glücklich, die des Landes und Stammes Untergang nicht sehen! Und so: Weisheit und Königsherrschaft sind sich nimmer einander gleich: Ein König wird im eigenen Lande, der Weise allerwärts geehrt.“

Hiranyaka sagte: „Wenn dem so ist, so werde auch ich mit dir gehen, denn auch ich habe großes Leid.“ Die Krähe fragte: „Hm! Was hast du für Leid?“ Hiranyaka antwortete: „Ach! Das ist eine lange Geschichte. Was das betrifft, so will ich dir alles ausführlich erzählen, wenn wir dort angekommen sind.“ Die Krähe sagte: „Ich bin aber doch ein Fluchtier, und du gehst auf der Erde: Wie kannst du nun mit mir gehen?“ Jener antwortete: „Wenn du den Willen hast, mein Leben zu retten, so kannst du mich dahin bringen, indem du mich deinen Rücken besteigen läßt. Auf andere Weise kann mir nicht geholfen werden.“ Nachdem sie dies gehört, sprach die Krähe voller Freude: „Wenn du so meinst, so bin ich selig, daß ich dort mein Leben auch mit dir werde zubringen können. Ich kenne die mit dem Zusammenflug beginnenden acht Arten des Fluges. Es heißt ja: Zusammenflug und auch Vorflug, großer Flug und auch Niederflug, das Rad, der Querflug und Hochflug, und als achter der leichte Flug (siehe auch [MHB 8.41](#)). - Darum besteige meinen Rücken, damit ich dich mit Leichtigkeit zu diesem Teich bringe.“ Darauf stieg Hiranyaka augenblicklich auf ihn. Er aber machte sich mit ihm auf den Weg, indem er nach der Weise flog, welche man „Zusammenflug“ nennt. So bewegte er sich gemach mit ihm vorwärts zu diesem Teich.



Mittlerweile hatte Mantharaka den Laghupatanaka mit der Maus auf dem Rücken schon aus der Ferne erblickt, und indem er dachte „Dies ist eine Zeit und Ort kennende und ganz und gar nicht gewöhnliche Krähe!“, war er schnell ins Wasser gegangen. Laghupatanaka aber, nachdem er den Hiranyaka in die Höhlung eines am Ufer des Teiches stehenden Baums abgesetzt hatte, stieg selbst auf die Spitze eines Zweigs und rief mit durchdringender Stimme: „He Mantharaka! Mantharaka! Komm her! Ich, dein Freund Laghupatanaka, bin nach langer Zeit mit Sehnsucht im Herzen zurückgekehrt. Drum komm und nimm mich in den Arm! Denn es heißt auch: Wozu Sandel mitsamt Kampfer? Wozu kühlender Mondschein? Dies alles wiegt nicht den sechzehnten Teil einer Freundeshand auf. Und so: Wer hat

diesen Nektar geschaffen, dies einsilbige Wörtchen «Freund», diesen Beschützer vor Unfällen und Heiltrank gegen des Kummers Qual!?”

Nachdem er dies gehört und ihn recht deutlich erkannt hatte, eilte Mantharaka voller Freude aus dem Wasser und sagte: „Komm herbei! Freund! Komm herbei! Umarme mich! Es ist so lange her, daß ich dich nicht gesehen habe. Darum bin ich ins Wasser gegangen. Es heißt auch: Wessen Kräfte und Abstammung und wes Treiben dir unbekannt, mit solchen habe kein Verständnis, das ist ein Spruch Vrihaspatis.“

Nachdem er so gesprochen, stieg Laghupatanaka vom Baum und umarmte ihn. Heißt es ja doch mit Recht: Wozu noch einen Nektarstrom, um drin zu baden seinen Leib? Den Freund nach langer Zeit umarmen, das ist die unschätzbare Lust.

So hielten sich nun alle beide voller Freude in den Armen, und unter dem Baume sitzend erzählten sie sich einander, was ihnen alles begegnet war. Auch Hiranyaka, nachdem er dem Mantharaka seine Verehrung gezeigt hatte, ließ sich neben der Krähe nieder. Mantharaka aber, als er ihn erblickte, sagte zu Laghupatanaka: „Wer ist diese Maus? Und warum hast du sie, die doch eigentlich dein Futter ist, auf deinem Rücken hierher geführt? Der Grund dafür muß notwendig ein höchst bedeutender sein.“ Nachdem er dieses gehört hatte, sprach Laghupatanaka: „Ah! Diese Maus ist mein Freund namens Hiranyaka, gewissermaßen mein zweites Leben. Mit einem Wort: Gleichwie die Tropfen des Regengottes, gleichwie die Sterne am Himmelszelt, gleichwie die Sandkörner am Meer für jede Zählung unfähig sind, so sind auch dieses Großherzigen Tugenden jeder Zählung bar. Aber in größte Verzweiflung versunken kommt er her zu dir.“

Mantharaka sagte: „Was ist der Grund seiner Verzweiflung?“ Die Krähe antwortete: „Auch ich habe ihn schon dort gefragt, er entgegnete aber: «Das ist eine lange Geschichte, wenn wir dort sind, will ich sie dir erzählen.» So ist es auch mir unbekannt. Drum lieber Hiranyaka erzähle jetzt uns beiden zusammen diese Ursache deiner Verzweiflung!“ Und Hiranyaka erzählte:

### 1. Erzählung - Die Maus und die beiden Mönche

In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt namens Mahilaropya. Nicht weit davon ist ein Kloster des erhabenen Maheshvara, und da wohnt ein Bettelmönch namens Tamrachuda („mit kupferrotem Kamm“ = „Hahn“). Dieser geht in die Stadt, um zu betteln, erhält da viele gekochte Speise, und mit dieser kehrt er ins Kloster zurück und lebt davon. Den Rest des Erbettelten legt er in einen Almosentopf, hängt diesen an einen Nagel und schläft dann. Am Morgen gibt er diese Speise den Arbeitsleuten und läßt von ihnen im Gotteshaus die Reinigung, Salbung mit Kuhdünger, Ausschmückung und übrigen Arbeiten vollziehen. Eines Tages aber sagten mir meine Dienstleute: „Herr! In Tamrachudas Kloster befindet sich stets eine Menge gekochte Speise, an einem Nagel aufgehängt, die können wir nicht essen. Aber für den Herrn ist nichts unerreichbar. Wozu also anderswo umherschweifen? Laß uns sogleich dorthin gehen und durch deine Gunst da essen! Wozu sollen wir uns anderswo umsonst abmühen?“

Nachdem ich dies gehört hatte, ging ich von meiner gesamten Schar umgeben sogleich zu diesem Kloster und war mit einem Sprung oben im Almosentopf. Dann gab ich meinen Dienstleuten verschiedene Speisen von gekochtem Reis, und hinterher aß ich selbst. Nachdem wir alle gesättigt waren, gingen wir wieder in unsre

Wohnung zurück. Auf diese Weise genoß ich mit meinem Gefolge stets diese Nahrung. Der Bettelmönch dagegen versuchte sie, mit allen Mitteln zu beschützen. Sobald er aber in Schlaf gefallen war, stieg ich hinauf und vollzog mein Geschäft. Einstmals aber brachte er, um mich abzuwehren, ein trockenes Bambusrohr mit, und damit schlug er aus Furcht vor mir, selbst schlafend noch an den Almosentopf. Ich aber ging aus Furcht vor den Schlägen davon, ohne die Speise verzehrt zu haben. So brachte ich die ganze Nacht in einem Kampf mit ihm zu.

Da kam eines Tages ein Freund von ihm, ein Bettelmönch namens Vrihatsphij, der auf einer Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten begriffen war, als Gast in sein Kloster. Sobald er ihn erblickt hatte, erwies er ihm die schuldige Verehrung und vollzog dann, den Regeln der Gastfreundschaft gemäß, die Pflichten gegen einen Gast. Alsdann, als es Nacht geworden war, legten sie sich alle beide auf ein Lager nieder und begannen, sich über Tugend zu unterhalten. Aber während der schönen Gespräche des Vrihatsphij schlug Tamrachuda, dessen Geist aus Furcht vor mir zerstreut war, mit seinem trocknen Bambusrohr an den Almosentopf, gab ihm inhaltsleere Antwort und brachte selbst gar nichts (kein vernünftiges Thema) aufs Tapet. Da geriet der Gast in größten Zorn und sagte zu ihm: „He! Tamrachuda! Jetzt erkenne ich, daß du mir auch kein bißchen Freund bist, denn du sprichst nicht freundlich mit mir. So will ich denn, trotzdem daß es Nacht ist, dein Kloster verlassen und anderswo hingehen. Denn es heißt auch: „Komm! Willkommen! Setz dich hier nieder! Warum hab ich dich so lang nicht gesehen? Wie geht es? Bist du etwa krank? Auf dein Wohlbefinden! Ich bin erfreut, dich zu sehen!“ Wer liebend und achtungsvoll die Gäste auf diese Weise hoch erfreut, zu dessen Hause soll man stets mit unbedenklichem Herzen gehen. Aber wo der Hausherr vor dem Gast stehend nur ins Blaue oder zu Boden blickt, wer da sich niedersetzt, ist wahrlich dem Stier ohne Hörner gleich. Und ferner: Wo es kein freundliches Willkommen, keine Rede von süßem Ton und kein Gespräch von Tugend und Sünde gibt, in dessen Wohnung geht man nicht. So bist du wohl aufgebläht durch die bloße Erlangung eines Klosters. Wo ist da Liebe zum Freunde? Du weißt nicht, daß man sich unter dem Schein des Klosterlebens die Hölle verdient. Es heißt auch: Willst du in die Hölle fahren, so diene als Hauspriester nur ein Jahr lang! Doch wozu anderes? Der Mönch ist in drei Tagen da. So bist du Tor stolz auf etwas, über das du dich eigentlich betrüben müßtest.“

Nachdem er aber dies gehört, sagte Tamrachuda, das Herz von Furcht erschrocken: „Erhabener! Sprich nicht so! Ich habe nirgends in der Welt einen Freund, der dir gleich wäre. Höre jedoch den Grund, weswegen ich bei der Unterhaltung un aufmerksam bin! Da ist eine abscheuliche Maus, die zu dem Almosentopf heraufspringt, obgleich er an einem hohen Platz hängt, und den darin befindlichen Rest von Speisen verzehrt. Fehlt dieser aber, so kann ich im Gotteshaus das Reinigen und was dazugehört nicht besorgen lassen. Darum klopfe ich von Zeit zu Zeit mit diesem Rohr an den Almosentopf, um der Maus Angst einzujagen. Dies ist der einzige Grund! - Betrachte doch einmal dieses Wunderstück eines Bösewichts! Selbst Katzen und Affen und ähnliches Getier stellt er mit seinem Sprung in den Schatten!“

Vrihatsphij sagte: „Weiß man denn nicht, in welcher Gegend ihr Loch ist?“ Tamrachuda antwortete: „Erhabener! Ich weiß nicht das geringste davon.“ Jener sprach: „Sicher ist es über einem Schatz, und durch das Feuer des Schatzes springt sie so ausgezeichnet. Denn man sagt auch: Das Feuer, das man Reichtum verdankt, steigert der Wesen Herrlichkeit; doch mehr noch als sein Genuß, wenn er in frommen

Werken verschenkt wird. Und so: Nicht umsonst hat Mutter Sandili enthülste Sesamkörner für unenthülste angeboten, sie hatte sicher ihren Grund.

Da fragte Tamrachuda „Wie war das?“, und der Bettelmönch erzählte:

## 2. Erzählung - Warum Mutter Sandili enthülste Sesamkörner für unenthülste verkauft

An einem gewissen Ort liegt eine fromme Stadt namens Sanjatara. Da ging ich einst zur Regenzeit in das Haus eines Brahmanen, um mich von den Qualen, welche mir der Regen bereitet hatte, zu erholen und bat um ein, wenn auch noch so kleines trockenes Plätzchen. Und da meine Rede Gehör fand, so blieb ich daselbst, vergnügt meinen Schutzgott preisend. Als ich nun eines Tages in der Frühe erwachte, hörte ich lauschend einen Streit des Brahmanen mit der Brahmanin. Da sagte der Brahmane: „Oh Brahmanin! Morgen beendet die Sonne ihren nördlichen Gang (zur Sommersonnendwende), und da werden viele Almosen verteilt. Deshalb werde ich rasch in ein anderes Dorf gehen, um sie zu bekommen. Und du mußt der erhabenen Sonne zu Ehren einem Brahmanen Sesamkörner geben!“ Als aber die Brahmanin dieses hörte, fuhr sie ihn mit harten Worten an und sagte: „Woher hast du, von Armut Geschlagener etwas, um einen Brahmanen zu speisen? Schämst du dich denn nicht, so etwas auch nur zu sagen? Seitdem mich die Spitze deiner Hand berührt hat, hast du mir auch nicht die kleinste Freude gemacht. Ich habe von dir weder Naschwerk zum Kosten bekommen noch einen Schmuck für Hand, Fuß, Ohr oder Hals.“

Als er dies hörte, sprach der Brahmane, obgleich von Furcht erschrocken, doch mit bedächtigem Tone: „Brahmanin! Es ist nicht angemessen, so zu sprechen. Es heißt auch: Warum gibt man von einem Happen die Hälfte nicht den Armen? Wann und wem wird ein Vermögen seinem Wunsche gemäß zuteil? Und so: Den Segen, den sich durch große Schätze die Reichen erwerben, fürwahr! den verdient durch einen Heller der Arme, wie die Schrift uns lehrt. Und so: Ehrwürdig ist selbst ein armer Geber, nicht der Geizhals, wäre er auch noch so reich. Der Brunnen, der mit süßem Wasser gefüllt ist, erquickt die Welt, und nicht der Ozean. Und so: Wozu der falsche Titel „König der Könige“ für die, die bar der Würde der Freigebigkeit sind. Nicht den, der seine Schätze hütet (nicht Kuvera, den Gott des Reichtums), sondern den reichen Opferspender (den Shiva) verehren die Weisen. Wie der stets durch Brunstsafft abzehrende Elefantenfürst, so wird der stets durch Geschenke verarmende König gepriesen. Der saftlose (nicht schenkende) Esel aber wird getadelt, wenn seine Glieder auch dick und fett sind. Ein Frommer, Braver und Strebsamer sinkt ohne Gaben niederwärts; der krumme durchlöcherter Waagbalken steigt durch Gaben in die Höhe. Und so: Die Wolke, obgleich nur Wasser reichend, wird der Liebling der ganzen Welt; doch selbst einen Freund, der immer nur die Hand ausstreckt, will keiner ansehen. Dieses müssen selbst von Armut Geschlagene erkennen und zu gehöriger Zeit und an die gehörige Person, wäre es auch weniger als sehr wenig geben. Denn es heißt auch: Was von Verständigen an gebührendem Ort und Zeit an Würdige voll hohen Glaubens gegeben wird, das dient für die Ewigkeit. So wird auch erzählt: Zuviel Begierde oder Geiz soll man meiden; etwas Begierde schadet nicht. Wer der Begierde zu sehr frönt, dem fährt das Feuer aus dem Kopf.

Da fragte die Brahmanin „Wie war das?“, und der Brahmane erzählte:

### 3. Erzählung - Der allzu geizige Schakal

Einst machte sich ein Jäger auf den Weg nach einer Waldgegend, um zu jagen. Indem er nun vorwärts ging, begegnete er einem großen, an Gestalt dem Gipfel des Berges Anjana gleichenden Eber. So wie er ihn erblickte, traf er ihn mit einem scharfen, hinter dem Ohr hervor abgeschossenen Pfeil. Aber auch dieser hatte mit wuterfülltem Sinn dem Jäger mit der Spitze seines wie der junge Mond glänzenden Hauern den Bauch aufgerissen, so daß er leblos zu Boden stürzte. Aber nachdem er den Jäger getötet hatte, verlor auch der Eber das Leben, einzig durch den Schmerz der Pfeilwunde. Mittlerweile kam ein Schakal, dem ein naher Tod verhängt war, hier und dort, von Mangel an Speise gequält, umherirrend, an denselben Ort. Als er alle beide, sowohl den Jäger als den Eber tot sah, dachte er voller Freude: „Haha! Das Schicksal ist mir gewogen! Darum wird mir diese unerwartete Speise zuteil! Sagt man ja doch mit Recht: Selbst ohne alle Anstrengung kommt Glück und Unglück zu den Wesen, als Frucht der Werke eines früheren Lebens, vom Schicksal zugeteilt. Und so: In welchem Ort, in welcher Zeit und in welchem Lebensalter man Gutes oder Böses getan hat, dessen Frucht genießt man ebenso. Dies will ich nun so genießen, daß mir Lebensunterhalt für viele Tage zufällt. Drum will ich jetzt nur die Sehne essen, welche an die Spitzen des Bogens reicht! Es heißt ja: Allmählich soll man Reichtümer genießen, die man sich erwarb, wie der Weise das Allheilmittel; aber niemals aus Übermut.“

Nachdem er es so im Herzen beschlossen hatte, nahm er die vom Bogen abstehende Spitze mitten in der Mund und fing an, die Sehne zu essen. Nachdem er darauf den Strick zerbissen, fuhr die Spitze des Bogens wie eine Feuerflamme aus seinem Kopf heraus und zerriß seinen Gaumen. Er aber war augenblicklich infolge des Schmerzes tot. Daher sage ich: Zu viel Begierde und Geiz soll man meiden; etwas Begierde schadet nicht. Wer der Begierde zu sehr frönt, dem fährt das Feuer aus dem Kopf.

#### Fortsetzung der 2. Erzählung

Dann fuhr er fort: „Brahmanin, hast du nicht gehört: Leben, Taten und Vermögen, sowie auch Wissenschaft und Tod: diese fünf sind jedwedem schon im Mutterleib verhängt.“ So von ihm belehrt, sagte darauf die Brahmanin: „Oh Lieber! Wenn es so ist, so habe ich im Hause einen kleinen Vorrat Sesamkörner. Diese will ich enthülsen und den Brahmanen einen Sesambrei vorsetzen.“

Nachdem der Brahmane ihre Rede gehört hatte, ging er in ein anderes Dorf. Sie aber weichte die im Hause befindlichen Sesamkörner in reinem Wasser ein, enthülste sie und setzte sie in die Sonne. Doch während sie mit der Hausarbeit beschäftigt war, ließ ein Hund mitten in die Sesamkörner seinen Urin ab. Als sie das sah, dachte sie: „Ach! Da sieh einer die Tücke des feindlichen Schicksals, daß es selbst diese Sesamkörner ungenießbar gemacht hat. So will ich denn mit ihnen in irgendein Haus gehen und mir unausgehülste für ausgehülste ausbitten! Diesen Tausch wird alle Welt eingehen.“ Sie legte die Körner darauf in eine Schale, ging von Haus zu Haus und rief: „Nehmt ausgehülste Sesamkörner für unausgehülste!“ So trat sie denn auch in ein Haus, in welches ich gegangen war, um zu betteln. Auch hier bot sie mit den früher angegebenen Worten ihren Sesam zum Umtausch an. Da nahm die Herrin dieses Hauses voll Freude die ausgehülsten Körner für nichtausgehülste an. Und nachdem dies so geschehen war, kam ihr Mann hinzu. Dieser sagte zu ihr: „Liebe! Was ist das?“ Sie erzählte: „Ich habe zurechtgemachte ausgehülste Sesamkörner für unausgehülste eingetauscht.“ Darauf überlegte dieser und sagte dann: „Wem haben

diese Sesamkörner gehört?“ Da sagte ihr Sohn: „Der Mutter Sandili.“ Da sagte er: „Die ist sehr schlau und im Handel geschickt. Darum müssen diese Sesamkörner weggeworfen werden. Denn nicht umsonst hat Mutter Sandili enthülste Sesamkörner für unenthülste ausboten. Sie hatte sicher ihren Grund.“

Fortsetzung der 1. Erzählung

Der Gast von Vrihatsphij fuhr fort: „So ist kein Zweifel, daß der Maus Sprungkraft durch das Feuer eines Schatzes entstanden ist.“ Nachdem er dies gesprochen hatte, fragte der Gast ferner: „Kennt man den Weg, auf welchem sie kommt und weggeht?“ Und der Mönch Vrihatsphij antwortete: „Ja, oh Erhabener! Denn sie kommt nicht allein, sondern ist von einer unzählbaren Schar umgeben. Vor meinen Augen hier und dort umherschweifend, kommt und geht sie mitsamt ihrem ganzen Gefolge.“ Vrihatsphij fragte: „Ist hier ein Instrument zum Graben?“ Jener antwortete: „Ja! Diese eiserne Axt.“ Der Gast sprach: „So wollen wir denn in der Frühe wach sein, damit wir alle beide auf dem von ihren Fußtapfen bedeckten Boden ihrer Spur nachfolgen können.“

Nachdem ich diese einem Donnerschlag gleiche Rede des Bösewichts mit angehört hatte, dachte ich: „Oh weh! Ich bin verloren! Denn seine Reden klingen sehr entschlossen. Wie er den Schatz erkannt hat, so wird der Bösewicht auch sicherlich meine Burg finden. Das ist schon aus seinem Willen ersichtlich. Man sagt ja: Weise erkennen nach einmaligem Anblick jeglichen Mannes Wert, wie Kundige eines Handelsgewichtes, wiegen sie es auch nur auf der Hand. Und so: Der innere Trieb zeigt schon im voraus den Menschen an, was ihm von anderen Gutes oder Böses bevor steht. Sieht man doch, wie schon der junge Pfau den Schritt rückwärts gekehrt vom Teiche weicht, fehlt ihm auch noch des Schweifes Zier.“

Darauf verließ ich mit von Angst erschrockenem Herzen den Weg zur Burg und schlug mitsamt meinem Gefolge eine andre Straße ein. Während ich nun an der Spitze ging, kam uns eine sehr große Katze entgegen. Wie sie die Herde Mäuse sah, stürzte sie sich mitten unter sie. Die Mäuse aber machten mir nun Vorwürfe, daß ich einen falschen Weg einschlagen wolle, und wer von ihnen nicht getötet worden war, eilte, die Erde mit Blut benetzend, grade in ebendiese Burg zurück. Sagt man ja doch mit Recht: Nachdem es den Strick zerrissen, die Schlinge abgeworfen, mit Gewalt das Netz zerrissen, fern aus dem Wald geflohen, aus welchem ringsum, Haarschöpfen gleich, Feuerflammen empor starren, mit flüchtigen Sprüngen dem Bereich des Järgeschosses entgangen ist..., stürzt das Wild in einen Brunnen. Unglücklich ist Tapferkeit, wenn das Schicksal feindlich ist. Und so: Der arme Karpfen, obgleich dem Griff der rauhen Fischerhand entschlüpft, stürzt wieder in das Netz, und erneut aus dem Netz gefallen, verschlingt ihn der Kranich. Ach, wem das Schicksal feindlich ist, wie entflieht er dem Unglück? Und andererseits: Einer Schlange, die im Korb gefangen alle Hoffnung schon aufgegeben hatte und deren Sinne vor Hunger schwanden, fiel eine Maus, die ein Loch genagt hatte, von selbst zur Nachtzeit in den Mund. Und von deren Fleisch gesättigt, floh sie dann eilig auf diesem Weg: Seid guten Muts! Denn das Schicksal ist Herr von Glück und Untergang.

So ging ich allein nach einem andern Ort. Die übrigen gingen aus Unverstand grade in die Burg. Mittlerweile war der böse Bettelmönch, da er den Boden mit Blut bespritzt sah, grade diesen Spuren gefolgt und so zur Burg gelangt. Darauf fing er an, mit der Axt zu graben. Und durch sein Graben gelangte er zu diesem Schatz, über

welchem ich stets meine Wohnung aufgeschlagen hatte, und durch dessen Feuer ich selbst sehr Schweres ausführen konnte. Darauf sagte der Bettelmönch mit vergnügtem Herzen zu Tamrachuda: „Oh Ehrwürdiger! Jetzt schlafe ohne Furcht! Durch das Feuer, welches es diesem Schatz verdankte, hat dich das Mäuschen wach gehalten.“

Nachdem er so gesprochen, nahm er den Schatz und machte sich auf den Weg zum Kloster. Ich aber, da ich dahin zurückkehrte, konnte den unerfreulichen, Schrecken erregenden Platz nicht einmal ansehen. „Wie kann mein Herz Ruhe finden?“ In solchen Gedanken ging mir der Tag unter großer Trübsal dahin. Nachdem aber die Sonne untergegangen war, drang ich, obgleich voll Betrübniß und kraftlos, dennoch mit meinem restlichen Gefolge in das Kloster. Als nun Tamrachuda den Lärm meiner Schar hörte, fing er wieder an, mit dem trockenen Bambusrohr an den Almosentopf zu schlagen. Da sagte Vrihatsphij: „Freund! Warum willst du auch heute nicht furchtlos einschlafen?“ Dieser antwortete: „Erhabener! Die böse Maus ist mitsamt ihrem Gefolge wahrhaftig wiedergekommen. Aus Furcht vor ihr schlage ich mit dem trockenen Bambusrohr an den Almosentopf.“ Drauf sprach der Gast spottend: „Freund! Fürchte dich nicht! Mit ihrem Reichtum ist auch ihre Schwungkraft auf und davongegangen. Denn so steht es mit allen Geschöpfen ohne Ausnahme. Man sagt ja: Wenn ein Geschöpf voll Anmaßung stets die Guten beleidigt und das stolze Wort führt, ist das alles die Frucht des Reichtums.“

Nachdem ich aber dies gehört hatte, wurde ich zornig und sprang nun grade zu dem Almosentopf hinauf, konnte ihn aber nicht erreichen und fiel zu Boden. Dieses sehend, sprach mein Feind spottend zu Tamrachuda: „Ah! Sieh! Sieh das Wunderstück! Man sagt auch: Durch Geld hat jedermann Stärke; wer Geld besitzt, der hat Verstand. Sieh her auf diese Maus! Geldlos ist sie den andern Mäusen gleich. Drum laß nun alle Furcht fahren und schlaf ein! Was der Grund ihrer hohen Sprünge war, ist jetzt in unseren Händen. Sagt man ja doch mit Recht: Wie eine Schlange ohne Zähne oder wie ein brunstloser Elefant, so ist auch der, der kein Geld hat, einzig dem Namen nach ein Mensch.“

Nachdem ich dies gehört, dachte ich in meinem Herzen: „Wahr ist, was mein Feind da gesagt hat. Nicht einen Finger hoch kann ich mehr springen. Pfui über das Leben eines Wesens, das kein Geld hat! Man sagt ja: Wer ohne Geld ist, wird schwachsinnig, und seine guten Werke schwinden alle dahin, gleichwie Bächlein in der Sommerzeit vertrocknen. Gleichwie das, was man Krähengerste, und das, was man Waldsesam nennt, nicht das sind, wonach sie heißen, so auch Menschen, die ohne Geld sind. Die Tugenden eines Guten, welcher arm ist, leuchten nimmermehr: Wie die Sonne alle Dinge, so setzt das Geld der Tugenden Glück ins Licht. Ein Mann, der stets ohne Geld ist, leidet in der Welt viel mehr, als der, der sich Schätze erworben hat und mitten im Wohlstand lebt. Gleichwie ein trockner wurmstichiger Baum, der allerwärts von Feuer verbrannt wurde, so wäre auch der Arme ungeboren viel besser dran. Denn die Armut, die ohnmächtige, wird an jedem Ort gefürchtet: Vom Hunde selbst, dem blutarmen, wird etwas erwartet, wenn er kommt. Des Armen Wünsche, wenn sie auch noch so hoch steigen, bleiben doch am Herzen hängen, gleichwie die Brüste einer Frau, die zur Witwe geworden ist. Wer in der Armut Nacht wandelt, den sieht am hellen Tag trotz aller Mühe doch kein Mensch, und stände er auch direkt vor seinem Antlitze.“

Nachdem ich so gejammert hatte, ging ich um die Zeit der Morgendämmerung gebrochenen Mutes in meine Burg zurück, da ich sah, daß mein Schatz als Ohrkissen

verwandt wurde. Darauf sprachen meine Diener während des Weges miteinander: „Ach! Der ist nicht fähig, uns den Bauch zu füllen. Wenn wir ihm nachfolgen, trifft uns nichts als Unglück mit Katzen und ähnlichem. Wozu also uns um seine Gunst bemühen?! Denn man sagt auch: Ein Herr, von dem man nicht Vorteil, sondern einzig nur Unglück hat, von diesem soll man weit weggehen, zumal wenn man von Waffen lebt.“

Nachdem ich derartige Reden auf dem Wege von ihnen gehört hatte, ging ich in die Burg, und da sich keiner von ihnen vor mir sehen ließ, dachte ich: „Ach! Pfui über diese Armut! Ja, mit Recht sagt man: Tot ist der Mann, der kein Geld hat, tot das Ehepaar, das kinderlos ist, tot die Totenspende ohne Priester und tot das Opfer ohne Gaben. Den Baum, der seine Früchte verlor, verlassen die Vögel; den trocknen Teich die Kraniche; die verwelkte Blume verlassen die Bienen; das Wild den ausgebrannten Wald; den schätzelosen Mann verlassen die Hetären, und den gefallenen Fürsten verläßt die Dienerschaft. Jeder freut sich nur seines Nutzens. Wer hat einen anderen wirklich lieb?“

Während ich so überlegte, traten meine Diener in den Dienst meiner Feinde, und diese, da sie mich allein und kraftlos sahen, taten mir Unbill an. Als ich nun allein war, versank ich in tiefes Nachdenken und dachte wieder: „Heute Nacht will ich allein in die Wohnung dieses abscheulichen Büssers gehen, den unter dem Kissen liegenden Beutel mit dem Schatz allmählich zerreißen und, wenn er in Schlaf gesunken ist, den Schatz in meine Burg zurückführen, damit ich durch die Macht desselben wieder wie früher die Oberherrschaft erlange. Man sagt ja: Die Menschen, die mit hundert Wünschen ihr Herz aufs höchste peinigen und sie nicht ausführen können, die gleichen keuschen Witwen ganz. Die Armut ist ein Leid, welches die höchste Verachtung mit sich führt: Wer arm ist, und sei er auch lebendig, gilt sogar den Seinigen für tot. Zu dem Gefäß des Elends, zu der Wohnung des Mißgeschicks, zum Gegenstand größter Mißachtung wird, wer der Armut Schmutz verfällt. Verwandte schämen sich und lehnen alle Verwandtschaft mit ihm ab, und Freunde verwandeln sich in Feinde, wenn einer keinen Heller hat. Mangel an Geld ist auch Mangel an Schönheit bei den Sterblichen, er ist ein Haus von Unheil voll, gleichbedeutend mit Tod sogar. Dem Schmutz von Ziegen und Eselshufen gleich, wie der Bürste Staub oder ein abgebrannter Docht, so wirft man weg den armen Mann. Sogar der Schmutz, der vom Reinemachen übrigbleibt, ist noch irgendwo zu gebrauchen, doch ein geldloser Mensch ist ganz und gar nichts nütze. Ein Armer, kommt er selbst schenken wollend in eines Reichen Haus, wird angesehen wie ein Bettler: Pfui! Fürwahr pfui über die Dürftigkeit!

Wenn ich daher bei dem Versuch, meinen Schatz wiederzugewinnen, selbst den Tod fände, so wäre auch das gut! Man sagt ja: Der Mann, der, wenn er sieht, wie sein Gut weggenommen wird, nur sein Leben schützt, von diesem nehmen selbst die Väter nicht eine Handvoll Wasser an. Doch wer einer Kuh willen, für Brahmanen, für seinen Herrn, für sein Weib oder seine Stadt den Tod findet, gewinnt ewige Seligkeit. Nachdem ich mich so entschlossen hatte, ging ich in der Nacht dahin. Als ich ein großes Loch in des Bettelmönchs Beutel gebissen hatte, da wachte der abscheuliche Büsser auf. Darauf gab er mir mit dem trocknen Bambusrohr einen Schlag auf den Kopf, so daß ich kaum mit dem Leben davon kam. Es heißt auch: Was ihm bestimmt, wird dem Menschen auch zuteil; sogar ein Gott vermag das nicht zu hindern; Drum

klage ich nicht, staune darüber auch nimmer; denn das, was uns gehört, gehört nicht anderen.“

Da fragten die Krähe und die Schildkröte „Wie war das?“, und Hiranyaka erzählte:

#### 4. Erzählung - Was ein einziger Spruch wert ist

In einer gewissen Stadt lebte ein Kaufmann namens Sagaradatta („Geschenk des Ozeans“). Dessen Sohn kaufte ein Buch, welches hundert Rupien kostete. In diesem stand geschrieben: «Was ihm bestimmt ist, das wird dem Menschen auch zuteil; sogar ein Gott vermag das nicht zu hindern: Drum klage ich nicht, staune darüber auch nimmer; denn das, was uns gehört, gehört nicht anderen.»



Als er dies gesehen hatte, fragte Sagaradatta seinen Sohn: „Kind! Für welchen Preis hast du dieses Buch gekauft?“ Er antwortete: „Für hundert Rupien, Vater!“ Nachdem er dies gehört hatte, sprach Sagaradatta: „Pfui über deine Dummheit! Ein Buch, welches nur die Zeilen einer einzigen Strophe enthält, für hundert Rupien zu kaufen! Wie wirst du bei einem solchen Verstand Geld verdienen können? Drum sollst du mir von heute an das Haus nicht mehr betreten!“ So wurde er ausgezankt und aus dem Hause geworfen. Infolge dieser Beschimpfung ging er weit weg in die Fremde, kam zu einer Stadt und blieb da. Darauf wurde er nach einigen Tagen von einem Bewohner dieser Stadt gefragt: „Woher bist du gekommen, und wie heißt du?“ Er antwortete: „Was ihm bestimmt, wird dem Menschen auch zuteil usw.“ Da fragte ihn ein anderer, und er antwortete dasselbe: Kurz, wer immer ihn fragte, dem gab er ebendies zur Antwort. Und auf diese Weise wurde er in der Stadt unter dem Namen „Was-ihm-bestimmt“ bekannt.

Da geschah es einst, daß die Tochter des Königs, Chandravati („Schön wie der Mond“) mit Namen und mit jugendlicher Schönheit geziert, an einem hohen Festtag in Gesellschaft einer Freundin die Stadt in Augenschein nahm. Da kam ihr durch des Schicksals Macht von ungefähr ein außerordentlich schöner und bezaubernder Königssohn zu Gesicht. Kaum hatte sie ihn erblickt, so fühlte sie sich von den Blumenpfeilen des den Fisch in seiner Fahne Führenden (Liebesgottes) getroffen und sagte zu ihrer Freundin: „Ach, Freundin! Die Tage der Jugend werden mir doch ganz unnütz. Mein Vater gibt mich niemandem zum Weibe. Drum mußst du es bewerkstelligen, daß ich heute mit diesem zusammenkomme.“ Nachdem sie dies gehört hatte, ging die Freundin eilig zu ihm und sagte: „He! Ich bin von Chandravati zu dir gesandt. Sie läßt dir sagen: Ich bin infolge deines Anblicks durch den Gott der Liebe in den ärgsten Zustand versetzt. Wenn du nicht schnell zu mir kommst, so ist es mein Tod.“ Nachdem er dies gehört hatte, antwortete er: „Wenn ich notwendig dahinkommen soll, so gib an, durch welches Mittel ich zu ihr gelangen kann.“ Darauf sagte die Freundin: „Vorn am Schloß wird heute nacht ein starker Riemen herabhängend; daran mußt du hinaufsteigen.“ Er antwortete: „Wenn du so willst, so werde ich es tun.“ Nachdem dies beschlossen war, ging die Freundin zu Chandravati zurück.

Als es darauf Nacht geworden war, dachte der Königssohn in seinem Herzen: „Ach! Das ist ein großes Verbrechen! Man sagt ja: Der Mann, der seines Freundes Gattin,

des Lehrers Tochter, die Frau des Herrn oder auch seines Knechts aufsucht, ist einem Brahmamörder gleich. Und ferner: Solche Handlung soll man meiden, durch welche man sich Schimpf erwirbt, durch die man zur Hölle fährt und des Himmels verlustig wird.“



Nachdem er so redlich überlegt hatte, ging er nicht zu ihr hin. „Was-ihm-bestimmt“ wanderte aber umher und sah in der Nacht an einem glänzenden Haus einen Riemen herabhängen. Das Herz von Neugier erfüllt, kletterte er daran hinauf und wurde von der Königstochter, welche voll Vertrauen im Herzen glaubte, es wäre der Königssohn, mit Bad, Speise, Getränk und Gewand geehrt. Dann bestieg sie das Lager mit ihm, und nachdem ihre Glieder durch die Berührung seines Körpers von höchster Wollust erfüllt waren, sagte sie zu ihm: „Lieber! Nachdem ich mich durch deinen bloßen Anblick in dich verliebte, habe ich mich dir hingegeben. Kein anderer Gatte als du wird mir nie auch nur in die Gedanken kommen. Warum sprichst du nun nicht mit mir?“ Da rezitierte er: „Was ihm bestimmt, wird dem Menschen auch zuteil.“

Nachdem er dies gesagt, erkannte sie, daß es nicht der Rechte war, ließ ihn aus dem Schloß herabsteigen und gehen. Er aber ging in einen verfallenen Tempel und schlief da ein. Dahin hatte aber der Tempelwächter Dandapasaka eine Dirne für sich bestellt. Als er nun kam und jenen, der schon eingeschlafen war, erblickte, rief er ihn in der Absicht an, sein Geheimnis zu bewahren: „Wer bist du?“ Dieser antwortete: „Was ihm bestimmt, wird dem Menschen auch zuteil.“ Nachdem er dies gehört, sagte Dandapasaka: „Dieser Tempel ist öde. Geh in mein Haus und schlafe in meinem Bett!“ Nachdem er dies zugesagt, legte er sich dort infolge eines Mißverständnisses in ein anderes Bett. In diesem nun lag die erwachsene Tochter dieses Unvorsichtigen, Vinajavati („die Tugendhafte“) mit Namen, begabt mit Jugend und Schönheit. Diese liebte einen Mann und hatte gerade heute mit ihm eine Zusammenkunft verabredet. Da sie nun jenen herankommen sah, glaubte sie, getäuscht von der sehr tiefen Finsternis der Nacht „Das ist sicher mein Geliebter!“, stand auf, ließ ihm Speise und Gewand reichen und gestattete ihm, die Ehe nach der Weise der Gandharvas zu vollziehen (ohne Riten und Erlaubnis der Eltern). Während sie nun mit ihm auf einem Lager ruhte, sprach sie mit freudestrahlendem, lotusgleichem Antlitz: „Warum sprichst du auch jetzt nicht einmal vertraulich mit mir?“ Er antwortete: „Was ihm bestimmt, wird dem Menschen auch zuteil usw.“ Als sie dies gehört, dachte sie: „Wenn man ohne Vorsicht handelt, so reift solche Frucht daraus.“ Nachdem sie so überlegt hatte, machte sie ihm voll Betrübnis Vorwürfe und jagte ihn davon.

Während er nun auf der Hauptstraße einherging, kam ein Bräutigam unter großem Instrumentenschall herangezogen, welcher in einem anderen Gebiet wohnte, mit Namen Varakirti („der Ruhmreiche“). Unser „Was-ihm-bestimmt“ fing an, mit dem Zuge zu gehen. Als nun der nach dem Horoskop bestimmte Zeitpunkt nahe war, und die Kaufmannstochter vor der Tür des der Königsstraße nahen Hauses des Kaufherrn auf dem geweihten Boden einer mit Girlanden verzierten Halle in Schnur und Hochzeitskleid festlich geschmückt dastand, da stürzte ein brunstwütiger

Elefant grade auf diesen Ort zu, nachdem er seinen Treiber getötet hatte und alle Welt durch das Geschrei der vor ihm flüchtenden Menschen in Schrecken setzte. So wie sie ihn erblickten, flohen die Begleiter des Bräutigams samt dem vor Angst zitternden Bräutigam selbst, der eine hier- der andre dorthin in alle Himmelsrichtungen. In demselben Augenblick aber, da unser „Was-ihm-bestimmt“ das Mädchen mit vor Angst rollenden Augen allein erblickte, sagte er zu ihr: „Fürchte dich nicht! Ich beschütze dich!“ So flößte er ihr durch seine Standhaftigkeit Mut ein, ergriff sie mit der rechten Hand und bedrohte mit großer Herzhaftigkeit den Elefanten mit harten Worten.



Als darauf durch die Fügung des Schicksals der Elefant sich entfernt hatte, kehrte Varakirti mit seinen Freunden und Verwandten zurück, nachdem der nach dem Horoskop festgesetzte Zeitpunkt bereits verstrichen war. Da stand nun das Mädchen an der Hand eines andern. Als Varakirti dies sah, sagte er: „Ach! Schwiegervater! Das ist nicht recht von dir getan, daß du das Mädchen erst mir zugesagt und dann doch einem andern gegeben hast.“ Jener antwortete: „Ach!

Auch ich war aus Furcht vor dem Elefanten geflüchtet. Ich komme mit dir zurück und weiß nicht, was dies zu bedeuten hat.“ Nachdem er dies gesagt, hub er an, seine Tochter zu fragen: „Kind! Du hast hier nicht recht gehandelt! Sage mir, was geht hier vor?“ Diese antwortete: „Da dieser mich aus Lebensgefahr gerettet hat, so soll, solange ich lebe, niemand als er meine Hand erhalten!“ Unter diesen Vorgängen ging die Nacht zu Ende. Am Morgen aber versammelte sich eine große Menschenmenge. Die Königstochter hörte, was sich zugetragen hatte und ging nun nach diesem Orte. Indem dies von einem Ohr zum andern wanderte, erfuhr es auch Dandapasakas Tochter und eilte ebenfalls dorthin. Als aber der König von der großen Menschenversammlung hörte, ging er ebenfalls in eigener Person hin und sagte zu unserm „Was-ihm-bestimmt“: „He! Erzähle ohne alle Furcht, was ist das für eine Geschichte?“ Jener sprach: „Was ihm bestimmt, wird dem Menschen auch zuteil.“

Da erinnerte sich die Königstochter und sagte: „Sogar ein Gott vermag das nicht zu hindern.“ Darauf sprach die Tochter des Dandapasaka: „Drum klage ich nicht, staune darüber auch nimmer.“ Und die Kaufmannstochter, da sie diese Allerwelts-geschichte hörte, sagte: „Denn das, was uns gehört, gehört nicht anderen.“

Der König versprach nun ihnen allen zusammen Straflosigkeit, und nachdem er von jedem einzelnen seine Geschichte gehört und die Wahrheit erkannt hatte, gab er unserm „Was-ihm-bestimmt“ unter vielen Ehrenbezeugungen seine Tochter zum Weib, zugleich mit tausend Dörfern, königlichen Einkünften samt Amtsleuten und Gefolge, sagte zu ihm: „Du sollst mein Sohn sein!“, und weihte ihn vor den Augen der Stadt zu seinem zukünftigen Nachfolger. Auch Dandapasaka gab unserm „Was-ihm-bestimmt“ seine Tochter und ehrte ihn nach seinem Vermögen mit Gewändern, Geschenken und ähnlichem. Alsdann holte unser „Was-ihm-bestimmt“ auch seinen Vater und seine Mutter, umgeben von ihrer ganzen Familie und unter vorausgehenden Ehrenbezeugungen nach dieser Stadt und lebte vergnügt mit seiner Familie, die Gaben des Schicksals genießend. - Daher sage ich: Was ihm bestimmt, wird dem

Menschen auch zuteil; sogar ein Gott vermag das nicht zu hindern; Drum klage ich nicht, staune darüber auch nimmer; denn das, was uns gehört, gehört nicht anderen.

### Schluß der 1. Erzählung

Dann sprach Hiranyaka weiter: „Nachdem ich alle diese Freuden und Leiden erlebt hatte, versank ich in die tiefste Betrübnis und wurde von diesem Freund zu dir gebracht. Dies ist der Grund meiner Verzweiflung.“

Mantharaka sagte: „Lieber! Dieser ist außer allem Zweifel dein Freund, da er, obgleich von Hunger gepeinigt, dich, seinen natürlichen Feind, der du ihm eigentlich zur Nahrung bestimmt bist, so auf seinen Rücken steigen ließ und hierher brachte und dich nicht auf dem Wege auffraß. Man sagt ja: Wessen Herz sich durch Reichtümer nie und nimmermehr verändert, der ist ein Freund und pflegt das Beste seines Freundes zu aller Zeit. Diese Zeichen sind auf Erden, nach dem Urteil der Wissenden, die Probemittel für wahre Freunde und so sicher wie die des Opferfeuers. Wer, wenn sich Mißgeschick einstellt, Freund bleibt, der ist ein wahrer Freund. Wenn sich die Zeit des Glücks einstellt, dann wird selbst der Böse ein Freund. Darum fasse auch ich jetzt Vertrauen zu seiner Freundschaft! Denn dies ist eine Freundschaft, welche, in Widerspruch mit den Regeln der Lebensweisheit, von Wasser- und Landtieren mit der Krähe geschlossen wird. Sagt man ja doch mit Recht: Keiner ist irgend jemandes Freund oder Feind ohne Maßen. Durch eine dem Freund feindselige Handlung erweist er sich als Feind.

Drum sei willkommen! Wohne in der Nähe dieses Teiches wie in deinem eigenen Haus! Und daß du dein Vermögen verloren hast und in die Fremde ziehen mußt, darüber mache dir keinen Kummer! Der Wolke Schatten, des Bösen Freundschaft, neue Kleider und Frauengunst, der Jugend Reiz und Reichtümer sind Genüsse von kurzer Dauer. Verständige, die sich selbst beherrschen, fühlen deshalb keine Begierde nach Reichtum. Man sagt auch: Wohlaufgehäufte, wie das Leben im eignen Leib wohlverwahrte, vom eignen Körper sogar nirgend getrennte, körperliche, geliebte Reichtümer begleiten ihn keine fünf Schritte, sobald der Mensch zum Tode geht. Und ferner: Wie Fleisch im Wasser von Fischen, zu Land vom Wild und in den Lüften von Vögeln gefressen wird, so vergeht allerwärts, wer Geld besitzt. Und so: Selbst Unschuldige werden, wenn sie reich sind, von den Fürsten der Welt in Schuld verstrickt. Ein Armer, selbst wenn er fehlt, kommt allerorten schadlos durch. Schwer ist es, Vermögen zu erwerben, und schwer ist dessen Bewahrung auch: Leid beim Gewinn! Leid beim Verlust! Wie leidvoll ist doch Reichtum! Ertrüge, wer Befreiung sucht, nur den hundertsten Teil der Mühen, die ein Tor auf der Suche nach Geld erträgt, seine Seele wäre bald befreit.

Außerdem darfst du darüber, daß du in der Fremde wohnst, nicht verzweifeln. Man sagt auch: Was kann man des Tapferen und Verständigen eignes und was fremdes Land nennen? Zu welchem Land er kommt, das erwirbt er durch seines Armes hohe Kraft. In welchen Wald der Löwe auch eindringt, mit Zähnen, Klauen und Schweife kämpft er und löscht seinen Durst im Blut des erschlagenen Elefantenkönigs. Selbst ein Armer, wenn er in die Fremde geht, ist, wenn er nur Verstand hat, auch nicht im geringsten übel dran. Man sagt auch: Weisheit und Königsherrschaft sind sich nimmer einander gleich: Der König wird im eigenen Lande, der Weise allerwärts geehrt. Du bist nun aber ein Schatz von Weisheit, keinem gewöhnlichen Menschen ähnlich. Sagt man ja doch: Der Held, der tatenlustig und nimmer zögernd zu han-

deln weiß, keinen Begierden frönt, dankbaren Sinnes ist und auch ein treuer Freund, den sucht das Glück selbst, um bei ihm zu wohnen.

Außerdem geht auch erworbener Reichtum verloren, wenn nicht die Werke (eines früheren Lebens) ihm zu Hilfe kommen. So war dieser so viele Tage lang dein. Einen einzigen Augenblick aus deinem Besitz gekommen, steht er dir zum Genuß nicht mehr zu Gebot. Ja, und wenn er auch von selbst zurückkäme, würde ihn das Schicksal dir dennoch rauben. Denn man sagt auch: Reichtümer hat er sich erworben, doch zum Genuß gelangt er nicht, gleichwie der Tor Somilaka, sobald er nur den Wald betrat.

Da fragte Hiranyaka „Wie war das?“, und die Schildkröte Mantharaka erzählte:

## 5. Erzählung - Der arme Somilaka

In einem gewissen Orte wohnte ein Weber namens Somilaka. Dieser verfertigte ohne Unterlaß feine Gewänder, welche mit mannigfachen feinen Mustern gefärbt und eines Königs würdig waren, erwarb aber auch keinen Pfennig mehr, als er für Nahrung und Kleidung nötig hatte; während die übrigen gewöhnlichen Weber, die in der Verfertigung grober Stoffe geschickt waren, großen Reichtum gewannen. Indem er nun diese betrachtete, sagte Somilaka zu seiner Gattin: „Liebe! Siehe, wie diese Verfertiger von groben Tüchern reich sind an Geld und Gold! Drum ist mir dieser Ort unerträglich. Laß uns anderswohin gehen, um Geld zu erwerben!“ Jene antwortete: „Ach, Liebster! Es ist nicht richtig, wenn du sagst, daß man in der Fremde Geld erwirbt, in der Heimat aber nicht. Denn es heißt auch: Ob die Vögel aufwärts fliegen oder zur Erde herab sinken, so ist dies des Verdienstes Folge; nichts stößt uns zu, was nicht verhängt wurde. Und so: Was nicht geschehen soll, wird nimmer geschehen, und was geschehen soll, geschieht von selbst. Was schon in der Hand ist, geht wieder verloren, wenn es ihm bestimmt ist, nicht zu geschehen. Wie das Kalb unter tausend Kühen seine Mutter zu finden weiß, so findet auch des früheren Lebens Tat ihren Täter wieder auf. Und andererseits: Ging er auch hunderttausend Straßen, auf allen Straßen folgen ihm sowohl des Menschen böse Taten als auch die guten nach. Und wiederum: Gleichwie Schatten und Licht immer miteinander verbunden sind, so sind auch Tat und Täter stets miteinander verkettet. Drum bleibe hier und sei fleißig!“

Der Weber sagte: „Liebe! Was du sagst, ist nicht richtig. Ohne Anstrengung trägt auch die Tat keine Frucht. Die Weisen sagen: Gleichwie mit einer Hand niemals ein Beifallklatschen möglich ist, so trägt die Tat ohne Anstrengung keine Frucht. Und so: Sieh! Durch Tat erworbene Nahrung kann, wenn man sie genießen will, niemals ohne Anstrengung der Hand in den Mund gelangen. Und ferner: Nicht durch Wünsche, durch Anstrengung wird erreicht, was man bestrebt. Denn nimmer wird das Wild von allein in des schlafenden Löwen Mund fallen. Und wiederum: Wenn man nach seiner Kraft handelnd, dennoch nicht zu seinem Ziel kommt, dann ist nicht der Mann zu tadeln, dessen Kräfte das Schicksal lähmt. Deshalb muß ich notwendig in die Fremde gehen!“

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er nach der Stadt Vardhamana („Reichtum“). Nachdem er daselbst drei Jahre zugebracht und dreihundert Goldstücke verdient hatte, machte er sich wieder auf den Weg in seine Heimat. Als er nun auf der Hälfte des Weges in einem großen Walde wanderte, ging die erhabene Sonne unter. Aus Furcht vor Raubtieren stieg er auf einen recht dicken Ast eines Feigen-

baums und fing an einzuschlafen. Da hörte er um Mitternacht im Traume zwei Männer von furchtbarer Gestalt, welche sich miteinander zankten. Der eine von ihnen sagte: „He! Täter! Du weißt doch ganz gut, daß dieser Somilaka nicht mehr besitzen darf, als zu Nahrung und Kleidung nötig ist: Darum darfst du auch kein bißchen darüber gestatten. Warum hast du ihm nun dreihundert Goldstücke gegeben?“ Dieser antwortete: „He! Tat! Meine Pflicht ist, denen, die sich anstrengen, die ihrer Anstrengung entsprechende Frucht zu gewähren. Der Ausgang liegt in deiner Hand: drum nimm du sie wieder weg!“ Als der Weber, nachdem er dies geträumt hatte, aufwachte und seinen Beutel mit den Goldstücken betrachtete, so sah er ihn leer. Da machte er sich selbst Vorwürfe und dachte: „Ha! Was ist das? Das so sauer erworbene Geld ist aus Leichtsinne, Gott weiß wohin geraten! Wie kann ich, nachdem ich mich umsonst gequält habe, ohne einen Heller vor meiner Frau und meinen Freunden mein Gesicht sehen lassen?“

So entschloß er sich denn und kehrte nach derselben Stadt zurück. Und nachdem er hier in einem einzigen Jahr fünfhundert Goldstücke erworben hatte, machte er sich von neuem auf den Weg nach seiner Heimat. Als er auf dem halben Wege war und sich mitten in einem Walde befand, ging die erhabene Sonne wiederum unter. Obgleich er nun zwar sehr ermüdet war, gönnte er sich aus Furcht, die Goldstücke zu verlieren, doch keine Rast, sondern ging schnell weiter, nur von Sehnsucht nach seinem Haus beherrscht. Doch währenddessen hörte er zwei Menschengestaltige, ganz ebenso aussehende, hinter sich hergehen und miteinander sprechen. Da sagte der eine: „He! Täter! Warum hast du diesem Somilaka fünfhundert Goldstücke gegeben? Weißt du denn nicht, daß ihm nicht mehr zu erwerben bestimmt ist, als Nahrung und Kleidung?“ Der andere antwortete: „He! Tat! Meine Pflicht ist, Männern, welche sich anstrengen, zu geben: Der Ausgang liegt in deiner Hand. Weswegen machst du mir also Vorwürfe?“



Wie nun Somilaka, nachdem er dies gehört, seinen Beutel untersucht, so ist kein Goldstück mehr darin. Darauf geriet Somilaka in den größten Schmerz. „Ach! Ich bin ein geschlagener Mann!“ rief er aus, verfiel in höchste Verzweiflung und dachte: „Ach! Was hilft mir zu leben, wenn ich kein Geld habe! Drum will ich mich an diesen Baum aufhängen und so meinem Leben ein Ende machen!“ Nachdem er sich so entschlossen hatte, wand er sich einen Strick aus Darbhagrass, befestigte eine Schlinge um seinen Hals und ging zu einem Ast. Als er seinen Hals hineingesteckt hatte und sich eben niederwerfen wollte, da erschien ein Mann in der Luft und sprach: „He! He! Somilaka! Tue keine solche Gewalttat! Ich bin es, der dir das Geld weggenommen hat. Ich leide nicht, daß du auch nur einen Heller mehr hast, als Nahrung und Kleidung. Drum gehe nach deinem Haus zurück! Übrigens hast du dir durch deine Beharrlichkeit meine Zufriedenheit erworben und sollst mich nicht umsonst gesehen haben. Drum bitte dir irgendeine Gnade aus, welche dir lieb ist!“ Somilaka sagte: „Wenn dem so ist, so gib mir großen Reichtum!“ Jener antwortete: „Was willst du mit Reichtum anfangen, da du ihn nicht genießen kannst? Denn außer Nahrung und Kleidung ist dir kein Genuß bestimmt. Man sagt ja: Was nützt eine Glücksgöttin, die bloß ein Weib ist, wie eine Gassenhure, die selbst dem gemeinsten Wanderer dienstbar ist?“

Aber Somilaka sagte: „Ach! Wenn ich den Reichtum auch nicht genießen soll, so möge er mir doch zuteil werden. Denn man sagt auch: Wenngleich verkrüppelt und ungebildet und von den Guten stets gemieden, ist doch der Mann in der Welt angesehen, der große Schätze hat. Und so: Fünfzehn Jahre, oh Herzliebe! habe ich mit dem Auge die hängenden und doch festen verfolgt, ob sie nun abfallen oder nicht.“

Da fragte der Mann „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 6. Erzählung - Die Hoden des Stiers

An einem gewissen Ort wohnte ein großer Stier namens Tijnavrishana („mit tüchtigen Hoden“). Dieser verließ im Übermaß seines Stolzes seine eigne Herde und wanderte im Walde umher, wühlte die Ufer der Flüsse auf und verzehrte nach Lüsten die trefflichsten smaragdfarbigen Gräser. In demselben Wald wohnte aber auch ein Schakal namens Pralobhaka („der Verlockende“). Dieser saß einst vergnügt mit seiner Frau zusammen auf einer Insel des Flusses. Da kam der Stier zu ebendieser Insel herabgestiegen, um Wasser zu trinken. Als nun die Frau dessen herabhängende Hoden sah, sagte sie zu ihrem Mann: „Herr! Sieh einmal, wie dieser Stier zwei Stück Fleisch herabhängen hat! Diese werden sogleich oder in wenigen Stunden herunterfallen. Dies mußst du beherzigen und hinter ihm hergehen.“ Der Schakal antwortete: „Liebe! Es ist nichts weniger als gewiß, ob sie fallen werden oder nicht. Weshalb forderst du mich also zu einer vergeblichen Arbeit auf? Laß mich nur hier bleiben und mit dir zusammen die Mäuse fressen, welche hierher kommen, um zu trinken. Denn dies ist ihr Weg. Wenn ich aber dich verlasse und hinter diesem Stier hergehe, dann wird irgendein anderer kommen und diesen Ort in Besitz nehmen. Drum ist es nicht angemessen, dieses zu tun. Man sagt auch: Wer das Sichere aufgibt und Unsicheres zu erlangen strebt, dem kommt das Sichere abhanden und das Unsichere ist es schon.“

Aber die Frau des Schakals sprach: „Ach! Du bist ein niedriggesinntes Geschöpf, denn du bist mit allem, auch dem Geringsten zufrieden, was du bekommen kannst! Man sagt auch: Leicht zu füllen sind kleine Flößchen, und leicht des Mäuschens Pfötchen auch. Leicht zufrieden sind gemeine Menschen, an kleinen Bißchen freuen sie sich. Drum muß ein braver Mann stets tätig sein. Man sagt auch: Wo das Beginnen tatkräftig ist, aber Trägheit gemieden wird, da macht der Verein von Klugheit und Kraft, fürwahr! das Glück unwandelbar. Man denke nicht «Das Schicksal herrscht!» und höre auf zu arbeiten: Denn ohne Arbeit wird nimmer dir das Öl aus Sesamkorn zuteil. Und ferner: Wenn ein törichter Mensch selbst durch Weniges hier aufs Höchste befriedigt wird, so gleicht er einem, dessen Herz schon zufrieden ist, wenn ihm Reichtum nur vorgerechnet wird.

Und wenn du sagst «Es ist ungewiß, ob sie abfallen werden oder nicht!», so ist auch das unangemessen. Man sagt auch: Tatenlustige Menschen sind zu preisen. Wer hohen Stolz hat, wird gelobt. Was ist der Chataka (ein Vogel, der den Regen liebt) für ein armer Wicht, der nur harret, bis Indra Wasser bringt. Außerdem bin ich jetzt des Mäusefleisches gewaltig überdrüssig, und diese beiden Fleischstücke sehen aus, als ob sie bald abfallen wollten. Drum mußst du unbedingt so und nicht anders handeln.“

Er aber, nachdem er dies gehört, verließ den Ort des Mäusefangs und ging hinter dem Stier her. Sagt man ja doch mit Recht: Solange ist der Mann hier in allen Werken der Meister selbst, bis er sich von Frauenreden wider Willen fortreißen läßt. Und so

auch: Untunliches erscheint tunlich, Unerreichbares scheint leicht erreichbar, das Uneßbare dünkt eßbar dem Mann, den Weiberrede spornt. So brachte er eine lange Zeit damit zu, daß er mitsamt seinem Weibe hinter jenem umherschweifte, aber die beiden Hoden fielen nicht herab. Im fünfzehnten Jahr endlich sagte der Schakal voll Überdruß zu seiner Frau: „Fünfzehn Jahre, oh Herzliebste! habe ich mit dem Auge die hängenden und doch festen verfolgt, ob sie abfallen oder nicht. So werden sie auch in Zukunft nicht abfallen. Laß uns zu dem Mäusefang zurückgehen!“

Darum sage ich: Fünfzehn Jahre, oh Herzliebste! habe ich mit dem Auge die hängenden und doch festen verfolgt, ob sie abfallen oder nicht.

(Es würde vielleicht mehr Sinn machen, wenn der Himmlische diese Geschichte dem Weber erzählt hätte. Denn sie zeigt, wie nutzlos die Jagd nach Reichtum ist, der einem vom Schicksal nicht bestimmt wurde, auch wenn er bereits greifbar erscheint.)

Fortsetzung der 5. Erzählung

Und der Weber Somilaka fuhr fort: „So (wie der Stier) ist auch jeder Reiche ohne Ausnahme beneidenswert. Darum gib mir großen Reichtum!“ Der Mann sagte: „Wenn du so meinst, so gehe nochmals zur Stadt Vardhamana („Reichtum“). Da wohnen zwei Kaufmannsöhne. Der eine ist Dhanagupta („der seinen Reichtum verwahrt“), der andere Upabhuktadhana („der seinen Reichtum genossen hat“). Lerne die Lebensweise beider kennen und dann wähle eine von beiden. Wenn dir mit einem verwahrten, nicht genießbaren Reichtum gedient ist, so will ich dich zu einem machen, der seinen Reichtum spart; wenn dir aber mit einem Vermögen gedient ist, welches Genuß gewährt hat, dann sollst du ein Upabhuktadhana werden.“

Nachdem er so gesprochen hatte, verschwand er. Somilaka aber ging mit Verwunderrung im Herzen zur Stadt Vardhamana zurück. Nachdem er nun zur Zeit der Dämmerung ermüdet mit Mühe die Stadt erreicht, des Dhanaguptas Haus erfragt und mit Anstrengung gefunden hatte, trat er nach Untergang der Sonne in dasselbe ein. Da wurde er von Dhanagupta, der mit seiner Frau und seinen Söhnen zusammen war, hart angefahren, kam nur mit Gewalt in den Hof des Hauses und setzte sich nieder. Zur Essenszeit ward ihm darauf, was vom Essen übriggeblieben war, als Speise gegeben. Als er sich nun, nachdem er gegessen, daselbst schlafen gelegt hatte, siehe da! so sprachen um Mitternacht dieselben zwei Männer miteinander. Da sagte der eine: „He! Täter! Warum hast du von diesem Dhanagupta einen überflüssigen Aufwand machen lassen, daß er auch dem Somilaka zu essen gab? Darin hast du unrecht gehandelt!“ Der andere antwortete: „He! Tat! Das ist meine Schuld nicht. Ich muß jeden erlangen lassen, was er beharrlich verfolgt. Der Ausgang liegt in deiner Hand!“ Als er nun aufstand, da wurde Dhanagupta von Leibschnitten gequält und verfiel sogleich in eine Krankheit. Am zweiten Tage alsdann mußte er infolge dieses Unwohlseins fasten.

Somilaka aber verließ am Morgen darauf dies Haus und ging in das des Upabhuktadhana. Von diesem aber ward er mit allen gastlichen Gebräuchen aufgenommen, mit Speisen und Gewändern geehrt und in einem vortrefflichen Lager zur Ruhe gebracht. In der Mitternacht darauf, siehe da! sprachen dieselben zwei Männer miteinander. Der eine sagte: „He! Täter! Dieser Upabhuktadhana hat heute bei der Bedienung des Somilaka viel aufgewendet. Wie wird es mit der Bezahlung werden? Denn alles das hat er aus dem Hause eines Verleihers geholt.“ Der andre antwortete: „He! Tat! Ich habe meine Pflicht getan. Der Ausgang liegt in deiner Hand.“ Drauf

kam in der Frühe ein Diener des Königs mit einer großen, von der Gnade des Königs herrührenden Summe Geldes, und händigte sie vollständig dem Upabhuktadhana aus.

Nachdem er dies gesehen, dachte Somilaka: „Ach! Obgleich er keinen Reichtum aufgehäuft hat, ist mir doch dieser Upabhuktadhana viel lieber als jener geizige Dhanagupta! Denn man sagt auch: Die Frucht der Veden ist das Feueropfer, die Frucht der Lehre ist die tugendhafte Tat, die Frucht des Weibes sind die Liebe und die Söhne, und die Frucht des Reichtums sind die Gaben und der Genuß. Darum möge der erhabene Schöpfer mich zu einem machen, der das erhält, was er genießt. Den Zustand des Dhanagupta verlange ich nicht.“

Nachdem sie dies gehört hatten, machten Täter und Tat ihn zu einem solchen und verschwanden. Daher sage ich: Reichtümer hat er sich erworben, doch zum Genuß gelangt er nicht, gleichwie der Tor Somilaka, sobald er nur den Wald betrat. Deswegen, lieber Hiranyaka! beherzige dies und mach dir in Betreff des Schatzes keinen Kummer! Denn Geld, was man hat und nicht genießen kann, ist nicht besser, als wenn man es nicht hätte. Man sagt auch: Wenn uns Schätze reich machen, die im Hause vergraben sind, wie sollten wir nicht auch reich sein, wenn keine im Hause sind? Und so: Der Grund, warum man Reichtümer erwirbt, ist, daß man geben kann, wie man Wasser in Zisternen sammelt zur Landberieselung. Und ferner: Genießen muß man und schenken, doch Schätze nicht aufspeichern: Sieh der Bienen aufgespeicherten Reichtum nehmen hier andre hin! Und so: Schenken, Genießen und Verlieren sind die drei Wege, die der Reichtum geht; wer nicht schenkt und nicht genießt, für den bleibt nur der dritte Weg.

So denkend, soll ein Verständiger nicht aus Begierde Reichtum erwerben, denn das bringt Leid. Man sagt auch: Die Toren, welche Freude erhoffen von Geld und Gut und ähnlichem, die entfachen Feuer im heißen Sommer und meinen, daß es Kühlung bringt. Deswegen soll der Tugendhafte stets genügsam sein. Man sagt auch: Die Schlangen trinken Luft und sind doch nicht kraftlos; die Elefanten werden stark von dünnen Gräsern; und durch Wurzeln und Kräuter erhalten die Weisen sich das Leben. Genügsamkeit ist, fürwahr! der höchste Schatz des Menschen.

Wie kann die Freude der Herzbefriedigten, die der Genügsamkeit Nektar nährt, je zur Freude der Schätzegierigen werden, die ruhelos hin und her rennen? Oh glücklich sind jene, die nektargleiche Genügsamkeit schlürfen! Doch unendlich unglücklich die Menschen, die ungenügsam sind!

Wessen Geist getrübt ist, dem sind zugleich auch alle Sinne getrübt. Denn wenn die Sonne von Wolken beschattet wird, sind auch die Strahlen beschattet. Die geistberuhigten Hochweisen nennen Genügsamkeit der Gier Ende; nicht weicht sie durch Reichtum, wie durch Feuerwasser nicht der Durst. Selbst Untadelhaftes wird getadelt, und Unlobenswertes lobt man hoch: Was gibt's in aller Welt, was der Mensch nicht des Reichtums wegen tut? Selbst in edlen Absichten nach Reichtum zu streben, ist nicht gut. Will man nicht im Sumpf versinken, ist es am besten, man bleibt ihm fern. Es gibt keinen Schatz auf Erden, der dem Almosengeben gleicht! Und kein Feind ist größer als die Geldbegierde! Es gibt auch keine Zier, die der Tugend ähnlich! Und kein Besitz, welcher der Genügsamkeit gleicht!

Die traurigste Armut ist der Mangel an der Weisheit Schatz: Auch wenn Shivas Reichtum nur ein alter Stier ist, so ist er doch der höchste und allerreichste Gott.

Warum hältst du dich demnach für unglücklich? Der Gute, fällt er auch einmal, so fällt er wie ein Federball. Aber der Böse fällt nieder, gleichwie ein Erdklumpen fällt. Dies beherzige, Lieber! und gib dich zufrieden!“

Nachdem sie Mantharakas Rede gehört, sagte die Krähe: „Lieber! Was Mantharaka gesagt hat, das mußt du dir ins Herz schreiben! Sagt man ja doch mit Recht: Leicht zu finden ist, oh König! der Mann, der immer spricht, was lieb erscheint; doch schwer zu finden der Sprecher und Hörer von Unliebem, das heilsam ist. Die Unliebem, doch Heilsames den Menschen in dieser Welt sagen, die nennt man mit Recht Freunde, andere sind es nur dem Namen nach.“



Indem sie nun so miteinander sprachen, lief plötzlich eine Gazelle namens Chitranga („mit geflecktem Leib“), von einem Jäger geschreckt, in diesen Teich. Als Laghupatanaka sie eilig herankommen sah, flog er auf den Baum; Hiranyaka verkroch sich in ein in der Nähe befindliches Rohrdickicht und Mantharaka im Wasser. Als Laghupatanaka aber die Gazelle genau betrachtet hatte, sagte er zu Mantharaka: „Komm, komm, Freund Mantharaka! Diese Gazelle ist von Durst gequält hierhergekommen und in den Teich

gegangen. Von ihr rührt das Geräusch her, nicht von einem Menschen.“

Nachdem er dies gehört, sagte Mantharaka, wie es sich für Zeit und Ort ziemte, folgendes: „Ach, Laghupatanaka! Wie dieses Wild aussieht - hoch springend und mit rollenden Augen rückwärts blickend - ist es nicht von Durst gequält. Sicher ist es von einem Jäger in Furcht gesetzt! Sieh daher nach, ob es von Jägern verfolgt wird oder nicht. Man sagt ja: Ein furchterschreckter Mann schnauft gewaltig und in einem fort, blickt sich nach jeder Richtung um und fühlt sich nirgends in Sicherheit.“

Nachdem Chitranga dies gehört, sagte er: „Ach, Mantharaka! Du hast den Grund meiner Furcht ganz richtig erkannt. Ich komme hierher, nachdem ich mich mit Mühe und Not vor den Pfeilschüssen eines Jägers gerettet habe. Meine Herde aber wird von diesen Jägern getötet werden. Zeige mir nun - ich begeben mich in deinen Schutz - eine Stelle, wohin die bösen Jäger nicht kommen können!“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte Mantharaka: „Ach, Chitranga! Höre eine Regel der Lebensklugheit! Es heißt: Zwei Mittel sind es, die wir hier lehren, wie man des Feindes Blick entgeht: Das eine heißt: Rühre die Hand! Das andre heißt: Rühre den Fuß! Drum gehe rasch in den tiefen Wald, ehe noch deine bösen Jäger herankommen!“

Mittlerweile kam die Krähe Laghupatanaka eilig herbei und sagte: „Ach, Mantharaka! Die Jäger sind nach ihrem Hause zu weggegangen und tragen eine Menge Wildbret-Fleisch. Du kannst also ohne Furcht aus dem Wasser kommen, Chitranga!“

Und Chitranga sprach: „Von einer Menge Pferden, Hunden und Jägern hier und da bedrängt, aus Furcht mit großer Schnelligkeit ihnen allen entfliehend, komme ich hierher Wasser suchend. Drum wünsche ich mit euch Freundschaft zu schließen.“

Nachdem er dies gehört, sprach Mantharaka: „Wir sind Geschöpfe mit kleinen Körpern. Es ziemt sich nicht für dich mit uns Gesellschaft zu machen. Denn es gehört

sich Freundschaft zu schließen mit solchen, welche fähig sind, einen Gegendienst zu leisten.“

Dieses hörend sprach Chitranga: „Lieber will ich mit Hochweisen vereint wohnen im Höllenschlund, als mit Gemeinen umgehen und sei es im Götterhimmel selbst. «Geschöpfe mit kleinen... Geschöpfe mit großen Körpern...» Wozu diese, eine Herabsetzung deiner selbst enthaltenden Worte? Doch es ist ja für gute Männer schicklich, auf eine derartige Weise zu sprechen. Drum müßt ihr unbedingt jetzt Freundschaft mit mir schließen. Es wird ja auch Folgendes überliefert: Freunde soll man sich verschaffen, starke sowohl auch schwache: Eine Elefantenherde wird von Mäusen im Wald befreit.“

Da fragte Mantharaka „Wie war das?“, und die Gazelle Chitranga erzählte:

## 7. Erzählung - Die Elefanten und die Mäuse

Es gibt einen gewissen Landstrich, welcher mit Quellen, Gefilden, Häusern und Göttertempeln versehen ist. Da hatten sich seit alter Zeit Mäuse niedergelassen, sich in Söhnen, Kindern von Söhnen, Töchtern und so weiter fortgepflanzt, in den Häusern und Ritzen des Bodens Wohnungen angelegt, und wohnten da dichtgedrängt Haus an Haus. Und so ging ihnen die Zeit hin im Genuß von Essen und Trinken und anderen Freuden bei mancherlei festlichen Veranlassungen und Hochzeiten. Indessen begann ein Elefantenfürst, umgeben von Tausenden von Elefanten mit seiner Herde zu einem Teich zu gehen, von welchem sie von früher her wußten, daß er Wasser enthielt, um da zu trinken. Von diesem Elefantenfürsten nun, der mitten durch die Wohnungen der Mäuse ging, wurde den Mäusen Gesicht, Augen, Kopf und Hals zerquetscht, als ob sie vom Todesgott überfallen wären, und die, welche mit dem Leben davongekommen waren, sprachen zueinander: „Diese bösen Elefanten haben uns mit ihrem Hingehen zugrunde gerichtet. Wenn sie wieder zurückkommen, dann wird von uns nicht ein Samen mehr übrig sein. Denn: Die Schlange tötet durch ihren Atem, der Elefant tötet, was er berührt, mit einem Wink tötet der König und mit List der Bösewicht. Drum muß mittlerweile notwendig an eine Hilfe gedacht werden.“

Nachdem sie nun überlegt hatten, gingen einige zu dem Teich, verbeugten sich vor dem Elefantenfürsten und sprachen: „Majestät! Nicht weit von hier ist unser durch Erbrecht in grader Linie ans uns übergegangener Wohnort. Da haben wir uns durch Folge von Kind und Kindeskind vermehrt. Nun sind wir durch euch, indem ihr des Wassers halber hierher kommt, zu Tausenden umgekommen. Wenn ihr denselben Weg zurückgeht, dann wird von uns nicht einmal ein Samen mehr übrigbleiben. Wenn ihr Mitleid mit uns habt, dann schlagt einen anderen Rückweg ein! Denn sicherlich können auch unsersgleichen euch einmal von einigem Nutzen sein.“

Nachdem der Fürst der Herde dieses gehört und in seinem Herzen erwogen hatte, sagte er „Es soll geschehen, wie die Mäuse bitten, nicht anders!“ und gewährte ihnen ihr Begehrt. Im Fortgang der Zeit nun befahl ein gewisser König seinen Elefantenjägern, Elefanten zu fangen. Diese machten am Wasser eine Elefantengrube, fingen diesen Elefantenfürsten samt seiner Herde, zogen sie nach drei Tagen mit Stricken und anderen starken Hebeln von da heraus und banden sie in ebendiesem Walde an dickstämmige Bäume. Nachdem nun die Männer, welche sie angebunden hatten, sich entfernt hatten, überlegte der Elefantenfürst: „Auf welche Weise und von wem

kann ich befreit werden?“ Da dachte er: „Außer diesen Mäusen gibt es für uns kein Mittel der Befreiung.“

Darauf ließ ihnen der Elefantenfürst durch eine Elefant, welche sich außerhalb des Ortes befand, wo die Elefanten angebunden waren und den Wohnort der Mäuse von früher her kannte, das Unglück seiner Gefangenschaft melden. Diese, nachdem sie es gehört hatten, versammelten sich zu Tausenden, um ihren dankbaren Gegendienst zu erweisen, gingen zu dieser Herde, und nachdem sie den Elefantenfürsten samt derselben gebunden gesehen, zerbissen sie die Schlingen, stiegen die Baumstämme herauf und zernagten die Stricke, womit sie an den Stämmen befestigt waren, und erlösten sie aus ihrer Gefangenschaft. - Daher sage ich: Freunde soll man sich verschaffen, starke sowohl auch schwache: Eine Elefantenherde wird von Mäusen im Wald befreit.

Nachdem er dies gehört hatte, sprach Mantharaka: „Lieber! So sei es denn! Fürchte dich nicht! Betrachte dies wie dein eignes Haus, und wohne also hier nach Belieben mit unbesorgtem Herzen!“

Darauf wurden sie alle vier Freunde und brachten vergnügt ihre Zeit damit zu, daß sie an diesem Teich um die Mittagszeit unter dem Schatten der Bäume die Geselligkeit schöner Gespräche genossen. Sagt man ja doch passend: Die Weisen, denen vor Wonne beim Kosten lieblicher Reden sich das Haar aufsträubt, die erlangen Seligkeit auch ohne Liebesfreude. Wer sich nicht einen Schatz schöner Gedanken eingesammelt hat, was kann der am Festtag der Beredsamkeit zum Geschenk geben? Und so: Wer nicht begreift, was ein Wort sagt, nicht ebenso erwidern kann, und sich kurz zu fassen unfähig ist, wie käme zu dem die schöne Rede?“

Doch eines Tages kam Chitranga zur Gesellschaftszeit nicht herbei. Da gerieten die drei in Angst und fingen an, miteinander zu sprechen: „Ach! Warum ist der Freund heute nicht gekommen? Ist er etwa von Löwen oder anderen Raubtieren irgendwo umgebracht? Oder von Jägern vielleicht? Oder sollte er in das Feuer eines Waldbrandes geraten sein? Oder aus Begierde nach jungen Sträuchern in die Tiefe einer Grube? Sagt man ja doch mit Recht: Wenn einer nur in seines Hauses Garten geht, fürchtet die Liebe schon Gefahr für den Geliebten, geschweige in des Waldes Mitte, wo vieler Gefahren Schrecknisse lauern.“

Da sagte Mantharaka zu der Krähe: „Oh Laghupatanaka! Ich und Hiranyaka sind wegen unseres zu langsamen Gangs alle beide unfähig, ihn aufzusuchen. Deswegen mache du dich auf in den Wald und forsche, ob du ihn irgendwo lebendig siehst.“ Als nun Laghupatanaka sich nicht sehr weit vom See entfernt hatte, so steht da Chitranga am Ufer eines Sumpfes in einem Jagdnetz gefangen. Als er ihn erblickte, sprach er zu ihm mit vor Kummer betrübtem Herzen: „Lieber! Was ist das?“ Chitranga aber, als er die Krähe erblickte, fühlte seinen Geist vom tiefsten Schmerz bewegt. Wie könnte es auch anders sein? Denn man sagt ja: Wer in Torheit oder Unglück geraten ist, den drückt gewöhnlich von neuem des Schmerzes größte Wucht, sobald er seinen Freund erblickt.

Nachdem er sich alsdann ausgeweint, sagte er zu Laghupatanaka: „Ach! Freund! So ist denn nun mein Tod da! Trotzdem trifft es sich glücklich, daß ich dich noch zu sehen bekommen habe! Man sagt auch: Wenn man in der Todesstunde noch einmal seinen Freund erblickt, so gibt das allen beiden Freude, dem Toten und Überlebenden. So verzeihe mir denn, was ich irgend in freundschaftlichem Streite bei unseren

geselligen Unterhaltungen gesagt habe, und sage dasselbe auch in meinem Namen zu Hiranyaka und Mantharaka! Man sagt ja: Habe ich mit oder wider Wissen irgendein böses Wort gesprochen, so mögt ihr beide mir verzeihen und gedenkt in größter Liebe mein!“

Nachdem er dies gehört, sprach Laghupatanaka: „Lieber! Solange solche Freunde wie wir existieren, darf man keine Furcht haben! Ich gehe nur, um Hiranyaka zu holen, und komme so rasch als möglich zurück. Was übrigens tüchtige Männer sind, die verlieren auch im Unglück nicht den Kopf.“

Nachdem er so gesprochen und den Chitranga ermutigt hatte, flog Laghupatanaka dahin, wo sich Hiranyaka und Mantharaka befanden und erzählte ihnen ausführlich, daß die Gazelle in eine Schlinge gefallen ist. Dann ließ er Hiranyaka, welcher entschlossen war, den Chitranga aus der Schlinge zu befreien, auf seinen Rücken steigen und kehrte wieder zu Chitranga zurück. Dieser aber, als er die Maus erblickte, faßte wieder etwas Hoffnung auf Rettung und sagte voll Betrübnis: „Ach! Freund! Mit Recht sagt man: Brave Freunde wähle der Kluge, um sich aus Mißgeschick zu retten, denn ein Unglück überwindet keiner ohne Freunde.“

Hiranyaka sagte: „Du bist doch ein wohlverständiger Kenner der Lehren der Lebensweisheit: Wie bist du nur in diese Falle geraten?“ Chitranga antwortete: „Ach! Es ist jetzt keine Zeit zum Disputieren! Zerschneide so schnell als möglich die Schlinge meiner Füße, ehe der böse Jäger kommt!“ Nachdem er dies gehört, sagte Hiranyaka lächelnd: „Lieber! Fürchtest du dich noch vor dem Jäger, nachdem ich schon bei dir bin? Wenn ich an deiner Seite bin, hast du nichts zu befürchten. Aber ich fühle in meinem Geiste einen großen Schmerz, den entferne mir, indem du mir erzählst, wieso du, der du das Auge der Erkenntnis hast, dennoch in die Macht dieser Banden gefallen bist.“ Da sagte die Gazelle: „Wenn du unbedingt hören willst, so erfahre denn, wie ich, obgleich ich schon früher das Unglück des Gefangenwerdens kennengelernt habe, dennoch durch die Fügung des Schicksals mich von neuem habe fangen lassen.“ Dieser sprach: „Erzähle, wieso hast du früher das Unglück des Gefangenwerdens kennengelernt, das alles wünsche ich ausführlich zu hören.“ Und Chitranga sprach:

## 8. Erzählung - Chitrangas frühere Gefangenschaft und Befreiung

In früherer Zeit, als ich noch ein Kind von sechs Monaten war, lief ich aus Kinderei an der Spitze von allen anderen, und nachdem ich mich spielend weit entfernt hatte, wartete ich auf meine Herde. Wir haben nun zwei Gangarten, die laufende und springende: Von diesen beiden kannte ich die laufende aber nicht die springende. Einstmals aber, wie ich herumstreifend die Scharen der Gazellen nicht sehe, so schaue ich mich mit sehr ängstlichem Herzen nach allen Seiten um, wo sie wohl hingegangen sein mögen und sehe sie mir gegenüber stehen, denn sie waren mit der springenden Gangart über ein Netz gesprungen, standen alle zusammen mir gegenüber und blickten nach mir hin. Da ich aber der springenden Gangart unkundig war, so wurde ich von dem Jägernetz gepackt, und wie ich nun in der Absicht zu meiner Herde zu eilen, das Netz anziehe, so wurde ich vom Jäger von allen Seiten fest verstrickt und kopfunter zu Boden gestürzt, während die Gazellenherde jegliche Hoffnung auf mich aufgab und davoneilte.

Als nun der Jäger herankam, dachte er: „Das ist ein Junges, nur zum Spielen tauglich!“ Sein Herz wurde erweicht, und er bestimmte mich nicht zum Tode. Nachdem

er mich sorglich nach Hause geführt hatte, schenkte er mich dem Sohne des Königs zum Spielzeug. Dieser Königssohn war überaus vergnügt, als er mich erblickte, gab dem Jäger eine Belohnung und erfreute mich mit beständiger Pflege durch Reiben, Baden, Füttern, Salben mit Düften und passende und sinnerfreuende Speisen. Auch die Bewohnerinnen des Harems und die Kinder hatten das größte Vergnügen an mir, und indem ich von einer Hand in die andere geriet, wurde ich von ihnen durch Zerren am Hals, Vorder- und Hinterfüßen, Ohren und anderen Körperteilen sehr geplagt. Als ich nun einst am Lager des Königssohns stand, erinnerte ich mich meiner Herde und sprach: „Wann wird dies mir zuteil werden, daß ich hinter die eilende, von Wind und Regen durchpeitschte Gazellenherde laufen kann?!“

Da rief der Königssohn mit sehr erschrockenem Herzen „Wer hat das gesagt?“, schaute sich nach allen Seiten um und erblickte mich. Nachdem er mich gesehen, dachte er: „Hat das ein Mensch oder ein Wild gesprochen? Dann führt es sicher zum Wahnsinn, und ich bin auf jeden Fall vernichtet!“ Und wie von einem bösen Geist ergriffen, verließ der Königssohn mit Mühe wankend das Haus. Und da er sich gleichsam von einem Dämon besessen glaubte, sprach er zu Beschwörern und Zauberern, indem er durch eine große Geldsumme ihre Begierde reizte: „Wer diese Krankheit von mir entfernt, dem verheiße ich große Ehre.“ Ich aber wurde von einem ohne Prüfung handelnden Menschen mit Stock-, Stein- und Keulenschlägen mißhandelt, indem er sagte: „Was schadet es, das Vieh umzubringen?“ Aber ein Guter rettete mir doch das Leben. Dieser erkannte meinen Zustand und sprach zum Königssohn: „Oh Trefflicher! Während der Regenzeit ist er infolge dieser Periode sehnsüchtig geworden, hat sich seiner Herde erinnert und jenes gesprochen: «Wann wird dies mir zuteil werden, daß ich hinter die eilende, von Wind und Regen durchpeitschte Gazellenherde laufen kann?!» Ist dieses etwa der unvernünftige Grund deiner Krankheit?“

Nachdem der Königssohn dies gehört, war er von seiner Krankheit befreit und gewann seinen früheren natürlichen Zustand wieder. Darauf befahl er seinen Leuten: „Badet diese Gazelle in einem wasserreichen See und laßt sie in diesem Walde frei.“ Und sie handelten entsprechend. So habe ich schon früher die Gefangenschaft kennengelernt und wurde dennoch durch die Macht des Schicksals von neuem gefangen.

Als er dieses gehört, sprach Hiranyaka: „Mir ist dadurch, daß auch Leute wie du, welche die Lehren der Lebensklugheit kennen, in einen solchen Zustand geraten, die ganze Wissenschaft sehr verleidet worden. Darum fragte ich dich.“ Darauf sagte jener: „Lieber! Durch die Taten unserer früheren Existenzen wird auch der Verstand vernichtet. Denn man sagt auch: Eine Reihe von Buchstaben schreibt uns der Schöpfer auf die Stirn, die wischt selbst ein sehr Kluger mit seiner Klugheit nimmer aus.“

Indem diese beiden so sprachen, kam auch Mantharaka, dessen Herz vom Unglück des Freundes gequält war, langsam nach dieser Gegend herangekrochen. Als ihn Laghupatanaka herankommen sah, rief er: „Ach! Da hat sich etwas Übles ereignet!“ Hiranyaka sprach: „Kommt der Jäger etwa?“ Laghupatanaka antwortete: „Laß doch nur die Geschichte mit dem Jäger! Mantharaka kommt da heran. Das tut er gegen alle Regeln der Lebensklugheit. Durch ihn kommen sicher auch wir in Gefahr, getötet zu werden. Denn wenn der böse Jäger kommt, kann ich zwar in die Luft fliegen, du aber wirst in ein Loch kriechen und dich so retten; auch Chitranga wird

eilig in das Innere des Waldes fliehen. Was soll aber dieses Wassergeschöpf hier auf dem Trocknen anfangen? So denke ich voll Besorgnis.“

Mittlerweile kam Mantharaka herbei, und Hiranyaka sagte: „Lieber! Du hast nicht recht gehandelt, daß du hierhergekommen bist! Drum geh so rasch wie möglich wieder weg, ehe der Jäger kommt!“ Mantharaka aber sprach: „Lieber! Was soll ich machen? Ich kann nicht dort bleiben und den Feuerbrand, welchen mir des Freundes Unglück verursacht, ertragen. Darum bin ich hierhergekommen. Sagt man ja doch mit Recht: Wer ertrüge die Trennung von Geliebten und den Verlust von Hab und Gut, wäre nicht die Gesellschaft der Freunde, die dem besten Heilmittel gleicht? Und auch: Lieber das Leben verlieren, als fern von euresgleichen sein! Solche Wesen wie ihr, kommen nimmer zum zweiten Mal zur Welt.“

Indem er so sprach, kam auch der Jäger mit dem Köcher in der Hand herbei. So wie sie ihn sah, zerbiß die Maus augenblicklich die aus Därmen geflochtene Schlinge. Sogleich begann Chitranga eilig davon zu laufen; die Krähe flog auf einen Baum, und die Maus verkroch sich in ein nahes Loch. Der Jäger aber, dessen Herz über die Flucht des Wildes betrübt war und der sich umsonst gequält hatte, dachte bei sich, als er den Mantharaka sich mit größter Langsamkeit auf dem Lande bewegen sah: „Wenn mir auch diese Gazelle vom Herrn genommen ist, so ist mir doch diese Schildkröte zur Speise in die Hand gegeben. Ihr Fleisch wird heute eine ausreichende Nahrung für meine Familie liefern. Denn man sagt auch: Fliege aufwärts in die Lüfte, sinke nieder zum Erdengrund, laufe durch die ganze Erde: Nichts stößt dir zu, was nicht verhängt wurde.“

Nachdem er so bei sich gedacht hatte, wickelte er sie in Gras ein und band sie an seinen Bogen. Dann nahm er sie auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Hause. Mittlerweile, als er sie wegtrug, jammerte Hiranyaka, von Schmerz erfüllt: „Oh Jammer! Oh Jammer! Bevor ich noch kam zu dem Ende eines Unglücks gleichwie zu des Meeres Ufer, so steht mir schon wieder ein zweites nahe: Gibt es einen Riß, häufen sich weitere Übel. Solange man noch nicht gestrauchelt ist, geht es vergnügt auf ebenem Pfad, aber strauchelt man nur einmal, dann ist es rauh bei jedem Schritt. Und: Was nachgibt und zugleich fest ist und im Unglück nicht niedersinkt, ein Bogen, Freund und eine Ehegattin von reinem Stamm sind schwer zu erlangen. Nicht auf die Mutter und Gattin, nicht den Bruder oder eigenen Sohn setzen die Menschen solch Vertrauen, wie auf einen treuen Freund. Wäre vom Geschick doch nur der Verlust meines Reichtums über mich verhängt gewesen! Warum ist nun aber auch mein Freund mir geraubt worden, der mir, dem vom Wege Müden, gleichsam als Ruheplatz diente? Es kann mir wohl ein anderer Freund zuteil werden, aber keiner, der dem Mantharaka gleicht. Denn es heißt auch: Angenehme Unterhaltung, Mitteilung von Geheimnissen und Erlösung aus Unglück sind der Freundschaft dreifache Frucht. Drum wird mir nach ihm nichts anderes Freund sein! Warum läßt nur der Schöpfer auf mich unaufhörlich Pfeile des Mißgeschicks regnen?! Warum zuerst der Verlust eines so großen Vermögens? Dann der Abfall meines Gefolges? Darauf die Auswanderung aus meinem Lande? Dann die Trennung von meinem Freund? - Aber nein! Es ist ja nur in Übereinstimmung mit dem Gesetz, welches über dem Leben sämtlicher Geschöpfe waltet. Denn es heißt auch: Den Leib bedrohen stets Leiden, das Glück täuscht einen Augenblick, und Bereinigung sowie Trennung ist das Los alles Körperlichen. Und so: Ist einer wund, fallen die Streiche zehnfach; kaum fehlt es an Brot, flammt des Magens Brennen auf; im

Mißgeschick brechen Feindschaften empor; gibt es einen Riß, häufen sich weitere Übel. Ach! Richtig hat einer gesagt: Eine Schutzwehr, wenn Unglück droht, ein Gefäß der Liebe und des Vertrauens - wer hat dies Kleinod geschaffen, das einsilbige Wörtchen: Freund?"

Mittlerweile kamen Chitranga und Laghupatanaka laut jammernd zu demselben Ort zurück. Da sprach Hiranyaka: „Ach! Wozu unnützes Klagen?! Solange unser Mantharaka noch nicht aus unserm Gesichtskreis entfernt ist, laßt uns an ein Mittel denken, ihn zu befreien! Denn man sagt auch: Wer in ein Unglück gefallen aus Betörung nur wehklagt, der vermehrt nur sein Unglück, aber endet es nimmermehr. Das einzige Mittel gegen Unglück nach der Lebenserfahrenen Spruch heißt: Seht zu, wie ihr es wegschafft! Und versinkt niemals im Kummer! Und ferner: Wenn man berät, alten Gewinn zu wahren und wie man sich neuen hinzuwerbe, oder wie man sich frei mache, wenn man in Unglück geriet, so ist dieses die beste Beratung.“

Nachdem sie dies gehört, sagte die Krähe: „Hm! Wenn du so meinst, so laß uns tun, was ich sagen werde. Chitranga soll auf den Weg gehen, den der Jäger einschlägt, sich irgendeinem Sumpf nähern, und an dessen Ufer hinfallen, als ob er leblos wäre. Ich werde mich dann auf seinen Kopf setzen und mit sanften Schnabelstößen hinein-picken, damit der böse Jäger ihn für tot hält und im Vertrauen auf meinen, meine Waffe bildenden Schnabel, Mantharaka auf die Erde wirft und des Wildes wegen angelaufen kommt. Währenddessen mußt du die gräsernen Gurte zerbeißen, damit Mantharaka so rasch als möglich in den Sumpf kommen kann.“

Chitranga sagte: „Ah! Diesen Rat hast du herrlich ausgedacht! Unser Mantharaka ist wahrhaftig so gut als wäre er schon frei. Man sagt auch: Gelingen oder Mißlingen ergibt sich aus des Geistes Macht. Diese Macht ist das Haupt für jedes Wesen; das wissen Weise, die Toren nicht. So wollen wir es denn so machen!“

Nachdem nun so geschehen, sah der Jäger den Chitranga auf die angegebene Weise mit der Krähe zusammen am Ufer eines seinem Wege nahen Sumpfes. Nachdem er ihn erblickt hatte, dachte er mit erfreutem Herzen bei sich: „Sicherlich ist das arme Wild, nachdem es mit dem bißchen Leben, das ihm geblieben war, das Netz zerrissen und mit Müh und Not sich in das Innere des Waldes geflüchtet hat, durch den Schmerz, den ihm die Fessel der Schlinge verursacht hatte, dort gestorben. Diese Schildkröte kann mir nicht weglaufen, da sie festgebunden ist. Drum will ich doch auch jenes mitnehmen!“

Nachdem er diese Betrachtung angestellt hatte, warf er die Schildkröte auf die Erde und lief nach der Gazelle. Mittlerweile zerbiß Hiranyaka mit den diamantgleichen Zähnen, welche seine Waffe sind, den Grasgürtel und Mantharaka machte sich mitten aus dem Gras heraus und kroch in den nahen Sumpf. Chitranga aber sprang auf, ehe ihn jener noch erreicht hatte, und machte sich mitsamt der Krähe auf die Flucht. Wie nun der Jäger erstaunt und voll Verdruß zurückkehrt, siehe da! so war währenddessen auch die Schildkröte auf und davongegangen.

Da setzte er sich auf den Boden und rezitierte folgende Strophe: „Dies schöne Wild, obgleich in Schlingen gefesselt, hast du mir dennoch entrissen, und auch die Schildkröte, die schon gefangen war, ist fürwahr! verloren durch deine Fügung. Von Hunger gepeinigt, irre ich im Wald umher ohne Weib und Kinder: Nur zu! Du Geschick! Tue was noch übrig! Auch darauf bin ich schon gefaßt.“

Nachdem er auf diese Weise vielfach gejammt hatte, ging er nach Hause. Sobald dieser Jäger nun soweit als möglich entfernt war, kamen auch jene alle: die Krähe, Maus, Schildkröte und Gazelle voll von der größten Freude an demselben See zusammen, umarmten sich, hielten sich für zum zweiten Mal geboren und brachten ihre Zeit mit großem Vergnügen damit zu, daß sie sich in der geselligen Unterhaltung an schönen Reden ergötzen.

Dies beherzige der Weise, erwerbe sich Freunde und betrage sich gegen seinen Freund aufrichtig. Denn man sagt auch: Wer auf Erden Freunde erwirbt und sich ohne Falschheit benimmt, der wird vereinigt mit diesen nie und nimmer zugrunde gehen.

Hier endet das zweite Buch, genannt „Erwerbung von Freunden“, dessen erste Strophe lautet:

Verständige, Kluge und Vielerfahrene erreichen, sogar mittellos, schnell ihr Ziel, wie die Krähe, Maus, Schildkröte und Gazelle.

## Drittes Buch - Krieg der Krähen und Eulen

Hier beginnt das dritte Buch, genannt „Der Krieg der Krähen und Eulen“, dessen erste Strophe ist folgende:

Vertraue nie früher bekämpften Feinden, und wenn sie auch Freundschaft mit dir geschlossen haben! Sieh, wie in Brand steht der Eulen Höhle, von Glut verzehrt, welche die Krähen schürten.



Es wird nämlich erzählt: In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt namens Mahilaropya. In deren Nähe ist ein Feigenbaum, reich an Zweigen und beschattet von einem überaus starken Blätterdickicht. Und da wohnte der König der Krähen namens Meghavarna (der „Wolkenfarbige“) mit seinem Gefolge von vielen Krähen. Dieser hatte sich eine Festung daselbst gebaut und brachte darin mit seinen Untertanen seine Zeit zu.

Gleicherweise wohnte nahebei in einer Berghöhle, die seine Festung war, der Eulenkönig namens Arimardana (der „Feindezermalmer“) mit seinem Gefolge von unzähligen Eulen. Und dieser kam in jeder Nacht herbei und umschweifte den Feigenbaum von allen Seiten, und wie der Eulenkönig irgendeine Krähe zu packen bekam, brachte er sie von alter Feindschaft beherrscht um und ging dann weg. Auf diese Weise wurde die Burg dieses Feigenbaums infolge des beständigen Angriffs durch ihn allmählich der Krähen beraubt. (siehe auch [MHB 10.1](#))

Das ist ja der Lauf der Welt. Denn es heißt: Wer voll Trägheit abwartet, wie eine Krankheit oder sein Feind sich ungestört ausbreiten, der wird ihr Opfer mit der Zeit. Und so: Wer nicht im ersten Augenblick Feind und Krankheit zu Boden schlägt, der wird am Ende ihr Opfer, wären ihm auch Leib und Macht noch so stark.

Da rief der König eines Tages alle Krähenminister zusammen und sprach: „Hört! Unser heftiger und mächtiger Feind kommt sobald die Nacht anbricht stets hervor und vollführt, dem Todesgott gleich, ein Morden unter den Unsrigen. Wie können wir ihn nun abwehren? Wir sehen ja bei Nacht nichts und kennen auch die Burg nicht, wohin er sich am Tage zurückzieht, um dahin zu gehen und ihn anzugreifen. Was ist also in dieser Lage auf angemessener Weise unter folgenden sechs Mitteln zu wählen: Friede, Krieg, Marsch, Abwarten, Schutzbündnis oder Doppelzüngigkeit? Dies überlegt und sagt rasch eure Meinung!“

Darauf sagten sie: „Majestät hat angemessen gesprochen, indem sie diese Frage vorgelegt hat. Man sagt ja: Selbst ungefragt soll ein Minister etwas sprechen. Doch wenn befragt, spreche er, was wahr und heilsam ist, mag es gefallen oder nicht. Wer gefragt, nicht guten Rat gibt, dessen Ausgang zur Freude gereicht, ist doch nur ein Feind, auch wenn er einem Schönredner und Wohlredner gleicht. Darum soll man, oh Erdenherrscher! des Rates pflegen insgeheim: Das ist das Mittel, durch welches sicherer Erfolg gewonnen wird.“

So fing König Meghavarna nun an, seine fünf auf ihn vererbten Minister mit Namen Udjivin, Sanjivin, Anujivin, Prajivin und Chirajivin („auflebend, zusammenlebend, nachlebend, vorlebend und langlebend“) je einzeln zu befragen. So fragte er denn zuerst unter ihnen den Udjivin: „Lieber! Was meinst du in dieser Lage?“

Dieser sprach: „Oh König! Mit einem Mächtigen soll man keine Feindschaft anfangen. Und dieser ist mächtig und macht seine Angriffe zur günstigen Zeit. Darum muß man sich mit ihm vertragen. Denn es heißt auch: Die dem Stärkeren sich beugen und bei gelegener Zeit losschlagen, von denen läßt das Glück nimmer, wie Flüsse nimmer rückwärts gehen. Und so: Verlassen soll man Rechtschaffene, Edle, Starke oder mit Brüdern fest Vereinte und sich dem Siegreichen verbinden, wäre er auch ein Feind. Selbst mit dem Schlechten mache Frieden, wenn du Lebensgefahr erkennst. Denn alles ist von dir gerettet, wenn dein Leben gerettet ist. Darum, weil dieser in vielen Kämpfen siegreich war, muß man sich vorzugsweise grade mit ihm vertragen. Man sagt auch: Wer in Freundschaft steht mit einem, der vieler Schlachten Sieger ist, dem werden durch dessen Macht rasch seine Feinde untertan. Friede begehre selbst mit Gleichen, denn der Sieg in der Schlacht ist zweifelhaft: Tue nichts, was Gefahr bringt! - Das ist das Wort Vrihaspatis (des Lehrers der Götter). Des Sieges Glück ist unsicher in den Schlachten der Kämpfenden: Drum schreite nimmer zum Kampf, ehe andre Mittel erschöpft sind. Wer aus Stolz sich nicht vertragen will, fiel oft durch seinesgleichen schon: Denn stoßen zwei ungebrannte Töpfe zusammen, so brechen sie beide entzwei. Mit einem Mächtigen kämpfen, bringt dem Ohnmächtigen den Tod, wie ein Stein, der einen Topf bricht, bleibt der Mächtige unversehrt.

Und ferner: Land, Freunde und Gold, die drei Dinge sind es, um die man Kriege führt. Wo von jenen nicht ein einziges vorhanden ist, da läßt sich keiner in einen Kampf ein. Der Löwe, der ein Mauseloch ausgräbt, das voll von kleinen Steinchen ist, verletzt entweder seine Klauen oder hat nur eine Maus zum Lohn. Wo also keine Frucht blüht und weiter nichts als böser Krieg droht, da soll man ihn nicht anregen, noch sich jemals darauf einlassen. Wird man von einem Stärkeren angegriffen, befolge man der Weide Brauch (sich biegsam zu beugen), wenn man sich des Glückes Erhaltung wünscht, aber niemals das Treiben der Schlange. - Denn der Weide Gebrauch folgend, gelangt man zu großem Glück: Doch wählt man der Schlange Treiben, dann verdient man nur den Tod. Schildkrötenartig zieht sich der Weise zusammen und erträgt Stöße selbst: Aber sowie die Zeit günstig ist, schießt er wie eine Schlange hervor. Und so: Wenn du in Krieg dich einließest, so ende ihn durch Friedfertigkeit: So entgehst du sowohl des Sieges Unstetheit als auch der Reue. Und so: Kein Gleichnis gibt's, das auswies, daß man mit Starken kämpfen muß. Denn eine Wolke nimmt niemals dem Wind entgegen ihren Lauf.“ So gab Udjivin den Rat, versöhnlich zu sein und Frieden zu machen.

Nachdem er aber dieses gehört, sprach der König zu Sanjivin: „Lieber! Auch deine Meinung wünsche ich zu hören.“ Dieser sagte: „Majestät! Mir gefällt es nicht, daß man mit einem Feind Frieden schließe. Denn man sagt auch: Mit einem Feind schließe kein Bündnis, auch wenn er noch so freundlich ist: Denn Wasser, auch wenn es ganz heiß ist, löscht dennoch das Feuer aus. Überdies ist dieser Feind grausam und unersättlich und ohne alles Gefühl für Recht. Darum vor allen darfst du keinen Frieden mit ihm schließen. Denn man sagt auch: Wer weder Treue noch Recht kennt, mit solchem schließe keinen Bund! Auch fest verbunden, wird er plötzlich treulos sein aus Schlechtigkeit. Deshalb muß Krieg mit ihm geführt werden. Dies ist meine Meinung. Denn man sagt auch: Ein böser, gieriger, nachlässiger, falscher, sorgloser, feiger, unbeständiger, törichter oder kampfverachtender Feind ist mit leichter Mühe vernichtbar.

Außerdem sind wir es, die Unbill von ihm erlitten haben. Wenn wir nun von Frieden sprechen, dann wird er noch mehr seine unersättliche Wut zeigen. Man sagt auch: Bei einem Feind, wo nur Gewalt hilft, da schadet nur Friedfertigkeit: Welcher Verständige gießt Wasser auf einen, der im Fieber schwitzt? Friedfertige Worte entflammen einen zornvollen Feind noch mehr, gleichwie die Wassertropfen, die man plötzlich in heißes Fett spritzt.

Wendet man aber ein „Der Feind ist mächtig!“, so ist auch das unvernünftig. Denn man sagt auch: Ein kleiner, welcher tatkräftig einen großen Feind vernichtet, ist wie der mutige Löwe, der die Oberherrschaft vom Elefanten erringt. Mit List zu schlagen sind Feinde, die man nicht mit Gewalt schlagen kann, gleichwie Kichaka von Bhima in Frauentracht erschlagen wurde (siehe [MHB 4.22](#)). Und so: Wer sich dem Feind ausliefert, der liefert sich dem Gott des Todes aus: Denn einem Grashalm gleich gilt dem Feind, wer um Erbarmen fleht. Vor wessen Macht nicht andere Macht hinschwindet, wozu hat er - umsonst geboren! - der Mutter Jugendglanz geraubt? Fortuna, wenn sie nicht strahlt in Rosen aus Feindesblut, befriedigt nie und niemals der Klugen Sinn, wäre sie noch so schön. Wes Fürsten Boden nicht von Feindesblut feucht ist sowie vom Naß der Augen seiner Frauen, welchen Ruhm hat dessen Leben eingebracht?“ So gab Sanjivin den Rat zum Krieg.

Nachdem er dies gehört, fragte der König den Anujivin: „Lieber! Tue auch du deine Meinung kund!“ Dieser sagte: „Majestät! Dieser Bösewicht ist überaus stark und ruchlos. Deshalb ist weder Friede noch Krieg mit ihm angemessen. Hier paßt nur Marsch. Denn man sagt auch: Wer aufgebläht von Machtfülle, schlecht ist und keine Tugend kennt, dem sei man weder Freund noch Feind: Nur Marsch ist da empfehlenswert. Zwei Arten gibt es von Märschen: Der Rückzug des der Gefahr Bewußten oder der Angriff des Siegesgierigen. Dem Siegesgierigen wird einzig der dritte oder neunte Mond (März oder Oktober) zum Marsch gelobt mit kriegstüchtigem Heere in seines Feindes Land. Läßt der Feind sich aber überfallen, liegt in Mißgeschick oder bietet Blöße dar, ist jede Zeit zum Angriff recht. Nachdem er seine Stadt durch treue und starke Krieger gesichert hat, ziehe er in Feindes Land. Doch vorher sei es von Spähern wohl erforscht. Denn wer in des Feindes Land zieht, ohne Proviant, Freunde, Wasser und Futter zu kennen, kehrt nimmer in sein eignes Gebiet zurück. Drum ist es für dich angemessen, einen Rückzug zu machen: Daher weder Friede noch Krieg mit diesem mächtigen Bösewicht! Übrigens bedienen sich die Verständigen des Rückzugs als Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Denn man sagt auch: Wenn der Widder zurückweicht, so ist es, um zuzustoßen, selbst der Löwe zieht sich zusammen, um wütend zuzuspringen: Die im Herzen Feindschaft bergen und geheimen Rat pflegen, diese Klugen ertragen alles, aber setzen es in Rechnung.

Und ferner: Wer angesichts eines mächtigen Feindes aus seinem Heimatland zieht, erlangt gleichwie Yudhishtira sein Land zurück, sofern er lebendig bleibt. Der Schwache, der sich überhebend den Kampf mit einem Stärkeren wagt, führt nur herbei, was dieser wünscht und dazu noch seines Hauses Untergang. Drum, wenn einer von einem Starken angegriffen wird, so ist das die Zeit zum Rückzug, nicht aber zu Frieden oder Krieg.“ So riet Anujivin zum Rückzug.

Als er aber dessen Rede gehört, sprach der König zu Prajivin: „Lieber! Sag auch du deine Meinung!“ Dieser antwortete: „Majestät! Mir gefällt keines von allen dreien, weder Friede noch Krieg oder Rückzug. Ich bin vor allem anderen für Abwarten. Denn man sagt auch: Bleibt das Krokodil im Wasser, bändigt es schließlich den

Elefanten selbst. Doch verläßt es seine Wohnung, unterliegt es dem Hund sogar. Und ferner: Wen ein Mächtiger angreift, der bleibe sorglich in seiner Burg. Von dort möge er die Freunde anrufen, daß sie ihn befreien. Wer, sobald er des Feindes Anmarsch hört, mit furchterschrecktem Sinn aus seinem Heimatland flüchtet, der wohnt niemals wieder drin. Wie eine Schlange ohne Zähne oder ein brunstloser Elefant, so ist ein landloser König ein leichtes Spiel für alle Welt. Ein einziger Mann sogar, bleibt er an seinem Ort, wehrt hundert ab: Drum soll er selbst vor mächtigen Feinden aus seinem Orte nimmer fliehen. Drum festige deine Festung mit Heer und Freunden wohlversehen, geschützt von Mauern und Gräben, mit Schwert und ähnlichem gefüllt, und bleibe stets in ihrer Mitte, zum Kampf entschlossen. So erlangst du lebend der Welt Enden; fällst du aber, gehört dir das Paradies. Sind sie an einem Ort vereint, fallen Schwache sogar durch Starke nicht; gleichwie dicht stehende Pflanzen dem gewaltigen Sturm trotzen. Den größten Baum, wenngleich ringsum festgewurzelt, vermag des Sturmwindes Brausen niederzuschmettern, wenn er allein steht. Die Bäume aber, die vereint, ringsum wohl festgewurzelt stehen, zerschmettert auch ein Sturmwind nicht, weil sie einander Stütze sind. Drum halten die Feinde einen einzelnen Mann, wäre er auch mit Heldenmut begabt, für eine leichte Beute und tun ihm darum Unbill an.“ So war denn Prajivins Rat das, was man „Abwarten“ nennt.

Nachdem er dies gehört, sprach der König zu Chirajivin: „Lieber! Sag auch du deine Meinung!“ Und dieser sagte: „Majestät! Mir gefällt unter den sechs Arten das Schutzbündnis. Darum möge für ein solches gesorgt werden! Denn man sagt auch: Ein Mächtiger, selbst wenn er tüchtig ist, was kann er ohne Helfer tun? Wenn Feuer brennt, wo kein Wind ist, dann geht es durch sich selber aus. Verbindung ist das Heilsamste für den Mann, zumal mit Freunden: Gedeiht doch selbst das Reiskorn nicht, verliert es auch die Hülse nur. Deswegen mußst du hier bleiben und ein Schutzbündnis mit irgendeinem Mächtigen schließen, der dir Hilfe gegen Mißgeschick gewährt. Wenn du dagegen deinen Ort verläßt und anderswohin gehst, dann wird dir niemand auch nur mit einem Worte Hilfe gewähren. Denn es heißt auch: Wenn das Feuer im Wald wütet, dann ist der Wind sein treuer Genosse; doch derselbe löscht die Lichter aus: Denn wer ist eines Schwachen Freund?

Doch heißt das nicht bloß, daß man ein Schutzbündnis mit einem Starken suche; auch ein Bündnis mit Schwachen dient zum Schutz. Denn man sagt auch: Wie ein Schilfrohr mit anderen vereint stark und durch die übrigen geschützt, nicht zerbrochen werden kann, so auch ein Fürst, selbst wenn er schwach ist. Wenn dagegen ein Bündnis mit dem Besten stattfindet, so ist natürlich darüber kein Wort zu verlieren. Denn es heißt ja: Vereint mit einem Hochmächtigen, wem gewährt dieser nicht hohen Glanz? Ein Wassertropfen im Lotusblatt erreicht die Herrlichkeit einer Perle. So ist ohne ein Schutzbündnis an keine Hilfe zu denken. Deshalb ist ein Schutzbündnis zu schließen. Dies ist meine Meinung.“ So war der Rat des Chirajivin.

Nachdem nun so gesprochen war, verbeugte sich Meghavarna vor dem langjährigen Minister seines Vaters, dem hochbegabten tiefen Kenner aller Lehren der Lebensklugheit, Sthirajivin („überlebend“) mit Namen, und sprach zu ihm: „Vater! Daß ich diese bislang befragt habe, obgleich du zugegen bist, das geschah, damit du prüfst und nachdem du alles gehört hast, sagst, was angemessen ist: Jetzt mögest du mir raten, was passend ist.“ Jener sagte: „Kind! Was alle diese Minister gesagt haben, ist in den Schriften über Lebensklugheit begründet. All dieses ist in der Tat von Nutzen,

wenn es zu seiner Zeit paßt. Allein dies ist die Zeit für einen doppelzüngigen Zustand. Denn man sagt auch: Gegen einen böartigen und mächtigen Feind sei mißtrauisch immerfort, einen Doppelzustand wählend, der Krieg zugleich und Friede ist. So wird der Feind, wenn man ihm Vertrauen einflößt, selbst aber mißtrauisch bleibt, und indem man seine Habsucht reizt, mit leichter Mühe ausgerottet. Man sagt auch: Selbst den Feind, den er ausrotten will, stärkt manchmal der kluge Mann: Husten vermehrt man durch Zucker, und diese Vermehrung heilt ihn leicht. Und so: Der Mann, der gegen Frauen, Feinde, böse Freunde und vorzugsweise gegen Dirnen nicht zweizüngig ist, mit dem ist es aus in dieser Welt. Gegen die Götter, Brahmanen und gegen seine Lehrer auch möge man treuherzig handeln, bei anderen gilt es, zweizüngig zu sein. Treuherzigkeit ist stets preiswert bei Büßern frei von Weltlichkeit, aber nie bei Leuten, die weltliches Glück suchen, am wenigsten bei Königen. Drum wird es dir sicher gut ausgehen, wenn du einen Doppelzustand anwendest. Der Feind, von Habsucht beherrscht, wird dich nicht vernichten. Und wenn du dann irgendeine Blöße an ihm siehst, so wirst du hingehen und ihn schlagen.“

Meghavarna sagte: „Vater! Mir ist sein Aufenthaltsort unbekannt. Wie werde ich nun eine Blöße an ihm erkennen können?“ Sthirajivin sagte: „Kind! Durch Kundschafter werde ich nicht bloß seinen Wohnort, sondern auch seine Blöße offenbar machen. Man sagt auch: Durch ihren Geruch sehen Kühe, Brahmanen durch die heilige Schrift, Könige sehen durch Kundschafter, die übrigen durch ihre Augen. Und in Bezug hierauf hat man auch folgenden Spruch: Ein König, der durch Kundschafter auf seiner und vor allem auf Feindes Seite die Hilfsmittel kennt, der leidet kein Mißgeschick.“

Meghavarna sagte: „Vater! Was nennt man Hilfsmittel und wieviel gibt es derer? Welcher Art sind ferner die geheimen Kundschafter? Alles das mögest du uns zu wissen geben!“ Dieser antwortete: „In Bezug hierauf hat der erhabene Narada zum König Yudhishtira gesagt: «Auf Feindes Seite sind achtzehn Hilfsmittel, auf der eignen fünfzehn. Diese muß man durch je drei geheime Spione kennenlernen. Hat man sie erkannt, so ist man Herr auf seiner eigenen, als auch auf des Feindes Seite.» Und in Bezug darauf hat der weise Narada zu Yudhishtira gesagt: Hast du die achtzehn Hilfsmittel auf Feindes und die fünfzehn auf eigener Seite wohl erkundet, durch drei Spione jegliche? (siehe [MHB 2.5](#))

Durch das Wort «Hilfsmittel» wird hier eine brauchbare Sache bezeichnet: Wenn diese nun schlecht ist, so dient sie ihrem Herrn zum Verderben. Wenn sie dagegen sehr gut ist, so dient sie zum Heil des Fürsten. So auf Seiten des Gegners: der Minister, der Hofpriester, der Heerführer, der Kronprinz, der Türsteher, der Aufseher des Harems, der die Anordnungen Erteilende, der die Versammlungen Bildende, der Vorführende, der Anweisende, der Berichterstatter, der Gesellschafter, die Oberaufseher über die Pferde, die Elefanten und den Schatz, der Gouverneur der Burg, der Oberdiener und der Forstmeister - werden diese Verräter, so ist der Feind rasch bemeistert. Auf der eignen Seite: die Mutter, die Gemahlin, der Haremsdiener, der Gärtner, der Betthüter, der Oberaufseher der Kundschafter, der Astrologe, der Arzt, der Wasserschenk, der Betelträger, der Lehrer, der Leibwächter, der Hausmeister, der Sonnenschirmträger und die weibliche Dienerin - vermittelst deren Feindschaft kommt Verderben. Daher auch: Ärzte, Lehrer und Sterndeuter sind die besten Späher im eignen Part, wie versoffene Schlangenbeschwörer im Feindesland alles erkunden können.“

Meghavarna sprach: „Vater! Aus welchem Grunde gibt es eine solch tödliche Feindschaft zwischen allen Krähen und Eulen?“ Dieser antwortete: „Kind! Einst vor Alters kamen alle Vögel, die Gänse, Kraniche, Papageien, Kuckucke, Pfauen, Eulen, Tauben, Rebhühner, Dohlen, Geier, Lerchen, Spechte und die übrigen zusammen und fingen an, voll Unruhe miteinander zu beratschlagen: «Ach! Der Garuda (das Reittier von Vishnu) ist zwar unser König, allein er dient nur dem Vishnu und kümmert sich um uns nicht im geringsten. Was hilft uns also dieser unnütze Gebieter, der uns keinen Schutz gewährt, die wir durch die Schlingen und Netze der Jäger und anderes Mißgeschick in Angst gesetzt werden? Denn es heißt ja: Dem nur soll man allein dienen, der einen unerschrocken nach jeglichem Verlust stets wieder erneut, gleichwie die Sonne den Mond. Jeder andere Gebieter ist es nur dem Namen nach. Es heißt auch: Selbst Gerechte, Hochsinnige und sonnengleich Lichtäugige trennen sich leicht, gleichwie Fische, wenn der König stumpfsinnig ist. Wer als ihr Herrscher nicht die angstvollen, unter den Feinden stets leidenden Untertanen beschützt, der ist wahrlich der Todesgott. Die folgenden sechs soll ein Mann fliehen, wie im Wasser ein leckes Schiff: einen Lehrer, der schlecht redet; einen Priester, der nicht studiert; einen König, der nicht beschützt; eine Gattin, die lieblos spricht; einen Hirten, der gern im Dorf weilt; und einen Barbier, der gern im Wald ist. Dieses beherzigend, laßt uns irgendeinen andern zum König der Vögel machen!“

Darauf sagten sie alle, indem sie die stattlich geformte Eule betrachteten: «Die Eule da soll unser König sein! So mögen denn alle zur Königssalbung nötigen Gegenstände in trefflichster Fülle herbeigebracht werden!» Nachdem alsdann Wasser von verschiedenen heiligen Wallfahrtsorten herbeigeht, eine Menge von hundertundacht Wurzeln und anderes aufgehäuft war, nachdem ferner der Thron aufgerichtet und eine Erdenrund gefertigt war, auf welcher die sieben Inselkontinente samt den Meeren und Bergen abgebildet waren, nachdem ein Tigerfell ausgebreitet, goldene Kelche mit fünf Zweigen, Blumen und Körnern gefüllt waren, Gegenstände von glücklicher Vorbedeutung, wie Spiegel und so weiter, bereitgemacht waren, während die des Vedenvortrags Kundigsten, unter den Lobsängern besten Priester feierlich deklamierten, während ein Chor junger Mädchen die trefflichsten Segenslieder sang, nachdem ein Körnergefäß vorher gerüstet war, welches weißen Senf, geröstetes Korn und Gorojana (eine gelbe Farbe aus dem Urin der Rinder) gemischt enthielt, und mit Blumen, Muscheln und so weiter verziert war, nachdem die Zeremonie der Waffenweihe und was dazu gehört vollzogen war und die glückverkündenden Instrumente laut schmetterten, da kam - eben als die Eule, um gesalbt zu werden, sich auf den Thron niedergelassen hatte, welcher in der Mitte einer mit Kuhdünger und ähnlichem geschmückten Halle aufgerichtet war - irgendwoher eine Krähe in die Versammlung, ihre Ankunft mit schauerlichem Krächzen anzeigend. Diese dachte: «Ach! Was hat diese hochfeierliche Zusammenkunft aller Vögel zu bedeuten?» Die Vögel aber sprachen bei ihrem Anblick zueinander: «Aha! Da läßt sich der schlaueste der Vögel, die Krähe, hören! Man sagt ja: Bei Menschen ist der Bartscherer, unter Vögeln die Krähe der Schelm, unter Beißern ist es der Fuchs, unter Mönchen der Bettelmönch. Drum muß auch ihr Wort gehört werden! Man sagt auch: Ratschläge, welche vielfach mit vielen Weisen überlegt, ausgedacht und erwogen sind, die scheitern nie und nimmermehr.»

Als nun die Krähe herangekommen war, sprach sie zu ihnen: «He! Was hat diese überaus feierliche Zusammenkunft von Edlen zu bedeuten?» Die Vögel sagten: «Hm! Die Vögel haben keinen König. Deswegen ist von allen Vögeln der Beschluß gefaßt,

diese Eule zum König des gesamten Federvolks zu salben. Drum gib auch du deine Meinung ab! Du kommst grade zur rechten Zeit.» Da sagte die Krähe spottend: «Ha! Das ist nicht passend, daß während die trefflichsten Vögel existieren wie Pfaue, Flamingos, Kuckucke, Brahmanen-Enten, Papageien, Waldtauben, Kraniche und andre, diese (tagblinde) Eule mit dem schreckerregenden Gesicht zum König gesalbt werden soll. Damit kann ich nicht übereinstimmen. Denn krummnasig und schief-äugig, böß und grauenhaft sieht sie schon aus, sogar wenn sie nicht wütet, wie erst, wenn sie in Zorn gerät? Wenn wir die von Natur aus schreckliche, furchtbare, grausame und abscheuliche Eule zu unserm Herrn machen, welches Heil kann uns daraus entstehen? Außerdem ist ja der Sproß der Vinata (Garuda) unser Herr, wozu also diese (tagblinde) Eule zum König machen? Selbst wenn sie gute Eigenschaften besäße, würde es doch nicht zu billigen sein, wenn wir noch einen andern zum Herrn machten, da wir schon einen haben. Denn man sagt auch: Ein einziger und machtvoller Herr der Erde gereicht zum Heil; denn wie die vielen Sonnen am Weltende, bringen viele Herrn nur Mißgeschick. Ferner werdet ihr durch den bloßen Namen von jenem (Garuda) für eure Feinde unüberwindlich sein. Man sagt ja: Wenn ein fähiger Fürst gewählt wird, der nur den Namen eines Ehrwürdigen trägt, gelangen jene, die vorher litten, augenblicklich zu Wohlergehen. Und so: Durch die Klugheit der Hochsinnigen wird das höchste Glück gewonnen, durch eines Hasen Ratschläge leben die Häschen alle vergnügt.»

Da fragten die Vögel „Wie war das?“, und die Krähe erzählte:

### 1. Erzählung - Der schlaue Hase

In einer gewissen Waldgegend wohnte ein großer Elefant, der Herdenkönig Chaturdanta („mit vier Zähnen“). Da kam einst viele Jahre lang eine große Dürre, durch welche sämtliche Pfützen, Teiche, Sümpfe und Seen austrockneten. Da sprachen nun alle Elefanten zu diesem Elefantenkönig: „Majestät! Die jungen Elefanten leiden vor Durst, einige sind wie tot und andre schon gestorben. Drum laß uns ein Wasserbassin suchen, wo sie durch einen Wassertrunk genesen können!“ Darauf wurden von ihm in alle acht Weltgegenden Diener von feuriger Schnelligkeit entsandt, um Wasser zu suchen. Die, welche nach Osten gegangen waren, erblickten einen See namens Chandrasaras („Mondsee“), welcher mit Gänsen, Enten und andern Wasservögeln geschmückt und von vielen Bäumen geziert war, welche sich unter ihren Blüten und Früchten beugten.



Nachdem sie ihn gesehen, umringten sie ihren Herrn voll Freude, verbeugten sich und sagten: „In ferner Gegend mitten im Lande ist ein großer See, welcher vom Wasser der unterirdischen Ganga stets übervoll ist. Drum laß uns dahin gehen!“ Nachdem dies geschehen war, erreichten sie den See nach einem Marsch von fünf Nächten. Da badeten sie sich nun nach Lust in diesem Wasser und verließen es, als die Sonne unterging. Doch rings um diesen See waren im sehr weichen

Boden unzählige Hasenlöcher, und diese wurden sämtlich von den Elefanten, welche hier und dort umherschweiften, zertrampelt, und vielen Hasen wurden Beine, Kopf und Hals zerquetscht; einige wurden getötet, andre kamen eben mit dem Leben davon. Nachdem sich die Elefantenherde darauf entfernt hatte, so kamen all diese

Hasen, deren Wohnungen von den Füßen der Elefanten zerstampft waren, einige mit gebrochenen Beinen, andere bluttriefend mit zerrissenen Leibern, andere, denen die Kinder umgekommen waren, mit tränenerfüllten Augen voll Angst zusammen und pflögen Rat miteinander: „Ach! Wir sind verloren! Diese Elefantenherde wird immer wiederkommen, denn anderswo ist kein Wasser. Das wird für uns alle der Tod sein! Denn man sagt auch: Die Schlange tötet durch ihren Atem; der Elefant was er berührt; mit einem Wink vernichtet der König und mit List der Bösewicht. Drum laßt uns ein Mittel zur Abwehr bedenken!“

Da sagten denn einige: „Wir wollen das Land aufgeben und gehen. Denn man sagt auch: Für die Familie verlaß den einzelnen, für die Gemeinde die Familie, für das Land verlaß die Gemeinde, und die Erde wegen deiner selbst. Selbst ein glückliches, stets Früchte spendendes und Vieh vermehrendes Land sollte ein König unbedenklich verlassen, wenn es sein Leben fordert!“

Darauf sagten andere: „Ach! Dieser von den Ahnen auf die Väter vererbte Ort kann nicht so plötzlich aufgegeben werden. Drum möge irgendein Schreckmittel erfunden werden, damit sie, so Gott will, ganz und gar nicht wiederkommen. Denn man sagt auch: Selbst eine Schlange, die kein Gift hat, erhebe dennoch hoch die Haube: Gift oder kein Gift, der Haube Prunk erregt bereits Grauen.“

Da sagten andre: „In diesem Fall gibt es etwas, was als großes Schreckmittel dienen kann, so daß sie nicht wiederkommen, nämlich daß unser König, ein Hase namens Vijayadatta („der Siegebende“) in der Scheibe des Mondes wohnt (siehe [MHB 12.343](#)). Aber bei diesem Schreckmittel kommt es auf einen geschickten Boten an. Drum möge irgendein Lügenbote zu dem König der Herde gesandt werden! Der muß ihm sagen: «Der Mond läßt dir verbieten, zu diesem See zu gehen! Denn ringsum diesen See wohnen meine Untertanen.» Wenn ihm dieses auf eine Weise, welche ihm Glauben einflößt, vorgetragen wird, so hört er vielleicht auf.“

Darauf sagten andere: „Wenn es sein soll, so ist da ein Hase namens Lambakarna („Langohr“), der ist beredt und weiß, was ein Gesandter zu tun hat. Den laßt uns nach dem See schicken! Denn man sagt auch: Ein stattlicher, nicht habsüchtiger, beredter und lehrenkundiger Mann, der für die Pläne des Feindes unzugänglich ist, das ist ein für Fürsten guter Mann. Und andererseits: Wer sich wendet an habgierige, törichte und absonderlich lügnerische Palastkammerer, dessen Sache gelinget nicht. Drum laßt ihn uns aufsuchen, ob er auf unsre Rede hingehen will!“ Da sagten auch andere: „Ah! Das ist passend gesprochen! Es gibt kein anderes Mittel, unser Leben zu retten. Das laßt uns tun! Lambakarna soll aufgesucht werden und der Bote sein!“

Nachdem so geschehen war, machte sich Lambakarna auf den Weg zu den Elefanten, und als er den obersten Gebieter der Elefanten, von Tausenden von Herdenfürsten umgeben, auf dem Weg zu ebendiesem Teiche erblickt hatte, dachte er: „Es ist nicht möglich, daß unsereins mit jenem eine Zusammenkunft habe. Denn «Es tötet der Elefant, was er berührt!», wie man zu sagen pflegt. Deswegen muß ich mich auf alle Fälle auf einem uneinnehmbaren Platz vor ihm sehen lassen!“ Nachdem er so überlegt hatte, stieg er auf einen sehr hohen unerreichbaren Ort und sprach dann zu dem König der Herde: „He! He! Du böser Elefant! Warum kommst du so mit unbedachtem Leichtsinne zu diesem fremden See? Kehre deshalb von hier wieder zurück!“

Nachdem er dies gehört, sagte der Elefant ganz verwundert: „He! Langohr, wer bist du?“

Jener antwortete: „Ich bin der Hase, Vijayadatta mit Namen, welcher in der Scheibe des Mondes wohnt. Jetzt bin ich vom erhabenen Mond zu dir als Bote gesandt. Du weißt selbst, daß ein Gesandter, welcher die Wahrheit spricht, unverletzlich ist. Denn alle Könige bedienen sich der Gesandten als ihres Mundes. Man sagt ja: Auch mitten im Schwertgeklirr, selbst wenn die Freunde ringsum fallen, ist ein Gesandter unverletzlich und spräche er auch harte Worte. Ich spreche hier zu dir auf Befehl des Mondes: «Wie in aller Welt kommen Geschöpfe dazu, ohne den Unterschied zwischen sich und anderen zu erwägen, anderen Unbill zuzufügen soviel sie können? Denn es heißt ja: Wer von Torheit voll, ohne seine und seines Feindes Stärke und Schwäche zu Rat zu ziehen, zu Werke geht, der begehrt nach Mißgeschick.“

Nachdem er dies gehört, sagte der Elefant, weil die Rede auf eine Glauben einflößende Weise vorgetragen war: „Hm, Hase! So verkünde denn den Befehl des erhabenen Mondes, damit ich ihn rasch ausführe!“ Dieser antwortete: „Du hast am verflossenen Tage dadurch, daß du mit der Herde hierher gingst, eine große Anzahl Hasen getötet. Weißt du denn nicht, daß ich, weil diese meine Untertanen sind, in der Welt ehrfurchtsvoll «Der den Hasen zum Zeichen Habende» genannt werde? Wenn dir also dein Leben lieb ist, so darfst du selbst aus Not zu diesem See nicht wieder zurückkehren. So lautet sein Befehl. Wozu also viele Reden? Wenn du von diesem Treiben nicht abläßt, so wirst du schweres Leid von mir erfahren. Wenn du aber noch heutigen Tages abläßt, so soll dir eine große Auszeichnung zuteil werden: Denn durch mein Licht soll dein und deines Gefolges Körper zunehmen und ihr sollt vergnügt in diesem Wald umherstreifen, und tun, was euch beliebt. Andernfalls aber halte ich meine Strahlen so, daß dein und deines Gefolges Körper von Hitze verzehrt werden und du zugrunde gehst.“

Der König der Elefanten, als er dies gehört, überlegte lang mit sehr bewegtem Herzen und sagte alsdann: „Lieber! Es ist wahr, daß ich mich gegen den erhabenen Mond vergangen habe. Ich werde mich ihm jetzt nicht widersetzen. Drum zeige mir rasch einen Weg, welchen ich einzuschlagen habe, um den Erhabenen zum Verzeihen zu bewegen.“

Der Hase sagte: „Komm ganz allein, indem ich ihn dir zeige!“ Der Elefant sagte: „Wo befindet sich aber jetzt der erhabene Gebieter, der Mond?“ Jener sprach darauf: „Steht er nicht hier im See und ist gekommen, um die noch übrigen Hasen, welche von deiner Herde in Schrecken gesetzt sind, wieder aufzurichten? Mich dagegen hat er zu dir geschickt.“ Der Elefant sagte: „Wenn es sich so verhält, so zeige mir meinen Herrn, damit ich ihm meine Ehrfurcht erweise und dann anderswo hingehle!“ Der Hase sprach: „Gut! Komm mit, du ganz allein, damit du eine Zusammenkunft mit ihm hast.“

Nachdem so geschehen war, führte ihn der Hase zum Anbruch der Nacht weg, stellte ihn ans Ufer des Sees, zeigte ihm die Scheibe des Mondes in der Mitte des Wassers und sagte dazu: „Hier steht unser Herr in der Mitte des Wassers in tiefe Andacht versunken: Verehere ihn demütig und dann entferne dich schleunig! Wo nicht, dann wird er wegen der Störung in seiner Andacht von neuem in gewaltigen Zorn gegen dich geraten.“

Darauf streckte der Elefant seinen Rüssel ins Wasser und murmelte dabei ein stilles Gebet. Als aber dadurch das Wasser in Bewegung gesetzt ward, zitterte die Mondscheibe hin und her, als ob sie auf einem Wagen säße, und er erblickte Tausende von Monden. Da wandte sich Vijayadatta aufs trefflichste den Erschrockenen spielend ab

und sprach zu dem Elefantenkönig: „Majestät! Unglück über Unglück! Du hast den Mond zwiefach erzürnt!“ Jener fragte: „Aus welchem Grunde ist der erhabene Mond gegen mich so aufgebracht?“ Vijayadatta antwortete: „Weil du dies Wasser berührt hast.“

Da legte der Elefant seine Ohren an, erwies mit zur Erde gebeugtem Haupte dem erhabenen Mond seine Verehrung und bat ihn um Verzeihung. Alsdann sprach er wiederum zu Vijayadatta: „Lieber! Bewirke in meinem Namen durch alle möglichen Mittel, daß der erhabene Mond gnädig gegen mich gestimmt werde. Dann werde ich nicht wieder hierher zurückkommen.“ Darauf verbeugte sich der Elefant mit vor Furcht zitterndem Herzen und machte sich auf den Rückweg. Die Hasen aber lebten von diesem Tage an mit allem, was zu ihnen gehörte, vergnügt in ihren Wohnplätzen.

Daher sage ich: Durch die Klugheit der Hochsinnigen wird das höchste Glück gewonnen, durch eines Hasen Ratschläge leben die Häschen alle vergnügt. - Außerdem macht keiner, dem sein Leben wirklich lieb ist, einen Gemeinen, Trägen, Schlechten, Lüsten Ergebenen, Undankbaren oder törichte Fragen Stellenden zu seinem Gebieter. Es heißt auch: Der Hase und Kapinjala (ein Sperling), wählten den Bösewicht zum Richter, weil sie auf das Recht ihres Entscheids pochten und kamen alle beide um.“

Da fragten die Vögel „Wie war das?“, und die Krähe erzählte:

## 2. Erzählung - Die Katze als Richter zwischen Sperling und Hase

In einer gewissen Waldgegend wohnte ich selbst einst auf einem großen Feigenbaum. Darunter nistete in einer Höhlung desselben ein Sperling mit Namen Kapinjala. Da brachten wir beide die Zeit damit zu, daß wir stets um Sonnenuntergang zusammenkamen, uns mannigfach schön unterhielten, die alten Taten der Götterweisen, Königsweisen und Priesterweisen rühmten und uns die vielen Wunderdinge erzählten, welche wir auf unsern Wanderungen gesehen hatten, und so genossen wir das höchste Vergnügen.

Da ging einstmals Kapinjala seines Lebensunterhalts wegen mit andern Sperlingen nach einem Ort, wo sich viel reifer Reis befand. Als er von da selbst zur Nachtzeit nicht zurückkehrte, dachte ich mit Angst im Herzen und betrübt durch den Schmerz, von ihm getrennt zu sein: „Ach! Warum ist Kapinjala heute nicht zurückgekehrt? Wurde er in einer Schlinge gefangen? Oder ist er gar getötet worden? Wenn er wohlbehalten wäre, würde er auf keine Weise ohne mich die Zeit verbringen.“ In solchen Gedanken gingen mir viele Tage hin. Da kam einst mit Sonnenuntergang ein Hase namens Sighraga („Schnellläufer“) und besetzte diese Höhle. Ich aber, da ich alle Hoffnung auf Kapinjala aufgegeben hatte, verbot es ihm nicht.

Doch eines Tages kam Kapinjala, vom Reisfressen dick und fett geworden und seiner Heimat gedenkend, wieder dahin zurück. Sagt man ja doch mit Recht: Sogar im Himmel wird keine solche Freude dem Sterblichen, als in dem eignen Land, Ort und Haus, selbst wenn man dort arm ist. Als er aber in der Höhle des Feigenbaums das Häschen sitzen sah, sprach der Sperling zornig: „He! Häschen! Das ist nicht recht von dir gehandelt, daß du in meine Wohnung gezogen bist. Drum mach rasch, daß du wegstommst!“ Das Häschen aber sagte: „Tor! Dies ist nicht dein Haus sondern grade das meinige. Warum erlaubst du dir also in lügnerischer Weise grobe Worte?

Mach du, daß du rasch davon kommst! Wo nicht, so ist es aus mit dir!“ Der Sperling aber sagte: „Wenn du so meinst, so sollen die Nachbarn gefragt werden. Denn es heißt ja: Für Brunnen, Teich und Zisternen, wie Häuser und Lustgärten auch, gilt als Beweis der Nachbarn Versicherung, wie Manu lehrt. Und so: Doch wenn ein Rechtsstreit entsteht über streitiges Land und Feld, Brunnen, Boden oder Lustgärten, dann gilt der Nachbar als Beweis.“ Darauf sagte der Hase: „Tor! Kennst du nicht den Spruch des Gewohnheitsrechts, welcher sagt: Hat wer öffentlich zehn Jahre Felder und ähnliches in Besitz, dann ist nur der Besitz Richtschnur, und es gelten weder Schriften noch Zeugen. Ebenso wenig, du Tor! Hast du Naradas Urteil gehört: Für den Menschen gilt als Richtschnur zehn Jahre dauernder Besitz, für die Vögel und Vierfüßler die Zeit, seitdem sie drin gehaust. Demnach gehört dies Haus von Rechts wegen mir, nicht dir.“ Darauf sagte Kapinjala: „Hm! Wenn du dich nach dem Rechte richten willst, so gehe mit mir, damit wir einen Rechtsgelehrten befragen. Wem dieser das Haus von Rechts wegen zuspricht, der möge es in Besitz nehmen.“

Nachdem so geschehen, machten sie sich auf den Weg, um ihren Prozeß zu verfolgen. Ich aber dachte: „Was wird da herauskommen? Den Prozeß muß ich mir ansehen!“ Darauf ging ich aus Neugierde hinter ihnen her. Nachdem sie noch nicht weit gegangen waren, fragte das Häschen den Kapinjala: „Lieber! Wer soll denn über unseren Prozeß entscheiden?“ Dieser antwortete: „Sollte es nicht die Katze namens Dadhikarna („Milchhohr“) sein, welche auf einer Insel der erhabenen Ganga lebt, die durch das Zusammenschlagen der wogenden Wellen ihres durch starke Winde bewegten Wassers rauschende Töne hervorbringt? Sie pflegt Buße, Kasteiung, Gelübde und tiefe Andacht und hegt Mitleid für alle Geschöpfe.“

Der Hase aber, nachdem er diese gesehen hatte, fühlte sein Innerstes von Furcht erbeben und sagte wiederum: „Nichts von diesem Bösewicht! Es heißt ja: Nimmer sollst du Vertrauen schenken dem Bösen, heuchelt er Buße gleich: Auch an Pilgerorten sieht man Büber, die ihrem Hals frönen.“



Mittlerweile ging die Waldkatze namens Dadhikarna, nachdem sie vom Streit gehört hatte, welchen die beiden führten, zu dem Ufer eines dem Wege nahen Flusses. Um ihnen Zutrauen einzufloßen, hielt sie eine Handvoll heiliges Gras, war mit den zwölf heiligen Flecken versehen, kniff ein Auge zu, hob die Arme in die Höhe, berührte mit einem halben Fuß nur den Boden, und mit dem Gesicht zur Sonne gewandt gab sie folgende Sittensprüche von sich: „Ach! Wie schal ist dieses All! Das Leben Täuschung eines Augenblicks! Einem Traum ähnlich die Verbindung mit Geliebten! Einer Sinnestäuschung gleich die Umarmung der Seinigen! So gibt es denn kein Heil außer der Tugend! Denn es heißt auch: Alle Körper sind hingällig; das Glück ruht nicht in eigener Hand, und zu jeder Zeit ist der Tod nah: Drum halte dich an der Tugend fest! Wem seine Tage immer tugendlos kommen und gehen, der ist, gleich einem Blasebalg, wenn er auch atmet, doch leblos. Und so: Nicht bedeckt er die Schamteile, wehrt nicht Fliegen und nicht Wespen ab: Gleich einem Hundeschwanz ist tugendlose Wissenschaft unnütz. Wie Kornwürmer unter Körnern, wie Katzen unter Federvieh oder wie Mücken unter Sterblichen, so sind die, die nicht die Tugend führt.

Mehr als der Baum sind Blüte und Frucht, die Butter besser als die Milch, Öl ist besser als Öltrester, besser die Tugend als der Mensch. Die Menschen, welche nur leben, um Urin und Kot zu machen und zu essen, aber bar aller Tugend, sind wahrlich Tieren gleich. In allem Handeln sich gleich sein, das preist der Weisheit Kundige, das beschleunigt die Pfade des Rechts, die reich an vielen Hemmnissen sind. Kurz läßt sich sagen was Recht ist, wozu, ihr Menschen! weitläufig sein: Höchster Lohn für den Rechtschaffenen, höchste Strafe dem Bösewicht! Hört der Tugend Gesamtwesen und beherzigt was ihr hört! Was ihr nicht wollt, daß euch geschieht, das tut auch einem andern nicht!“

Als der Hase diese Sittensprüche von ihm hörte, sagte er: „Hör! Hör! Kapinjala! Da steht der Büßer Tugend lehrend am Ufer des Flusses. So laß uns ihn befragen!“ Doch Kapinjala sprach: „Ist er nicht seinem innersten Wesen zufolge unser Feind? Drum wollen wir von ihm entfernt bleiben und ihn so befragen! Es könnte vielleicht geschehen, daß seine Gelübde nicht stark genug sind.“

Darauf blieben sie in der Ferne stehen und sagten: „He, he! Büßer! Du Lehrer des Rechts! Wir beide haben einen Rechtsstreit! Darüber gib uns nach den Rechtslehren eine Entscheidung! Wer unrecht hat, den sollst du fressen!“ Jener sprach: „Meine Lieben! Um Himmels willen sprecht doch nicht so! Ich habe den Weg, welcher zur Hölle führt verlassen. Der Weg der Tugend ist: Nichts Lebendes zu verletzen. Denn man sagt auch: Nichtverletzen, das ist erste Tugend nach der Rechtschaffenen Spruch, drum schone man sogar Läuse, Wanzen, Wespen und ähnliches! Sogar wer schädliche Tiere verletzt, ist schon mitleidlos und wird zur grausen Hölle fahren, geschweige der, der gute verletzt. Selbst diejenigen, welche beim Opfer Tiere töten, selbst die sind im Irrtum befangen und kennen nicht den eigentlichen Sinn der Heiligen Schrift. Da heißt es freilich: „Mit Aja (mehrdeutig wie «Ungeboren» oder «Ziegenbock») soll man opfern!“ Allein mit Aja sind dreijährige oder siebenjährige Reiskörner gemeint, insofern diese nicht wiedergeboren werden können (siehe [MHB 12.338](#)). Es heißt auch: Wer Bäume fällt, Vieh tötet und sich mit Blutvergießen befleckt – wenn der ins Paradies kommt, für wen ist dann die Hölle da? Drum werde ich keinen fressen, sondern nur entscheiden, wer gewonnen hat und wer unterliegt.

Allein ich bin alt und kann aus der Ferne den Inhalt eurer Rede nicht gut hören. Dies beherzigt und kommt in meine Nähe, um vor meinen Augen euer Recht auszuführen, damit ich mit richtiger Einsicht einen, den innersten Kern des Protestes treffenden Spruch fälle und meine ewige Seligkeit nicht verscherze. Denn es heißt ja: Wer, sei's aus Hochmut, aus Habsucht, Feindschaft oder Furcht in einem Rechtsstreit falsch urteilt, der wird in den Höllenschlund fahren. Fünf schlägt, wer um ein Tier lügt, zehn schlägt, wer um eine Kuh, hundert, wer um einer Maid willen und tausend, wer um einen Mann lügt. Wer im Gerichtssaal sitzend nicht deutlich seine Sache führt, der muß darum zurückstehen, spricht nicht die Sache für sich selbst. Deswegen setzt eure Sache voll Vertrauen deutlich in der Nähe meiner Ohren auseinander!“

Um es kurz zu machen: Der Bösewicht wußte allen beiden rasch so viel Vertrauen einzuflößen, daß sie sich in seinen Schoß begaben. Alsdann aber packte er in einem und demselben Augenblick den einen mit dem Ende seines Fußes, den andern mit seinem sägegleichen Gebiß. Darauf verloren sie beide ihr Leben und wurden von ihm gefressen. - Daher sage ich: Der Hase und Kapinjala wählten den Bösewicht zum Richter, weil sie auf das Recht ihres Entscheids pochten, und kamen alle beide um.

Auch ihr, die ihr in der Nacht blind seid, werdet, indem ihr die (tagblinde) Eule zu euerm obersten Richter wählt, den Weg des Häschens und Kapinjalas gehen. Dies beherzigt und tut von jetzt an, was angemessen ist!"

Nachdem sie nun diese seine Rede gehört hatten, sagten sie: „Er hat gut geredet!“ Und mit den Worten: „Wir wollen ein andermal des Königs wegen zusammenkommen und beraten!“ gingen die Vögel allesamt hin, wohin sie Lust hatten. Nur die Eule blieb übrig, auf dem Throne sitzend und der Salbung harrend, und neben ihr (seine Ehefrau) Krikalika. Da sagte jene: „Wer? Wer ist da? He! He! Werde ich denn noch immer nicht gesalbt?“ Nachdem sie dies gehört, sagte die Krikalika: „Lieber! Deine Salbung wurde durch die Krähe verhindert, und alle Vögel haben sich davongemacht, jeder dahin, wohin ihn seine Lust trieb. Nur die Krähe allein ist - ich weiß nicht aus welchem Grund - zurückgeblieben und steht da. So erhebe dich nun schnell, damit ich dich nach deiner Wohnung bringe!“ Nachdem sie dies gehört hatte, sprach die Eule voll Ärger zur Krähe: „He! He! Du Bösewicht! Was habe ich dir Böses getan, daß du meine Salbung zum König verhindert hast? So besteht denn von heute an für alle Zukunft Feindschaft zwischen uns beiden von Geschlecht zu Geschlecht. Denn es heißt: Die Wunde, die der Pfeil brachte, und die das Schwert schlug auch, verwächst mit der Zeit, aber der Rede Schmach gebiert Ingrim, und ihre Wunde vernarbt nie.“

Nachdem sie so gesprochen hatte, ging sie mit der Krikalika nach ihrer Wohnung. Die Krähe, von Furcht beängstigt, dachte darauf: „Ach! Da habe ich mir unvernünftiger Weise eine Feindschaft zugezogen! Warum habe ich das gesagt? Denn man sagt auch: Wer hier ein Wort redet, das unvernünftig ist, das weder Ort noch Zeit achtet, das unersprießlich oder lieblos ist, das ihm selber zur Schmach gereicht, solch ein Wort ist kein Wort, sondern Gift. Und so: Ein Starker selbst, wenn er mit Klugheit begabt ist, macht sich andere nimmer zum Feind: Denn welcher Mann, so er Verstand hat, nähme wohl ohne allen Grund Gift ein, sich denkend, daß es heilt? Ein kluger Mann wird nie in der Versammlung andere beleidigen. Nie soll man sich ein Wort erlauben, das verletzt, selbst wenn es wahr ist. Wer, was er tut vorher mit treuen Freunden erst mehrfach bedachte und zugleich selber im eigenen Geist gründlich erwog, der ist in Wahrheit voll Verstand und ein Gefäß des Ruhmes sowohl als auch des Glücks.“

Nachdem sie so gedacht hatte, entfernte sich auch die Krähe.

Der Minister Sthirajivin fuhr fort (in der Rahmenhandlung von Buch 3): „Von dieser Zeit an besteht zwischen uns und den Eulen eine erbliche Feindschaft.“

Und Meghavarna, der König der Krähen, fragte: „Vater! Was haben wir nun unter diesen Umständen zu tun?“ Dieser antwortete: „Selbst unter diesen Umständen gibt es noch ein von den sechs politischen Mitteln verschiedenes sehr gewichtiges Vorhaben. Dieses wählend werde ich selbst gehen, um sie zu überwinden. Ich werde die Feinde durch List vernichten. Denn man sagt auch: Menschen, die voll Klugheit, Scharfsinn und Verschlagenheit sind, können die auf ihre Macht Stolzen täuschen, wie der Ziegenlieb den Priester.“

Da fragte Meghavarna „Wie war das?“, und jener erzählte:

### 3. Erzählung - Ein Brahmane wird um eine Ziege geprellt

In einem gewissen Ort wohnte ein Brahmane namens Mitrasharman (von Mitra, der alten vedischen Gottheit, beglückt), welcher sich der Pflege des heiligen Opferfeuers geweiht hatte. Dieser ging einst im Monat Magha (Januar-Februar), während ein hübscher Wind wehte, der Himmel mit Wolken bedeckt war und der Regengott allmählich zu regnen anfang, nach einem andern Dorf, um ein Tier zu suchen. Er wendete sich an einen, welcher Opfer für sich darbringen zu lassen pflegte, und bat ihn: „He! Opferspender! Kommenden Neumond werde ich ein Opfer vollziehen, gib mir deshalb ein Opfertier!“ Darauf gab dieser ihm eine den heiligen Vorschriften entsprechende fette Ziege. Er aber, nachdem er sie hatte hin und her gehen lassen und für tauglich erkannt, nahm sie auf die Schulter und machte sich eilig auf den Weg nach Hause. Da begegneten ihm, während er seines Weges ging, drei Schelme, deren Kehlen von Hunger abgezehrt waren. Da sie ein so fettes Tier auf seinen Schultern sahen, sagten sie zueinander: „Ah! Wenn wir das Tier zu essen bekommen, wird uns der heutige Frostregen nichts anhaben. Laßt uns ihn anführen, ihm das Tier abnehmen und uns damit ein Schutzmittel gegen die Kälte machen!“



Darauf wechselte einer von ihnen sein Kleid, trat jenem aus einem Seitenweg entgegen und sagte zu dem Hüter des ewigen Feuers: „He! He! Du törichter Feueropferer! Warum tust du so eine lächerliche, von den Menschen verabscheute Sache, daß du diesen unreinen Hund auf der Schulter trägst? Denn es heißt auch: Die Berührung von Auskehricht und Chandalas (Ausgestoßene) ist die des Hundes gleich, so arg wie des Kamels oder Esels; darum berührt man diese nicht!“

Darauf geriet jener in Zorn und sagte: „Ha! Bist du blind, daß du eine Ziege für einen Hund hältst?“ Jener antwortete: „Brahmane! Du mußt nicht böse werden, gehe nur zu, wohin dir beliebt!“ Als er darauf eine kleine Strecke des Weges gegangen war, begegnete ihm der zweite Schelm, trat zu ihm und sagte: „Ah! Brahmane! Welch großer Jammer! Wenn dir das tote Kind auch lieb ist, so ist es doch nicht angemessen, daß du es auf die Schulter nimmst. Denn man sagt auch: Wer aus Unverstand ein totes Tier oder auch einen toten Menschen anrührt, der reinige sich durch fünf Kühe oder schweres Fasten.“ Darauf sagte jener voller Zorn: „He! Bist du blind, daß du eine Ziege ein totes Kind nennst?“ Dieser sprach: „Erhabener! Gerade nicht in Zorn! Ich habe es aus Unwissenheit gesagt, tue, wie dir beliebt!“ Wie er darauf ein wenig in den Wald hinein kommt, da begegnet ihm der dritte Schelm in einem andren Kleid und sagte zu ihm: „Oh! Das ziemt sich nicht, daß du einen Esel auf der Schulter trägst! Wirf ihn doch ab! Man sagt ja: Der Mensch, der einen Esel anrührt, mit Wissen oder unbewußt, muß sich samt seinem Kleid baden zur Reinigung von seiner Schuld. Drum weg damit, ehe dich noch ein anderer sieht!“

Da meinte denn jener, das Vieh wäre ein böser Geist, warf es voll Angst auf die Erde und floh nach Hause. Darauf kamen die drei Schelme zusammen, nahmen das Tier in Besitz und machten sich daran, es nach Lust zu verzehren. - Daher sage ich: Menschen, die voll Klugheit, Scharfsinn und Verschlagenheit sind, können die auf

ihre Macht Stolzen täuschen, wie der Ziegender den Priester. Sagt man ja doch mit Recht: Keinen Menschen gibt's auf Erden, den nicht die Demut von neuem Gesinde, das Wort eines Gastes, die Tränen einer Buhlerin oder der Redefluß schelmischer Leute schon angeführt hätte. Ferner auch: Selbst mit Schwachen, wenn sie zahlreich sind, soll man sich nicht verfeinden. Es heißt auch: Mit vielen soll man nicht kämpfen, und schwer besiegt sind Mutige: Es frißt die Schar der Ameisen den Schlangenherrn, trotz seiner Wut.“

Da fragte Meghavarna „Wie war das?“, und Sthirajivin (der altehrwürdige Minister des Vaters von Meghavarna) erzählte:

#### 4. Erzählung - Die Schlange und die Ameisen

In einem gewissen Ameisenhügel lebte eine große schwarze Schlange mit Namen Atidarpa („die sehr Stolze“). Diese wollte einst statt des gewöhnlichen Zugangs zu ihrem Loch durch eine andere enge Öffnung herausgehen. Und indem sie sich durchzwängte, erhielt ihr Körper durch die Fügung des Schicksals wegen des großen Umfangs desselben und wegen der Enge der Öffnung eine Wunde. Darauf wurde sie von den Ameisen, welche dem Geruch des aus der Wunde fließenden Blutes nachgingen, von allen Seiten umringt und in Unruhe versetzt. Einige tötete und andere verwundete sie. Wegen ihrer großen Anzahl aber bedeckten sie die Schlange mit vielen Wunden, so daß sie an allen Gliedern blutend umkam. Daher sage ich: Mit vielen soll man nicht kämpfen, und schwer besiegt sind Mutige: Es frißt die Schar der Ameisen den Schlangenherrn, trotz seiner Wut.

Nun habe ich hier etwas zu bemerken: Das beherzige, und handle nach meinem Worte! Meghavarna sprach: „Befiehl es! Wie du befiehlst, so und nicht anders soll gehandelt werden!“ Sthirajivin sagte: „Oh Kind! Höre, welches fünfte Mittel mit Übergehung des Schmeichelns und der übrigen drei von mir beschlossen wurde! Behandle mich, als ob ich von dir abgefallen wäre, bedrohe mich mit überaus harten Worten, dann beschmiere mich so mit zusammengeholtem Blut, daß die Spione des Feindes alles für Ernst halten. Wirf mich nachher von diesem Feigenbaum herunter und begib dich alsdann zu dem Berg Rishyamuka. Dort bleibe mitsamt deinem Gefolge so lang, bis ich sämtlichen Eulen durch sehr liebevolles Benehmen Vertrauen eingeflößt und sie mir geneigt gemacht habe. Sobald ich meinen Zweck erreicht habe, werde ich die bei Tage der Blindheit verfallenden in der Mitte der mir bekannt gewordenen Burg vernichten. Ich habe sicher erkannt, daß wir auf andere Weise nichts erreichen. Denn diese Feste, welche keinen Ausweg hat, wird nur zu ihrer Ermordung dienen. Denn es heißt auch: Was zugleich einen Ausgang hat, nennen Staatsmänner eine Burg, was aber ohne Ausgang ist, das ist ein Kerker in Burggestalt.

Du darfst aber mit mir kein Mitleid haben. Man sagt auch: Selbst den eigenen Leib oder sogar liebe, geschätzte, ja ersehnte Diener soll, wenn der Krieg wütet, der Fürst ansehen wie dürres Holz. Und so: Wie sein Leben schütze er die Diener und pflege sie gleichwie seinen Leib, nur um eines einzigen Tags willen, nämlich wenn der Kampf mit dem Feind entbrennt. Deswegen darfst du mich auch in dieser Sache nicht zurückhalten.“

Nachdem er so gesprochen hatte, fing er zum Schein einen Streit mit ihm an. Als sich nun seine anderen Diener, wie sie den Sthirajivin in maßlosen Reden sich ergehen sahen, erheben wollten, um ihn zu töten, sagte Meghavarna zu ihnen: „Ach! Laßt ab!

Ich will diesen Bösewicht, welcher zum Feind übergehen will, schon selbst bestrafen!“ Nachdem er so gesprochen, sprang er auf ihn, gab ihm leichte Schnabelstöße, benetzte ihn mit Blut, das er geholt hatte, und ging alsdann samt seinem Gefolge zum Berg Rishyamuka.

Mittlerweile war von der Krikalika, welche dem Feind als Spionin diente, dies ganze Unglück des Ministers von Meghavarna dem Eulenkönig gemeldet worden: „Dein Feind ist jetzt in Furcht geraten und hat sich samt seinem Gefolge irgendwohin aus dem Staub gemacht.“ Der Eulenkönig aber, nachdem er dies gehört hatte, machte sich zur Zeit des Sonnenuntergangs samt seinen Räten und Dienstmannen auf den Weg, um die Krähen zu vernichten, und sprach: „Eilt! Eilt! Ein furchtsamer flüchtender Feind ist ein Lohn für die guten Werke seines Gegners in einer früheren Existenz. Man sagt auch: Der Feind gibt sich durch Flucht die Blöße, und wie er anderswo Zuflucht sucht, wird er in seiner Verwirrung von Königsdienern leicht besiegt.“

So sprechend ließ er den Feigenbaum von allen Seiten umringen und stellte sich in Schlachtordnung. Als sich keine einzige Krähe sehen ließ, stieg der Eulenkönig Arimardana auf die Spitze eines Zweigs, und von den Lobsängern gepriesen, sprach er freudigen Herzens zu seinen Dienstmannen: „Ah! Erkundet ihren Weg, auf welcher Straße die Krähen entflohen sind! Denn ehe sie noch zu ihrer Festung zurückkehren, will ich sie verfolgen und vernichten. Man sagt auch: Wer ganz siegen will, soll den Feind töten - egal, ob er hinter einem Zaun oder einer Festung von größter Festigkeit lebt.“

Bei dieser Gelegenheit nun dachte Sthirajivin: „Wenn diese unsere Feinde nun gehen, wie sie gekommen sind, ohne zu bemerken, was mit mir vorgegangen ist, dann habe ich nicht das Geringste ausgerichtet. Man sagt auch: Eine Sache nicht anzufangen ist das erste Zeichen von Verstand, aber einmal Angefangenes zu Ende führen, ist das zweite Zeichen von Verstand. Drum ist es besser, nichts anzufangen als Angefangenes aufzugeben! So will ich denn machen, daß sie einen Ton von mir hören und mich dann selbst zeigen.“

Nachdem er so überlegt hatte, ließ er einen leisen Ton nach dem andern hören. Dieses hörend machten sich alle Eulen auf, um ihn umzubringen. Darauf sagte er: „Ach! Ich bin der Minister des Meghavarna mit Namen Sthirajivin. Durch Meghavarna selbst bin ich in diesen Zustand versetzt. Vermeldet nun eurem Gebieter, daß ich vieles mit ihm zu besprechen habe.“ Als sie es aber gemeldet hatten, geriet der Eulenkönig in Verwunderung, ging augenblicklich zu ihm und sagte: „He! He! Warum bist du in diesen Zustand gefallen? Erzähle das!“

Sthirajivin antwortete: „Majestät! höre, warum dieser Zustand herbeigeführt ward! Am vergangenen Tage hatte sich dieser bösgesinnte Meghavarna aus Leid über die vielen von euch getöteten Krähen von Zorn und Kummer über euch verzehrt, zum Kampf auf den Weg gemacht. Da sagte ich: Oh Herr! Es ist nicht angemessen für dich, aus diesem Grund zu marschieren. Jene sind stark und wir schwach. Man sagt auch: «Mit einem Kraftvollen begehre der Schwache - wenn ihm sein Heil lieb ist - nicht einmal im Herzen zu kämpfen, denn nimmer erliegt der Mächtige, sondern der Motten gleich Handelnde geht zugrunde. Deshalb ist es angemessen ihm Geschenke zu geben und sich so mit ihm zu vertragen. Es heißt auch: Wer klug ist und einen starken Feind sieht, gibt sein Hab und Gut, um nur sein Leben zu retten. Bleibt das, dann kommt auch der Reichtum zurück.» Als dies gehört ward, wurde er durch Bösewichter heftig gegen mich aufgereizt, fürchtete, daß ich zu dir übergehen wolle

und versetzte mich in diesen Zustand. So sind jetzt deine Füße meine Zuflucht. Wozu vieler Reden? Wenn ich mich wieder vorwärts bewegen kann, so führe ich dich in sein Versteck und bewirke den Untergang aller Krähen.“

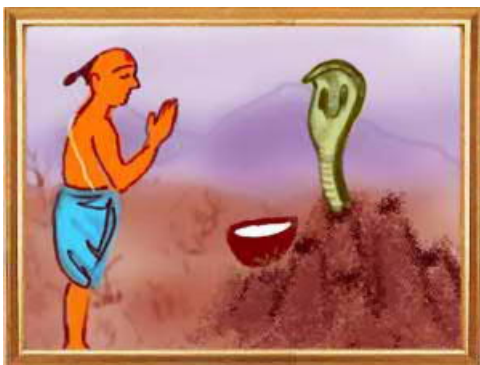
Arimardana aber, als er dies gehört, beriet sich mit seinen schon auf seinen Vater vom Großvater vererbten Ministern. Er hatte nämlich fünf Minister: Raktaksha („rote Augen“), Kruraksha („schreckliche Augen“), Diptaksha („flammende Augen“), Vakra-nasa („krumme Nase“) und Prakarakarna („Ohren wie eine Mauer“). Da fragte er zuerst den Raktaksha: „Lieber! Da ist nun des Feindes Minister in meine Hand gefallen, was soll mit ihm geschehen?“

Raktaksha antwortete: „Majestät! Was ist da zu bedenken? Er muß ohne weitere Überlegung umgebracht werden! Den schwachen Feind soll man töten, bevor er noch zu Kraft gelangt. Besitzt er erst seine volle Kraft, dann wird er schwer besiegt sein. Ferner gibt es ein allgemeines Sprichwort in der Welt: «Wenn Fortuna selbst sich euch darbietet und verschmäht wird, dann flucht sie euch.» Auch sagt man: Hat einmal sich die Zeit günstig, doch unbenutzt dem Mann gezeigt, so findet er sie schwer wieder, wenn er das Werk zu tun begehrt. Und es wird auch erzählt: Sieh, wie mein glänzender Gürtel und meine Haube zerstört sind! Durch keine Liebe erstarkt Freundschaft erneut, die einmal gebrochen wurde.

Da fragte Arimardana „Wie war das?“, und Raktaksha erzählte:

## 5. Erzählung - Die Gold spendende Schlange

An einem gewissen Orte lebte ein Brahmane namens Haridatta („von Hari bzw. Vishnu gegeben“). Dieser trieb Ackerbau, aber die Zeit ging ihm stets hin, ohne gute Frucht zu bringen. Da legte sich der Brahmane eines Tages, am Ende der heißen Stunden, von Hitze gequält mitten in seinem Acker in den Schatten eines Baumes. Als er da aus einem nicht weit entfernten Ameisenhügel eine furchtbare Schlange mit einer großen Haube geschmückt hervorkriechen sah, dachte er bei sich: „Sicher ist sie die Gottheit des Feldes und wurde von mir noch kein einziges Mal verehrt. Darum ist mein Ackerbau gewinnlos. So will ich ihr denn gleich meine Verehrung bezeigen!“



Nachdem er so überlegt hatte, holte er Milch irgendwoher, goß sie in eine Schale, ging zu dem Ameisenhügel und sprach: „Oh Gebieter des Feldes! So lange Zeit habe ich nicht gewußt, daß du hier wohnest. Darum habe ich dir keine Verehrung erwiesen, das mögest du mir jetzt verzeihen!“ Nachdem er so gesprochen und die Milch dargebracht hatte, ging er nach Hause.

Als er nun am folgenden Morgen kam und nachsah, so erblickte er einen Denar in der Schale, und so ging er Tag für Tag allein hin, gibt ihr Milch und fand immer einen Denar. Eines Tages aber befahl der Brahmane seinem Sohn Milch zum Ameisenhügel zu bringen und ging selbst in ein Dorf. Der Sohn aber brachte die Milch, stellte sie hin und ging wieder nach Hause zurück. Als er am folgenden Tag hinging, einen Denar erblickte und genommen hatte, dachte er bei sich: „Sicher ist dieser Ameisenhügel voll von goldenen Denaren! Darum will ich die Schlange töten und alles auf einmal nehmen!“ Nachdem er dies erwogen

hatte, schlug der Sohn des Brahmanen am folgenden Tag die Schlange als er ihr Milch gab mit einem Knittel auf den Kopf. Sie aber, die durch des Schicksals Willen eben mit dem Leben davon kam, biß ihn voll Wut mit ihren scharfen Giftzähnen so sehr, daß er augenblicklich tot war. Darauf wurde er von seinen Leuten, welche nicht weit von dem Felde einen Scheiterhaufen errichteten, bestattet. Am zweiten Tag kam sein Vater zurück. Und nachdem er von seinen Leuten erfahren hatte, durch welche Veranlassung sein Sohn umgekommen war, billigte er es ganz und gar und sagte: „Wer den Geschöpfen nicht hold ist, die Schutzes halber ihm genaht, dessen früherer Reichtum geht unter, wie der der Schwäne im Lotuswald.“

Da fragten die Leute „Wie war das?“, und der Brahmane erzählte:

## 6. Erzählung - Die Schwäne und der fremde Vogel

An einem gewissen Orte herrschte ein König namens Chitraratha („mit bunten Wagen“). Dieser hatte einen von Kriegern wohl bewachten See namens Padmasaras („Lotus-See“). In diesem befanden sich viele goldene Schwäne. Diese ließen jeder alle sechs Monate eine Schwanzfeder (als Abgabe) fallen. Zu diesem See kam aber ein großer Vogel namens Sauvarna („der Goldene“), dem sagten sie: „Du sollst dich nicht unter uns aufhalten, denn wir haben diesen See dafür erhalten, daß wir jeder am Ende von sechs Monaten eine Schwanzfeder abgeben.“ Und so, um es kurz zu machen, fingen sie an, miteinander zu streiten. Dieser begab sich in des Königs Schutz und sagte: „Majestät! Diese Vögel sprechen so: «Was kann uns der König tun? Wir gestatten keinem, wer es auch sei, den Aufenthalt.» Ich habe gesagt: «Was ihr sagt ist nicht recht. Ich werde gehen und es dem König sagen.» So stehen die Dinge. Majestät möge entscheiden!“ Drauf sprach der König zu seinen Dienern: „He! He! Schlagt alle Vögel tot und bringt sie schnell hierher!“ Kaum hatte der König befohlen, so machten sich diese auf den Weg. Als er nun des Königs Leute mit Knitteln in den Händen sah, da sagte ein alter Vogel: „Oh Freunde! Da kommt ein Unglück über uns! Wir müssen alle gemeinsam schnell aufliegen!“ Und so taten sie auch. Daher sage ich: Wer den Geschöpfen nicht hold ist, die Schutzes halber ihm genaht, des früherer Reichtum geht unter, wie der der Schwäne im Lotuswald.

### Fortsetzung der 5. Erzählung

Nachdem er so gesprochen, nahm der Brahmane am folgenden Morgen wiederum Milch, ging dahin und pries die Schlange mit lauter Stimme. Alsdann, nachdem eine lange Zeit vergangen, erschien die Schlange, blieb aber in der Tür des Ameisenhügels und sprach zu dem Brahmanen: „Du kommst aus Habsucht hierher und läßt dafür selbst den Kummer um deinen Sohn fahren. Von jetzt an ist Freundschaft zwischen dir und mir nicht mehr angemessen. Mich hat dein Sohn in jugendlichem Unverstand geschlagen, und so wurde er von mir gebissen. Wie kann ich den Schlag mit dem Knittel vergessen? Und wie kannst du den Kummer und Schmerz über deinen Sohn vergessen?“

Nachdem sie so gesprochen, gab sie ihm eine sehr kostbare Perle zu einer Perlkette und ging. Nachdem sie noch gesagt „Du darfst nicht wiederkommen!“, verschwand sie in ihrer Höhle. Der Brahmane nahm die Perle, verwünschte seines Sohnes Unverstand und ging nach Hause. - Daher sage ich: Sieh, wie mein glänzender Gürtel und meine Haube verletzt sind! Durch keine Liebe erstarkt Freundschaft erneut, die einmal gebrochen wurde.

So wird auch durch dessen Tod deine Herrschaft notwendigerweise ungefährdet sein.

Nachdem er diese Rede desselben gehört hatte, fragte der Eulenkönig den Kruraksha (seinen zweiten Minister): „Lieber! Was denkst du aber?“ Dieser antwortete: „Majestät! Das ist grausam, was jener gesagt hat. Denn einen, der sich schutzflehend naht, tötet man nicht. Schön wahrlich ist folgende Erzählung: Es wird erzählt, daß eine Taube, zu der ihr Feind schutzflehend kam, ihn der Vorschrift gemäß ehrte und mit ihrem eigenen Fleisch speiste.“

Da fragte Arimardana „Wie war das?“, und Kruraksha erzählte:

## 7. Erzählung - Der Jäger und die Tauben

Ein Vogelsteller grausamen Herzens und von gemeinem Sinn, der dem Todesgott der Wesen glich, schweifte einst im großen Wald umher. Keinen gab es, der sein Freund war, kein Blutsfreund, kein Verwandter rings, alle hatten ihn verlassen wegen seines grausamen Tuns. Es heißt ja: Schlechtgesinnte und Grausame, die den Lebendigen ihr Leben nehmen, flößen ähnlich wie Giftschlangen allen Geschöpfen Schrecken ein. Mit einem Käfig in den Händen, einer Schlinge und Keule auch, schweifte er im Wald umher und stellte immer allem Lebenden nach. Als er nun eines Tags im Wald schweifte, da fiel ein Taubenweibchen in seine Hand, und dieses sperrt er in seinen Käfig ein. Indes er noch im Wald war, wurde alles ringsum von Wolken schwarz und ein gewaltiger Sturmregen erhob sich, wie am Ende der Welt. Darauf eilte er mit angsterfülltem Herzen zitternd wieder und wiederum, eine Schutzwehr für sich suchend, zu einem großen Baume hin. Sowie er nun einen Augenblick reinbestirnt den Himmel sieht, da berührt er den Baum und spricht: „Wer immer hier auch wohnen mag, zu diesem komme ich Schutz suchend, dieser bewahre mich allerwärts, welcher ich vor Frost zittre und vor Hunger ohnmächtig bin!“

Nun wohnte auf dieses Baums Zweigen seit langer Zeit der Täuberich, der nun getrennt von seinem Weibchen, von schwerem Schmerz gepeinigt klagte: „Es ist ein großer Sturmregen und meine Liebe kommt nicht heim, und ohne sie ist mir meine Behausung ganz öde. Selig ist das Geschöpf wahrlich, das eine Gattin hat wie sie, dem Manne treu und ihn liebend, nur einzig auf sein Wohl bedacht. «Nicht das Haus ist Haus» sagt man, «die Hausfrau wird das Haus genannt». Denn ein Haus, das ohne Hausfrau ist, wird wildem Walde gleich geachtet.“

Aber das Taubenweibchen im Käfig, als es des Gatten schmerzerfüllte Klage hört, war liebevoll und entgegnete diesem Wort: „Die verdient nicht der Frau Namen, die nicht dem Mann zur Freude lebt. Wenn sich der Mann des Weibes freut, dann sind auch alle Götter froh. Gleich einem, von dem Waldbrande mit Blüte und Blatt verzehrtem Strauch, soll zu Asche das Weib werden, das dem Manne keine Freude schafft. Mäßig ist, was der Vater spendet, mäßig was Mutter und was Sohn; doch den maßlos spendenden Gatten, welche Gattin verehrt ihn nicht?“

Und ferner sagte sie: „Höre, Geliebter! aufmerksam den Rat, den ich dir geben will: Selbst mit dem Leben mußst du stets beschützen, wer um Schutz dir naht. Dieser Vogelsteller liegt hier Zuflucht suchend in deinem Haus, gequält von Kälte und Hunger: Vollziehe die Pflicht der Gastlichkeit! Es wird auch überliefert: „Wer einen Gast, der Nachts naht, nicht nach seinem Vermögen ehrt, der erhält dessen böse

Taten, und der Gast nimmt seine guten mit. Auch sei jenem nicht feindselig, weil er deine Geliebte fing: Mich fingen meine eigenen Taten, die Bande meines früheren Tuns. Denn: Armut, Krankheit, Leiden, Gefängnis oder Lasterhaftigkeit: das ist die Frucht der Sterblichen, von ihrer eigenen Sünden Baum. Darum laß jeden Haß fahren wegen meiner Gefangenschaft! Laß deinen Geist dem Recht dienen und verehere ihn, wie es sich gebührt.“

Sobald er dieses Wort von ihr hörte, das der Tugend entsprechend war, nahte sich der brave Täuberich und sprach zum Vogelsteller so: „Lieber! Du bist mir willkommen! Sage was kann ich für dich tun? Auch magst du keinen Gram hegen: Du bist in deinem eigenen Haus.“

Nachdem er diese Rede gehört hatte, antwortete er dem Vogel so: „Täubchen fürwahr! mich quält Kälte, verschaffe mir vor dem Froste Schutz!“

Dieser ging und holte Holz und machte damit Feuer an, und entzündete alsdann schleunig in trocknen Blättern helle Glut. Darauf, nachdem es hell brannte, da sprach zu seinem Schützling er: „Erwärme dir nun vertrauensvoll deine Glieder hier ohne Furcht! Doch hab ich hier nichts vorrätig, womit ich deinen Hunger stille. Manch einer besitzt tausend, ein anderer hundert, andere zehn: doch ich bin arm ob meiner Sünden und nähre mich selber nur mit Müh. Wer nicht mal fähig ist, einen Gast mit Speise zu sättigen, zu welchem Nutzen weilt dieser in diesem jammervollen Leib? Drum will ich meinen schmerzvollen Körper so verwenden, daß ich nicht mehr zu sagen brauch «Nichts hier!», wenn sich ein Dürftiger mir naht.“

Indem er so sich selbst tadelt, aber den Vogelsteller nicht, sprach er: „Ich werde dich sättigen, warte nur einen Augenblick!“ So sprechend, schritt der Rechtschaffene mit hochofrenem Innersten ringsherum um das Glutfeuer und dann hinein, als wäre es sein Haus. Des Vogelstellers Herz aber, als er die Taube in die Glut sich stürzen sah, ergriff heftiges Mitleid und er sprach Folgendes: „Der Mensch, welcher Sünde begeht, der liebt sicher sich selber nicht, denn die Sünde, die er übte, die gerät ihm zu eigenem Leid. Ich hier, welcher ich Sünde übte und stets der Sünde ergeben war, ich fahre, dessen ist kein Zweifel, in den schrecklichen Höllenschlund. Wahrlich, mir, dem Totschläger, ist hier ein Musterbild in der Taube schön gezeigt, die großherzig ihr eigenes Fleisch zur Speise bot. Vom heutigen Tage an will ich den Leib, jeglicher Lust beraubt, einem winzigen Bächlein gleich zur Sommerzeit austrocknen. Kälte ertragend, Wind und Hitze, abgemagert, mit Schmutz bedeckt, unter mancherlei Art Fasten will ich die höchste Buße tun.“

Dann zerbrach der Vogelsteller seinen Knittel sowie Spieß und Käfig, zerriß das Netz und ließ das Taubenweibchen frei. Doch als das Täubchen vom Vogelsteller befreit ihren Gatten im Feuer erblickt, jammert sie, das Herz von Kummer schwer gequält: „Das Leben kann mir ohne dir, oh Gebieter! nichts mehr helfen. Welchen Nutzen gewährt das Leben einem armen verlassenem Weib? Das Selbstgefühl, des Geistes Hoheit, die Ehrfurcht der Verwandten auch, über Diener und Magd Herrschaft: alles endet im Witwenstand.“

Nachdem sie so mit viel Worten jämmerlich und voll Schmerz geklagt hatte, stürzte sich auch das treue Weib selber in dieselbe Flammenglut. Darauf sieht das Täubchen, himmlische Kleider tragend und geschmückt mit himmlischen Zierathen, ihren Gatten auf einem Götterwagen stehen. Und in himmlischem Leibe sprach er der Wahrheit gemäß zu ihr: „Ach, du Schöne! Du tatst recht daran, daß du mir nachge-

gangen bist. Fünfunddreißig Millionen Jahre, soviel Haare am Menschenleib wachsen, so lange wohnt das Weib im Himmel, das ihrem Manne folgt.“

So genoß der Taubengott nun täglich des Sonnenunterganges Lust, sie ihres Täubereichs Sonnenhimmel, als Folge früheren Verdienstes. Von Freude erfüllt alsdann ging der Vogelsteller zum dichten Wald, verletzte nimmermehr Lebendiges und war von tiefer Reue voll. Als er dann einen Waldbrand sah, stürzte er sich, alles Strebens frei hinein, und jeder Schuld ledig, gelangte er zu des Himmels Freude. (eine ausführlichere Geschichte ab [MHB 12.143](#))

Daher sage ich: Es wird erzählt, daß eine Taube, zu der ihr Feind schutzfliehend kam, ihn der Vorschrift gemäß ehrte und speist mit ihrem eigenen Fleisch.“

Nachdem er dies gehört hatte, fragte der Eulenkönig Arimardana den Diptaksha (seinen dritten Minister): „Was ist deine Meinung in dieser Lage?“ Dieser antwortete: „Majestät! Er darf nicht getötet werden! Denn: Die mich immer verabscheut hat, drückt mich heute fest an sich! Heil dir! Oh du, mein Lustspender! Nimm alles hin, was mir gehört! Und der Dieb sagte: Ich sehe nichts, was dir zu nehmen wäre: Wird einmal was zu nehmen sein, dann will ich wieder herkommen, wenn jene dich nicht an sich drückt.“

Da fragte Arimardana „Wer ist die, die einen nicht an sich drückt, und wer ist dieser Dieb? Ich möchte das ausführlich hören!“, und Diptaksha erzählte:

## 8. Erzählung - Der alte Ehemann und die junge Frau

An einem gewissen Orte wohnte einmal ein alter Kaufmann namens Kamatura („von Liebe krank“). Dieser heiratete, da seine Frau gestorben war, die Tochter eines armen Kaufmanns, in welche er sich sehr verliebt hatte, und gab für sie eine große Summe Geldes. Sie aber, von Leid überwältigt, vermochte den alten Mann nicht einmal anzusehen. Denn es ist ja richtig: Das weiße Feld, welches vom Haar auf dem Haupt gebildet, die Stelle, die Männern die höchste Verachtung zuzieht, umgehen, gleich einem durch Knochen hervorgehobenen Chandala-Brunnen, die Mädchen im weitest entfernten Umweg. (Es heißt, daß an die Brunnen von ausgestoßenen Chandalas der Knochen eines Pferdes oder Esels zum Zeichen befestigt wird.) Und so: Gekrümmt ist der Körper, zusammengefallen der Gang, die Zähne verloren, die Sehkraft geschwächt, die Schönheit vernichtet, der Mund voll Speichel stets, die Verwandten folgen nicht seinen Worten und die Frau gehorcht nicht mehr. Weh! Weh! Dem vom Alter geschlagenen Mann! Der Sohn sogar verachtet ihn.



Als diese nun mit abgewandtem Gesicht sich auf demselben Lager mit ihm befand, da drang ein Dieb ins Haus. Sie aber, da sie den Dieb erblickte, geriet in Furcht und schloß ihren obgleich alten Mann fest in ihre Arme. Dieser aber, dem vor Verwunderung alle Haare seines Körpers entzückt in die Höhe starrten, dachte bei sich: „Ha! Warum drückt sie mich heute an sich?“ Wie er genau zusieht, und in einem Winkel des Hauses einen Dieb erblickt, da dachte er: „Sicher umarmt sie mich aus Furcht vor diesem.“ Dies einsehend, sagte er: „Die mich immer verabscheute, drückt mich heute fest an sich. Heil dir! oh du, mein Lustspender! Nimm alles hin, was mir gehört!“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Dieb: „Ich sehe nichts, was dir zu nehmen wäre. Wird einmal was zu nehmen sein, dann will ich wieder herkommen, wenn jene dich nicht an sich drückt.“

So denkt man selbst an das Beste für einen Dieb, der einem Gutes erwies, geschweige für einen Schutzfliehenden. Obendrein wird dieser, da er von seinem Herrn schlecht behandelt wurde, dazu dienen, uns zu verstärken und uns ihre Höhle zu zeigen. Aus diesem Grunde darf er nicht getötet werden.“

Nachdem er dies gehört hatte, fragte Arimardana den andern Minister Vakranasa: „Lieber! Was ist unter diesen Umständen zu tun?“ Dieser sagte: „Majestät! Er darf nicht getötet werden. Denn: Sogar Feinde, die sich streiten, dienen häufig zum Besten uns: Dem Dieb dankt er das Leben, und dem Dämon sein Paar Kühe.“

Da fragte Arimardana „Wie war das?“, und Vakranasa erzählte:

## 9. Erzählung - Wenn sich die Bösen zanken, kommt es den Guten zu gute

In einem gewissen Ort lebte ein armer Brahmane namens Drona, welcher obgleich reich an Geschenken, wie man sie den Brahmanen gibt, sich stets alles Genusses von schönen Kleidern, Salben, duftenden Kränzen, Schmucksachen, Betel und ähnlichem enthielt. Er war von ungekürztem Kopfhaar, Bart, Nägeln und Körperhaar bedeckt und sein Leib war durch Kälte, Hitze, Wind, Regen und ähnlichem schon ganz ausgedörnt. Diesem schenkte ein wohlhabender Mann, der für sich opfern zu lassen pflegte, aus Mitleid ein Paar junger Kühe, und indem sie der Brahmane von Jugend auf mit den erforderlichen Dingen, wie Butter, Öl, Heu und so weiter auffütterte, wurden sie sehr wohlgenährt. Als sie nun ein Dieb sah, dachte er auf der Stelle bei sich: „Dieses Paar Kühe will ich dem Brahmanen stehlen!“ Nachdem er sich so entschlossen hatte, nahm er einen Strick, um sie zu binden, und machte sich auf den Weg.

Da erblickte er, als er auf der Hälfte des Weges war, ein Geschöpf mit einer sehr spärlichen, aber scharfen Zahnreihe, mit einer Nase, so hoch wie ein Bambusbaum, mit großen, rotgeränderten Augen, einer gewaltigen Muskelstärke, verkrümmtem Körper, dünnen Backen sowie Bart, Haaren und Körper, so braun wie ein starkes Opferfeuer. Nachdem er ihn erblickt hatte, sagte der Dieb, obwohl von heftiger Furcht erschreckt: „Wer bist du?“ Dieser antwortete: „Ich bin der Brahmanen-Dämon Satyavachana („seinen Worten treu“). Sage nun auch du, wer du bist!“ Jener sprach: „Ich bin der Dieb Krurakarman („der grausam Handelnde“), und habe mich auf den Weg gemacht, um einem armen Brahmanen ein Paar Kühe zu stehlen.“ Da faßte der Dämon Vertrauen zu ihm und sagte: „Lieber! Es ist die Stunde, wo ich meine sechste Mahlzeit zu mir nehme. Drum will ich jetzt diesen Brahmanen fressen. So trifft sich's denn gut, und wir haben grade beide denselben Weg.“

Darauf gingen sie zusammen dahin und stellten sich in ein Versteck, um eine Gelegenheit abzuwarten. Als nun der Brahmane anfang einzuschlafen und der Dieb sah, daß der Dämon sich aufmachte, um ihn zu fressen, sagte er: „Lieber! Das ist nicht anständig, denn erst muß ich das Paar Kühe haben, dann kannst du den Brahmanen fressen.“ Der Dämon aber sagte: „Der Brahmane könnte ja durch das Gebrüll der Kühe aufwachen, dann wäre mein Anschlag vereitelt.“ Der Dieb dagegen sagte: „Wenn dir aber, während du dich ans Fressen machen willst, nur das kleinste Hindernis dazwischenkommt, dann kann ich das Paar Kühe nicht wegnehmen. Ich

muß also erst das Joch Kühe gestohlen haben. Hinterher magst du den Brahmanen fressen!“

Indem sie nun so beide, jeder „Ich zuerst!“ „Ich zuerst!“ um die Wette schrien, entstand ein solches Gezänk, daß der Brahmane durch ihr wechselseitiges Geschrei aufwachte. Darauf sagte der Dieb zu ihm: „Brahmane! Dieser Dämon will dich fressen.“ Der Dämon dagegen rief: „Brahmane! Dieser Dieb will dir dein Paar Kühe stehlen.“ Nachdem der Brahmane dies gehört hatte, stand er auf, sagte andächtig das Gebet an seine Schutzgottheit her und schützte so sein Leben vor dem Dämon, sein Paar Kühe aber vor dem Dieb, indem er seinen Knittel schwang. - Daher sage ich: „Sogar Feinde, die sich streiten, dienen häufig zum Besten uns: Dem Diebe dankt er das Leben, und dem Dämon sein Paar Kühe.“

Arimardana, nachdem er dessen Rede erwogen hatte, fragte alsdann auch den Prakarakarna (seinen fünften Minister): „Sag! Was denkst du denn hierüber?“ Dieser antwortete: „Majestät! Er darf in der Tat nicht getötet werden. Denn wenn wir sein Leben schonen, wird uns vielleicht die Zeit in gegenseitiger Freundschaft angenehm hinfließen. Man sagt auch: Die Wesen, welche nicht des anderen Geheimnisse wahren, die kommen gleich der Bauchschlange und der Schlange des Ameisenhügels um.“

Da fragte Arimardana „Wie war das?“, und Prakarakarna erzählte:

#### 10. Erzählung - Die beiden Schlangen, die ihr Geheimnis verraten

In einer gewissen Stadt wohnte ein König Devashakti („Macht eines Gottes“). Dessen Sohn zehrte Tag für Tag ein Glied nach dem andern ab, weil eine der Schlangen, die sonst auf Ameisenhügeln hausen, sich in seinem Leibe befand. Obgleich er von guten Ärzten mit vielen Mitteln und allen Arzneien behandelt wurde, welche die besten Lehrbücher vorschreiben, erlangte er dennoch seine Gesundheit nicht. Da ging dieser Königssohn aus Verzweiflung in die Fremde, und nachdem er in irgendeiner Stadt seinen Almosengang vollendet hatte, brachte er seine übrige Zeit in einem großen Tempel zu.

In dieser Stadt herrschte ein König namens Bali, und dieser hatte zwei heiratsfähige Töchter. Diese kamen Tag für Tag bei Aufgang der Sonne zu des Vaters Füßen und erwiesen ihm ihre Verehrung. Da sagte die eine: „Siegreich mögest du sein, oh großer König! durch dessen Gnade alle Freude empfangen wird!“ Die zweite aber sagte: „Du mögest genießen, oh großer König! was dir bestimmt ist!“ Als er dies gehört, geriet der König in großen Zorn und sagte: „He! Minister! Gebt diese ungeziemend Redende dem ersten besten Fremdling zur Frau, damit auch sie genieße, was ihr bestimmt ist!“

Nachdem dies mit dem Wort „So sei es!“ zugesagt war, wurde das Mädchen von den Ministern mit geringem Gefolge diesem Königssohn, welcher in dem Göttertempel seine Zeit zubrachte, zur Frau gegeben. Diese aber nahm den Gatten mit hocheifrigem Herzen, als ihr vom Glück beschieden an und ging mit ihm in ein anderes Land.



Nachher hatte sie den Königssohn mit der Bewachung ihrer Wohnung in einer von der Stadt ziemlich entfernten Gegend am Ufer eines Teiches beauftragt und war selbst mit ihrer Dienerschaft weggegangen, um Butter, Öl, Salz, Reis und ähnliches einzukaufen. Als sie nun, nachdem sie ihre Einkäufe besorgt hatte, zurückkehrte, so war der Königssohn eingeschlafen und sein Kopf lag auf einem Ameisenhügel. Aus seinem Munde heraus aber schlürfte eine Schlange

mit züngelnder Zunge Luft. Auf demselben Ameisenhügel war aber noch eine andere Schlange, die aus diesem herausgekrochen war. Indem sie sich gegenseitig erblickten, röteten sich ihre Augen vor Zorn, und die auf dem Ameisenhaufen befindliche sagte: „Hör, hör! Du Bösewicht! Warum plagst du diesen am ganzen Leibe schönen Königssohn so sehr?“ Die im Munde befindliche Schlange sprach dagegen: „Hör, hör! Warum hast denn auch du, Bösewicht! die beiden Töpfe voll Gold in der Mitte des Ameisenhügels verzaubert?“

Auf diese Weise verrieten sie ihre beiderseitigen Geheimnisse. Da sagte die Schlange auf dem Ameisenhügel wiederum: „He! Bösewicht! Kennt denn kein Mensch das Mittel gegen dich, daß du nämlich durch einen Trank von zerriebenen aufgeblühtem Sephonantus und Senf (bzw. schwarzer Senf) umkommst?“ Darauf sprach die im Bauch hausende Schlange: „Kennt denn auch kein Mensch das Mittel gegen dich, daß du nämlich durch heißes Öl oder sehr heißes Wasser umkommst?“ Und auf diese Weise hörte die Königstochter hinter einem Strauch verborgen die Reden beider, durch welche sie ihre Geheimnisse verrieten, und handelte demgemäß. Nachdem sie ihren Gatten wieder vollgliedrig und gesund gemacht und den größten Schatz gehoben hatte, ging sie in ihr Land zurück, und geehrt von Vater, Mutter und Verwandten lebten sie vergnügt, nachdem sie den vom Schicksal bestimmten Genuß erlangt hatten.

Daher sage ich: Die Wesen, welche nicht des anderen Geheimnisse wahren, die kommen gleich der Bauchschlange und der Schlange des Ameisenhügels um.“

Nachdem er auch dies gehört, gab auch Arimardana selbst seine Beistimmung dazu. Als nun Raktaksha (der erste Minister) sah, was geschah, spottete er innerlich und sagte wiederum: „Weh, weh! Ihr habt den Herrn durch falschen Rat zugrunde gerichtet. Man sagt auch: Wo geehrt wird, wer unehrenwert ist, und verachtet, wer ehrenwert, da stellen sich drei Dinge ein: Hungersnot, Krankheit und Krieg. Und so: Den Tor beschwichtigen gute Worte, wird auch die Sünde vor seinem Auge vollzogen: Sieh! Der Zimmermann trägt auf seinem Kopf Weib und Galan.“

Da fragten die Minister „Wie war das?“, und Raktaksha erzählte:

## 11. Erzählung - Der Zimmermann und sein treuloses Weib

In einem Orte wohnte einmal ein Zimmermann namens Viradhara („einen Mann tragend“). Der hatte eine Frau namens Kamadamini („Bezähmerin des Liebesgottes“), die war wollüstig und hatte einen schlechten Ruf bei den Leuten. Er aber, da er sie auf die Probe stellen wollte, dachte bei sich: „Wie kann ich sie wohl auf die Probe stellen? Denn es heißt auch: Wenn einst des Feuers Glut kalt ist und sehr glühend des Mondes Strahl, dann mögen auch die Frauen keusch sein sowie die Bösewichter gut.“

Ich weiß durch das Gerede der Leute, daß sie unkeusch ist. Man sagt ja: Was weder in den profanen noch heiligen Schriften gesehen oder gehört wird, das freilich weiß die Welt: Alles, was nur in Brahmas Ei geschieht.“

Nachdem er so erwogen hatte, sagte er zu seiner Frau: „Liebe! Morgen früh werde ich nach einem andern Dorf wandern, und darauf werden einige Tage hingehen. Du mußt deshalb eine angemessene Reisezehrung besorgen!“ Sie aber, nachdem sie dies gehört, ließ voller Freude und Sehnsucht alles, was sie zu tun hatte, stehen und liegen und machte mit vieler Butter und vielem Zucker eine gekochte Speise zurecht. Sagt man ja doch mit Recht: Am regnerischen Tage, in wolkiger Nacht, wenn der Regen im Wald und sonstig strömt, und wenn der Mann in der Fremde, da freut sich das geile unzüchtige Weib.

Darauf stand er in der Frühe auf und verließ sein Haus. Sie aber, nachdem sie ihn hatte abreisen sehen, besorgte mit freudestrahlendem Gesicht Putz und Schmuck ihres Leibes und konnte kaum das Ende des Tages erwarten. Dann ging sie in das Haus ihres schon lange mit ihr bekannten Liebhabers und sagte zu ihm: „Mein schlechter Mann ist in ein anderes Dorf gegangen. Du kannst also, sobald die Leute schlafen in unser Haus kommen.“ Nachdem dies so geschehen war, kehrte der Zimmermann, welcher den Tag über im Wald zugebracht hatte, am Abend durch eine Hintertür in sein Haus zurück, legte sich unter das Bett und blieb da versteckt. Mittlerweile kam dieser Devadatta („von Gott gegeben“) und ließ sich auf das Bett nieder. Als der Zimmermann ihn sah, wurde sein Herz von Zorn ergriffen und er dachte: „Soll ich gleich aufspringen und ihn tot schlagen? Oder alle beide ermorden, wenn sie vor Wollust eingeschlafen sind? Doch ich will erst sehen, was sie tut, und hören, was sie mit ihm spricht!“

Mittlerweile hatte sie die Haustür verschlossen und bestieg das Bett. Indem sie aber darauf stieg, stieß ihr Fuß an den Körper des Zimmermanns. Darauf dachte sie: „Das muß sicher der böse Zimmermann sein, der mich auf die Probe stellen will. Ich will ihm aber einen Frauenstreich spielen.“ Während sie so dachte, wurde Devadatta begierig, sie zu berühren. Sie aber legte bittend die Hände zusammen und sagte (mit einem Zwinkern): „Oh du Hochsinniger! Du darfst meinen Leib nicht berühren! Denn ich bin meinem Gatten treu und ein sehr keusches Weib. Wo nicht, so fluche ich dir, daß du in Asche zerfällst.“ Jener sagte: „Wenn das so ist, warum hast du mich denn gerufen?“ Sie antwortete: „Oh! Höre mich aufmerksam an! Heute in der Frühe ging ich zum Tempel der Chandika, um die Göttin zu sehen. Da erhob sich plötzlich eine Stimme in der Luft: «Tochter! Was kann ich tun? Du bist meine treue Verehrerin! Dennoch wirst du binnen sechs Monaten durch des Schicksals Willen Witwe sein.» Darauf entgegnete ich: «Erhabene! Wie du das Mißgeschick kennst, so kennst du sicherlich auch eine Hilfe dagegen. Gibt es also ein Mittel, wodurch mein Gatte ein Leben von hundert Jahren erreichen kann?» Darauf sagte sie: «Ja! Es gibt eins, und dieses Mittel hängt von dir ab.» Da ich dies gehört hatte, so sagte ich: «Oh Göttin! Und wenn es um mein Leben ginge, tue es mir kund, damit ich es anwende!» Darauf sagte die Göttin: « Wenn du heute mit einem fremden Mann dasselbe Lager besteigst und diesen umarmst, dann trifft den Fremden der Tod, der deinem Gatten bevorsteht, und dein Gatte dagegen wird hundert Jahre alt werden.» Aus diesem Grunde habe ich dich gerufen. Jetzt tue, was dir zu tun gut dünkt! Denn das Wort der Göttin wird sich bewahrheiten, davon bin ich fest überzeugt.“ Der Mann begriff, und mit

vor innerer Freude strahlendem Gesicht verfuhr nun jener dementsprechend (und genoß die Umarmung der Frau...).

Der törichte Zimmermann aber, als er diese ihre Rede gehört hatte, wurde von großer Freude erfüllt und kroch (nach dem die beiden sich geliebt hatten) mit in die Höhe starrendem Haar unter dem Bett hervor und sagte zu ihr: „Brav! Du treue Gattin! Brav! Du Zierde des Hauses! Ich hatte, da mein Herz durch schlechter Leute Reden in Angst geraten war, unter dem Vorwand, nach einem andern Dorf zu gehen, mich unter dem Bett versteckt, um dich auf die Probe zu stellen. So komm denn und umarme mich! Du bist die beste von allen ihren Gatten ergebenen Frauen, denn du hast selbst in den Armen eines fremden Mannes deine Keuschheit bewahrt. Du hast so gehandelt, um mein Leben zu verlängern und einen plötzlichen Tod von mir abzuwenden.“ Nachdem er so zu ihr gesprochen hatte, umarmte er sie voller Liebe, nahm sie auf seine Schulter, und sagte auch zu Devadatta: „Oh du Hochsinniger! Meine guten Werke sind es, die Dich hierher geführt haben. Durch deine Gnade habe ich ein Leben erlangt, welches hundert Jahre dauern wird. Drum umarme auch du mich und komm auf meine Schulter!“ Bei diesen Worten umarmte er den Devadatta, so sehr er sich auch sträubte, und hob ihn mit Gewalt auf seine Schulter. Alsdann tanzte er und rief: „Oh du stärkster aller Keuschheitshelden! Auch du hast mir eine Wohltat erwiesen!“ und ähnliches, ließ ihn dann von der Schulter herabsteigen, lief allenthalben an den Türen seiner Verwandten und so weiter herum und machte allerorten eine Schilderung von dieser Tugend jener beiden. - Daher sage ich: Den Tor beschwichtigen gute Worte, wird auch die Sünde vor seinen Augen vollzogen: Sieh! Der Zimmermann trägt auf seinem Kopf Weib und Galan.

Und Raktaksha fuhr fort: „So sind wir also ganz und gar mitsamt der Wurzel ausgegraben und zugrunde gerichtet. Schön wahrhaftig ist dieser Spruch: Für Feinde in Freundesgestalt gelten bei Weisen die, die guten Rat verwerfen, und grade das Widerspiel davon empfehlen. Und so: Selbst gute Dinge gehen unter, wo Ort und Zeit verkennende, unweise Männer im Rat sitzen, wie Dunkel, wenn die Sonne naht.“

Doch trotz dieser Rede begannen alle, nachdem sie Sthirajivin aufgehoben hatten, ihn in ihre Festung zu führen. Indem er so geführt wurde, sprach Sthirajivin: „Majestät! Wozu mir, der ich jetzt gar nichts zu tun vermag und mich in diesem elenden Zustand befinde, diese gütige Aufnahme? Deshalb will ich mich in das flammende Feuer stürzen. Drum erweise mir die Gnade, mich durch das Geschenk eines Scheiterhaufens zu beehren.“ Da fragte Raktaksha, welcher seine verborgene Absicht erkannt hatte: „Warum willst du dich ins Feuer stürzen?“ Jener antwortete: „Ich bin doch nur euret wegen von Meghavarna in diesen unglücklichen Zustand versetzt worden: Darum wünsche ich meine Rache an ihm zu nehmen und im nächsten Leben eine Eule zu werden.“ Als er dies gehört, sagte Raktaksha, welcher der Regeln, nach denen ein König zu handeln hat, kundig war: „Lieber! Du bist schlau und in verstellter Rede sehr geschickt. Denn wenn du auch in eine Eulengebärmutter führest, würdest du dennoch deine Krähengebärmutter hochschätzen. Man erzählt auch folgende Geschichte: Nicht die Sonne und nicht Wolke, Wind oder Berg wählt zum Gemahl das Mäuschen, sondern Gleichartiges: Denn Art läßt nimmermehr von Art.“

Da fragten die Minister „Wie war das?“, und Raktaksha erzählte:

## 12. Erzählung - Die verwandelte Maus soll sich einen Bräutigam wählen

Am Ufer der Ganga - welche Wellen führt mit mächtigem, weißem Schaum, der aufgeregt wird durch das Hin- und Herschießen der Fische, die wiederum erschrocken sind durch das Gebrüll des gegen rauhe Felsen wogenden Wassers -, da ist ein Gefilde von Einsiedeleien, voll von Büßern, welche sich einzig mit der Vollziehung der Werke des Gebets, der Sinnesbändigung, der Buße, des Studiums der heiligen Schriften, des Fastens und der Meditation beschäftigen, welche nur nach sehr reinem, wenigem Wasser verlangen, ihren Körper durch den Genuß von Knollen, Wurzeln, Früchten und Wasserpflanzen kasteien, und weiter keine Bedeckung tragen, als einen aus Baumrinde gefertigten Schurz. Da lebte auch ein Familienhaupt namens Yajnavalkya.

Der Weise hatte sich in der Tochter des Jahnu (in der Ganga) gebadet und war eben im Begriff, sich den Mund auszuspülen. Während er nun der Sonne seine Verehrung erwies, fing ein Falke an diesem Orte mit der Biegung seiner sehr scharfen Klauen ein Mäuschen. Als der Weise dies sah, wurde sein Herz von Mitleid bewegt, er rief „Laß los! Laß los!“ und warf zugleich mit einem kleinen Stein nach ihm. Diesem aber wurden durch den Steinwurf die Sinne verwirrt, und er fiel zu Boden, indem er die Maus fahren ließ. Das Mäuschen lief vor Furcht zitternd zu den Füßen des Weisen und bat: „Schütze mich! Schütze mich!“ Der Falke aber, nachdem er seine Besinnung wiedererlangt hatte, sprach zu ihm: „Oh Weiser! Du hast nicht recht gehandelt, daß du mich mit einem Stein beworfen hast. Fürchtest du dich nicht vor Ungerechtigkeit? Gib mir also jenes Mäuschen zurück! Wo nicht, so wirst du eine schwere Sünde auf dich laden.“ Der Weise sprach: „Oh böser Vogel! Man muß ja doch das Leben der Lebenden schützen, die Bösen bestrafen, die Guten achten, die Eltern und Lehrer verehren, und die Götter preisen. Warum sprichst du also so unvernünftig!“ Der Falke sagte: „Du kennst nicht das subtile Recht. Als der höchste Gott die Wesen schuf, hat er allen Lebendigen ihre Nahrung bestimmt: Wie euch gekochte Speise, so sind uns Mäuse und ähnliches zugewiesen. Warum tadelst du mich also, weil ich nach meiner Nahrung begehre? Man sagt auch: Die Speise, welche jedwem bestimmt ist, bringt ihm keine Schuld; aber verbotene Speise bringt Sünde, deren enthalte man seinen Leib. Wie berauschende Getränke von Brahmanen oder Opfer Speise vom Trunkenbold, auch wenn sie normaler Speise gleicht, nicht gespeist werden darf, so gilt es für andere mit anderer Nahrung auch. Auf Nahrung beruht der Essenden Wohlsein, und diese Nahrung gewährt kein Fest. Weswegen bestrafst du mich so ungerecht? Dies ist nicht die Weise der Weisen. Denn diese sehen nicht, was sie sehen, hören nicht, was sie hören. Wird etwa die aus Begierde entstandene Träne gepriesen? Weise sind gleichen Sinns gegen Feind und Freund, dem Erdklumpen oder Gold gleich an Gefühl, für Freunde und Feinde gleichsinnig, parteilos zwischen Liebe und Haß. Denn die Guten scheiden sich von den Bösen durch Gleichsinnigkeit: Gut sind solche, die vorwurfsfrei sich guten Brauchs befleißigen. Darum hast du durch jene Tat dich versündigt. (Diese Fabel erinnert auch an die Geschichte von König Sivi in [MHB 3.197.](#)) Denn man sagt auch: Mit „Laß los! Laß los!“ da fällt eines; mit „Laß nicht los!“ fällt das andere auch. Wie er am Boden zwei sieht, denkt er: „Schweigen nützt jederzeit.“

Da fragte der Weise Salankayana „Wie ist das?“, und der Falke sprach:

### 13. Erzählung - Die Kleider der Heiligen



Am Ufer eines Flusses vollzogen einst drei heilige Brüder mit Namen Ekata, Dwita und Trita zusammen Buße (siehe auch [MHB 9.36](#)), und während sie sich badeten, standen vermittelst der Macht ihrer Buße ihre gewaschenen Kleider naß von Wasser ohne alle Stütze mitten in der Luft, um nicht irgendeinen unreinen Teil der Erde zu berühren. Da wurde einst, wie von mir, so von einem Geier durch List ein kleiner Frosch gefangen. Als er dies sah, wurde das Herz des Ältesten von Mitleid bewegt, und er sprach zu jenem „Laß los! Laß los!“, wie du zu mir. In demselben Augenblick fiel, weil er sich in Dinge einmischte, die ihn nichts angingen, sein gewaschenes Kleid aus der Luft auf die Erde. Als dies der zweite sah, geriet er in Furcht und sprach: „Laß nicht los!“ Als auch dessen Kleid herabfiel, und der dritte alle beide gefallen sah, schwieg er still. - Daher sage ich: Mit „Laß los! Laß los!“ da fällt eines; mit „Laß nicht los!“ fällt das andere auch. Wie er am Boden zwei sieht, denkt er: „Schweigen nützt jederzeit.“

#### Fortsetzung der 12. Erzählung

Nachdem er dieses gehört hatte, sagte der Weise lächelnd: „Oh du törichter Vogel! Das ist der Charakter des damaligen Zeitalters gewesen. Denn im Zeitalter der Wahrheit (Satya-Yuga) entsteht bereits eine Sünde, wenn man einen Schlechten auch nur anredet. Daher bewirkten die beiden Brahmanen nur durch das Ansprechen mit guter Rede das Herabfallen der Kleider. Jetzt herrscht aber das Zeitalter der Schlechtigkeit (Kali-Yuga). Da ist jeder ohne Ausnahme sündig: Deshalb haftet keine Sünde ohne persönliche Handlung. Daher sagt man auch: In den anderen Zeitaltern stecken der Menschen Sünden an, doch in diesem, dem schuldreichen, versündigt sich der Täter nur. Und so: Durch Sitzen, Liegen, Gehen, Reden und durch Essen mit anderen breitet im ersten Zeitalter sich Sünde aus wie Öl im Meer. Doch wozu unnützes Gerede? Entferne dich! Wo nicht, so werde ich dir fluchen.“



So fiel dem Weisen das Mäuschen, aus dem Schnabel des Falken stürzend, in seine Hand. Nachdem er es betrachtet hatte, setzte er es auf ein Feigenblatt, badete sich von neuem, spülte sich den Mund aus, vollzog die Sühne und übrigen Andachtsübungen, verwandelte dann das Mäuschen durch die Macht seiner Buße in ein Mädchen, ging mit diesem in seine Einsiedelei und sagte zu seiner Frau, die kinderlos war, folgendes: „Liebe! Nimm hier diese an Tochterstatt an und erziehe sie sorgfältig!“ Darauf ward sie von ihr aufgezogen, geliebt und gepflegt.

Als sie zwölf Jahre alt geworden war, und die Gattin sah, daß sie heiratsfähig war, sagte sie zu ihrem Gatten: „Höre, oh Gatte! Siehst du nicht, daß die Zeit zur Verheiratung unserer Tochter überschritten wird?“ Jener sagte: „Ganz richtig gesprochen! Man sagt ja: Von Göttern wie Soma, den Gandharvas und dem Feuer werden Frauen zuerst geliebt, von Menschen dann später. Darum sind sie von Sünde frei. Soma schenkt ihnen Frömmigkeit, die Gandharvas den süßen Ton und das Feuer vollständige Reinheit: Drum sind die Frauen sündenlos. Ohne Menses wird sie Gauri ge-

nannt; Rohini, wenn sie solche hat, und wenn ohne Zeichen und Busen, heißt das Mädchen Naknika. Sobald die Zeichen (der Pubertät) eintreten, so liebt Soma auch die Maid, im Busen wohnen die Gandharvas und das Feuer im Monatsfluß. Drum leite man die Heirat ein, sobald das Mädchen die Menses hat, und sobald sie acht Jahr alt ist, wird empfohlen die Verheiratung. Das erste Zeichen wie auch das zweite verletzt der Brüste Paar, Liebesgenuß die andere Welt und den Vater der Monatsfluß. Hat sie aber die Monate, dann kommt ihr die freie Wahl zu: Darum verlobt man sie unreif, so sprach Manu Swayambhuva. Ein Mädchen, welches ehelos im Vaterhause die Monate sieht, solches ist unverheiratbar, ausgelassen und lasterhaft.

Der Vater soll dem Besten, Gleichen oder selbst Niederen eine schon Entwickelte rasch zur Frau geben, damit er nicht in Schuld verfällt. Daher will ich sie einem Gleichen zur Frau geben, keinem anderen. Man sagt auch: Nur wo beide an Reichtum gleich und beide gleich sind an Stand, da geziemt sich Ehe oder Freundschaft, doch zwischen Starken und Schwachen nicht. Und so: Stand und auch Tugend und ob ein Schutzherr, Vermögen und Wissen sowie Leib und Alter: Die sieben Dinge erwägt der Weise, wenn er sein Kind verheiratet, und sonst weiter nichts. Wenn sie es also zufrieden ist, so will ich den erhabenen Sonnengott rufen und sie diesem zur Frau geben.“

Jene sagte: „Was wäre da auszusetzen? Tu es!“ Darauf rief der Weise die Sonne. Durch die Macht der Anrufung vermittelt Vedensprüche kam die Sonne augenblicklich herbei und sprach: „Erhabener! Warum rufst du mich?“ Dieser antwortete: „Sieh! Hier steht mein Töchterchen. Wenn sie dich erwählt, so nimm sie dir zur Frau!“ Nachdem er dies gesagt hatte, sprach er zu seiner Tochter: „Tochter! Gefällt dir dieser erhabene, die drei Welten erleuchtende Sonnengott?“ Das Töchterchen aber sprach: „Väterchen! Der ist zu heiß. Den will ich nicht. Rufe irgendeinen anderen Besseren!“ Als nun der Weise ihre Rede gehört hatte, fragte er die Sonne: „Erhabener! Gibt es irgendeinen, der mächtiger ist als du?“ Die Sonne antwortete: „Ja! Es gibt einen Stärkeren als ich, das Gewölk, durch dessen Bedeckung ich unsichtbar werde.“ Darauf rief der Weise auch das Gewölk herbei und sagte zu seiner Tochter: „Töchterchen! Soll ich dich diesem zur Frau geben?“ Diese antwortete: „Das ist schwarz und kalt. Darum gib mich an irgendein anderes mächtiges Wesen!“ Darauf fragte der Weise auch das Gewölk: „Höre, oh Wolke! Gibt es irgendeinen, der mächtiger ist als du?“ Das Gewölk antwortete: „Mächtiger als ich ist der Wind! Vom Wind getroffen, zerspringe ich in tausend Stücke.“ Nachdem er dies gehört hatte, rief der Weise den Wind und sprach: „Töchterchen! Gefällt dir der Wind hier am besten zum Manne?“ Sie antwortete: „Väterchen! Der ist überaus unstedt. Laß lieber irgendeinen Mächtigeren kommen!“ Der Weise sprach: „Wind! Gibt es einen noch Mächtigeren als du es bist?“ Der Wind sagte: „Mächtiger als ich ist der Berg. Denn wenn ich auch noch so stark bin, hält er mich doch aus, weil er sich entgegenstemmt.“ Darauf rief der Weise den Berg herbei und sagte zu dem Mädchen: „Töchterchen! Soll ich dich diesem zur Frau geben?“ Diese antwortete: „Väterchen! Der ist hart und starr. Drum gib mich einem anderen.“ Der Weise fragte den Berg: „Höre! König der Berge! Gibt es irgendeinen Mächtigeren als du es bist?“ Der Berg antwortete: „Mächtiger als ich sind die Mäuse, welche mit Gewalt meinen Körper durchbohren.“ Darauf rief der Weise einen Mäuserich und zeigte ihr diesen und sagte: „Töchterchen! Soll ich dich diesem zum Weibe geben? Gefällt dir der Mäusekönig hier?“ Sie aber, als sie diesen erblickte, dachte: „Der ist von meiner eigenen Gattung!“ Ihr Körper verschönte sich durch die vor Freude in die Höhe starrenden Haare, und sie sagte: „Väterchen! Mach

mich zu einem Mäuschen und gib mich ihm zur Frau, damit ich die meiner Gattung vorgeschriebenen häuslichen Pflichten erfülle!“

Er verwandelte sie darauf durch die Macht seiner Buße in ein Mäuschen und gab sie jenem zur Frau. Daher sage ich: Nicht die Sonne und nicht Wolke, der Wind oder den Berg wählt zum Gemahl das Mäuschen, sondern Gleichartiges: Denn Art läßt nimmermehr von Art.“

Aber ohne des Raktakshas Rede zu achten, wurde Sthirajivin zum Verderben ihres Geschlechts zu ihrer Festung geführt. Und während er hingeführt wurde, lachte er in seinem Herzen und dachte: „Der, welcher seines Herrn Bestes anratend sagte «Tötet ihn!», der kennt einzig von all diesen das wahre Wesen der Politik. Hätten sie getan, was er riet, so würde sie auch nicht das geringste Leid treffen.“

Als sie zum Tor der Festung gekommen waren, sagte Arimardana: „He! He! Gebt diesem wohlgesinnten Sthirajivin einen Platz, wie er ihn wünscht!“ Als er dies hörte, dachte Sthirajivin: „Ich muß doch an ein Mittel denken, ihr Verderben herbeizuführen. Das ist nicht möglich, wenn ich mich in ihrer Mitte befinde. Denn sie werden sorglich auf mich achtgeben und meine Mienen und ähnliches überdenken. Drum will ich meinen Sitz vor der Festung einnehmen und da meinen Plan ins Werk setzen.“

Nachdem er so beschlossen hatte, sprach er zum Eulenkönig: „Majestät! Was der Herr gesagt, ist angemessen. Aber auch ich kenne die Gesetze der Lebensklugheit und will dein Bestes. Obgleich ich dich liebe und redlich bin, so bin ich doch nicht wert, mitten in der Festung zu wohnen. Drum will ich hier an dem Tor bleiben und meinen Körper durch den Staub deiner lotusgleichen Füße reinigen und dir täglich meine Verehrung erweisen.“ Nachdem der König mit dem Wort „So sei es!“ dieses erlaubt hatte, brachten die Diener des Eulenkönigs, welche wohlschmeckende Speise bereiteten, auf Befehl des Eulenkönigs dem Sthirajivin Tag für Tag Nahrung von ausgewähltem Fleisch. Damit wurde er nach einigen Tagen stark wie ein Pfau.

Als nun Raktaksha sah, wie Sthirajivin gepflegt ward, so sagte er voll Erstaunen zu den Ministern und dem Könige: „Ach! Betört sind die Minister und auch du! Das ist meine Überzeugung. Man sagt auch: Zuerst war ich allein töricht, alsdann der Vogelfänger auch, nachher der König samt Räten: Wahrlich ein ganzes Narrenhaus!“

Da fragten jene „Wie war das?“, und Raktaksha erzählte:

#### 14. Erzählung - Der Gold entleerende Vogel und die Toren, die ihn besaßen



In einer gewissen Berggegend befindet sich ein großer Baum. Und da wohnte ein Vogel mit Namen Simbhuka, in dessen Entleerungen Gold entstand. Dahin kam einstmals ein Jäger, und der Vogel ließ grade vor seinen Augen seine Exkreme fallen. Als nun der Jäger sah, daß diese in demselben Augenblicke, wo sie niederfielen, sich in Gold verwandelten, geriet er in Verwunderung: „Ah! Von meiner Kindheit an beschäftige ich mich achtzig Jahre mit Vogelfang, habe aber noch kein einziges Mal in den Exkrementen eines Vogels Gold gesehen.“ Nachdem er so gedacht hatte, stellte er an dem Baum eine Schlinge auf. Darauf setzte

sich dieser törichte Vogel ohne Mißtrauen im Herzen wie früher da nieder und war augenblicklich in der Schlinge gefangen. Der Jäger aber löste ihn los von der Schlinge, setzte ihn in einen Käfig und trug ihn in sein Haus. Alsdann dachte er: „Was soll ich mit diesem gefahrdrohenden Vogel anfangen? Wenn irgendeinmal jemand erfährt, daß er von dieser Art ist und es dem König meldet, dann gerät sicher mein Leben in Gefahr. Darum will ich selbst den Vogel dem König darbringen.“ Nachdem er so überlegt hatte, tat er auch demgemäß. Auch der König, als er den Vogel sah, geriet in das höchste Entzücken, riß seine Augen weit auf in seinem lotusgleichen Angesicht und sprach folgendermaßen: „He da, ihr Wächter! Bewahrt mir sorgfältig diesen Vogel und gebt ihm Essen, Trinken und alles Übrige soviel er begehrt!“

Darauf sagte aber ein Minister: „Wie kann man im Vertrauen auf das bloße Wort eines unglaublichen Jägers diesen Vogel verpflegen? Entsteht denn je in den Exkrementen eines Vogels Gold? Drum befreie man diesen Vogel aus den Banden des Käfigs!“ So wurde der Vogel auf die Rede des Ministers vom König freigelassen. Indem er in das hohe Tor trat, ließ er goldene Exkremente fallen, und nachdem er die Strophe „Zuerst war ich allein töricht usw.“ rezitiert hatte, flog er, wohin er Lust hatte, durch die Luft davon. - Daher sage auch ich: Zuerst war ich allein töricht, alsdann der Vogelfänger auch, nachher der König samt Räten: Wahrlich ein ganzes Narrenhaus!“



Diese aber beachteten durch die Feindschaft des Schicksals seine obgleich gute Rede wiederum nicht, sondern pflegten die Krähe auch ferner mit mancherlei Nahrung von trefflichem Fleisch und ähnlichem. Darauf rief Raktaksha seine Schar zu sich und sagte ihr insgeheim: „Ach! Unser Gebieter hat Glück und Burg die längste Zeit gehabt. Ich habe geraten, wie ein angeerbter Minister spricht. Darum laßt uns jetzt zu einer andern Burgfeste unsere Zuflucht nehmen! Denn man sagt auch: Wer mit Bedacht handelt, der steht sich gut dabei, doch Kummer wird jenem zuteil, der unbedacht lebt. Bejährt und grau bin ich hier im Wald geworden, doch Höhlen höre ich heute zum ersten Mal sprechen.“

Da fragten sie „Wie war das?“, und Raktaksha erzählte:

## 15. Erzählung - Der vorsichtige Schakal

In einer gewissen Waldgegend wohnte ein Löwe namens Kharanakhara („mit scharfen Klauen“). Der schweifte einst mit vor Hunger abgezehrter Kehle hier und dort umher, stieß aber auf kein einziges Tier. Als darauf die Sonne unterging, kam er zu einer großen Berghöhle, trat hinein und dachte: „Sicher muß irgendein Tier in der Nacht in diese Höhle kommen! Drum will ich hier im Versteck bleiben!“ Mittlerweile kam der Besitzer dieser Höhle, ein Schakal namens Dadhiputcha („mit dem Milchschweif“) heran. Wie der zusieht, so geht eine Spur von Löwentritten in die Höhle, führt aber nicht heraus. Darauf dachte er: „Oh weh! Ich bin verloren! Da muß notwendig ein Löwe hineingegangen sein. Was soll ich nun tun? Wie werde ich Sicherheit erlangen?“ Nachdem er so überlegt hatte, fing er an, an der Tür stehend, zornig zu rufen: „Heda, Höhle! He da, Höhle!“ Nachdem er so gerufen, schwieg er still und sprach dann von neuem: „He! Erinnerst du dich denn nicht, daß ich mit dir das

Übereinkommen getroffen habe, daß ich dich begrüße, wenn ich von auswärts komme, und du mich einladen mußt? Wenn du mich also nicht anrufst, so werde ich in diejenige zweite Höhle gehen, die mich nachher anrufen wird.“ Als aber der Löwe das hörte, dachte er: „Sicherlich ruft ihn die Höhle immer an, wenn er kommt. Heute aber spricht sie aus Furcht vor mir keine Silbe. Sagt man ja doch mit Recht: Leute, welche vor Furcht beben, die können weder Hand noch Fuß noch irgendeinen Laut gebrauchen und erzittern gewaltiglich. Drum will ich statt ihrer rufen, damit er dem Ruf folgt und mir zum Futter wird.“ Nachdem er so erwogen hatte, stieß der Löwe für sie einen Ruf aus. Darauf wurde die Höhle vom Widerhall des Löwengebrülls erfüllt und setzte auch die übrigen in der Ferne befindlichen Tiere des Waldes in Schrecken. Der Schakal aber floh und rezitierte diese Strophe: Wer mit Bedacht handelt, der steht sich gut dabei, doch Kummer wird jenem zuteil, der unbedacht lebt. Bejahrt und grau bin ich hier im Wald geworden, doch Höhlen höre ich heute zum ersten Mal sprechen. - Dasselbe denkt auch ihr und geht mit mir!“

Nachdem er so gesprochen hatte, ging Raktaksha in Begleitung seiner ihm nachfolgenden Dienstmannen in ein entferntes anderes Land. Nachdem nun Raktaksha sich entfernt hatte, dachte Sthirajivin mit überaus erfreutem Herzen: „Ah! Das hat sich für uns gut gefügt, daß Raktaksha weggegangen ist! Denn der ist weitsichtig; diese aber sind törichten Sinnes. Nun kann ich sie mit leichter Mühe vernichten. Denn man sagt auch: Ein Herrscher, der nicht weitsichtige, angeerbte Minister hat, dem wird unzweifelhaft baldigst vollständiges Verderben nahen. Sagt man doch auch mit Recht: Für Feinde in Freundgestalt gelten bei Weisen die, die guten Rat verwerfen, aber grade das Widerspiel davon empfehlen.“

Nachdem er so überlegt hatte, legte er Tag für Tag jedesmal ein kleines Stückchen Holz in sein Nest, um die Höhle anzuzünden. Aber die törichten Eulen merkten nicht, daß er sein Nest ausbaute, um sie zu verbrennen. Sagt man ja doch mit Recht: Den Feind hält er für seinen Freund, den Freund hasset und schädigt er, Glück dünkt Unglück, Sünde Tugend dem vom Schicksal geschlagenen Mann.

Nachdem nun unter dem Vorwand, ein Nest zu bauen, an der Tür der Festung ein Haufen Holz gesammelt war, ging Sthirajivin, als die Eulen nach Aufgang der Sonne die Kraft zu sehen verloren hatten, eilig zu Meghavarna und sagte zu ihm: „Herr! Es ist so weit gebracht, daß des Feindes Höhle verbrannt werden kann. Drum komm mitsamt deinem Gefolge! Laß jeden ein brennendes Scheitchen Holz nehmen und werft sie an der Tür der Höhle in mein Nest, damit sämtliche Feinde unter denselben Leiden umkommen, als ob sie in der Hölle in Töpfen gesotten würden.“ Nachdem er dies gehört hatte, sprach Meghavarna voll Freude: „Väterchen! Erzähle deine Geschichte! Ich habe dich so lange nicht gesehen!“ Dieser antwortete: „Kind! Jetzt ist keine Zeit zum Erzählen. Denn wenn irgendein Spion diesem Feind verrät, daß ich hierhergegangen bin, so wird der Blinde, sobald er es erfährt, anderswohin abziehen. Drum eile! Man sagt auch: Sobald ein Mann sich aufs Zaudern legt, wo Raschheit von Nöten ist, dann verhindern die Götter aus Zorn sicherlich, was er vorhat. Und so: Denn von jedem Werk, und vorzüglich einem solchen, das in Blüte steht, schlürft die Zeit seine Frucht, wird es nicht schleunig vollendet. Drum werde ich dir, wenn ich nach Haus zurückgekommen bin und du den Feind geschlagen hast, alles ausführlich und ungestört erzählen.“

Als jener diese Rede gehört hatte, nahm er samt seinen Dienstmannen jeder ein brennendes Scheitchen Holz mit der Spitze des Schnabels, und nachdem sie zum Tor

der Festung gekommen waren, warfen sie es in Sthirajivins Nest. Darauf wurden jene Eulen allesamt in der Mitte der Höhle, wie in einem Höllenfeuer gesotten und kamen um. Denn der Ausgang war verschlossen, und es nützte es ihnen nichts, daß sie sich nun doch der Worte des Raktaksha erinnerten. Nachdem Meghavarna auf diese Weise seine Feinde bis auf den letzten ausgerottet hatte, kehrte er wieder zu derselben Burg auf dem Feigenbaum zurück. Darauf ließ er sich auf seinen Thron nieder und inmitten des Hofes fragte er den Sthirajivin mit hochofreutem Herzen: „Väterchen! Wie hast du mitten unter den Feinden eine so lange Zeit zugebracht? Darauf bin ich neugierig. Erzähle es, denn: Die Männer, welche rein handeln, stürzen sich lieber ins Feuer, als einen einzigen Moment auch nur in der Feinde Kreis zu hausen.“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte Sthirajivin: „Lieber! Für einen treuen Diener gibt es kein Leid, wenn er nach einer zu erhoffenden Frucht begehrt! Denn es heißt auch: Wenn irgendein Weg durch drohende Gefahren Vorteil zu gewähren verspricht, so ist er mit weisem Bedacht zu betreten, sei er erhaben oder auch niedrig: Denn seine elefantenrüsselgleichen, von der Sehne Anprall gezeichneten, großer Taten erfahrenen Hände umwand der Held Arjuna mit feinen Armbändern gleichwie ein Weib. Selbst der Starke, oh Männergebieter! und der Weise, hält er es für zeitgemäß, muß wahrlich hausen bei einem wie Donnerschläge zu meidenden, gemeinen und sündigen Volk: Hat nicht - die Hand mit dem Löffel beschäftigt, von Rauch geschwärzt und Arbeit geplagt - sogar der überstarke Bhima als Koch im Palast der Matsyas gelebt? Was ihm auch Unangenehmes zustößt, sei es nun gut oder tadelnswert, der Weise führt, die Zeit bedenkend, was er in Sinn gefaßt hat aus: Hat nicht der links auch den Bogen Spannende (Arjuna), die Hände schwielig vom zitternden, schweren und harten Anprall der Sehne des Gandiva-Bogen, (im gleichen Palast) geschmückt mit Frauengürtel Liebestänze getanzt? Der Weise, hat er ein Ziel im Auge, bewältigt seinen eignen Glanz, und obgleich mit der wahrhaftigen Macht versehen, beugt er sich in Geduld, wo das Schicksal es heischt: Trug nicht der herrliche Sohn des Dharma (Yudhishtira), obgleich mit Brüdern begabt, die gleich dem Götterkönig, Schatzgebieter und Todesgott waren, den dreifachen Stab eines Büßers, lange Zeit sich peinigend? Der Kunti kräftige Söhne, obgleich an Schönheit und Adel reich, gingen dennoch als Kuhhirten in den Fürstendienst bei Virata. Selbst jene, die der Göttin Shri gleich (der Gemahlin von Vishnu und Göttin des Wohlstandes) durch unvergleichliche Gestalt, durch der Jugend Gaben, durch Geburt im edelsten Haus und Schönheit, selbst diese geriet in ungeziemende Lage durch des Schicksals Willen: Hat nicht Draupadi - stolz und verächtlich von den Mägden, denen sie eine Dienstmagd schien, angeherrscht - im Palast des Matsya-Königs Sandelholz gemahlen? (siehe [MHB ab 4.1](#))“

Meghavarna sagte: „Väterchen! Das Zusammenwohnen mit einem Feind dünkt mir so schwer, wie das Gelübde, auf der Schneide eines Schwertes zu stehen.“ Jener sprach: „Majestät! So ist es! Aber ich habe noch an keinem Ort einen solchen Haufen von Toren gesehen, denn außer dem sehr weisen Raktaksha, welcher eine unvergleichliche Einsicht in viele Schriften besitzt, hatte keiner Verstand. Nur er erkannte, was ich im Herzen beabsichtigte. Die andern Minister aber waren große Dummköpfe, die sich nur für Minister ausgaben, um davon ihren Lebensunterhalt zu haben. Sie waren nicht fähig, die Wahrheit zu erkennen, da sie nicht einmal dies durchschauten. Denn: Ein schlechter Knecht, der vom Feind kommt, denkt nur, wie er sich ihm versöhnt: Gewichen vom Pfad des Rechts, ist er für immer feig und schlecht. Im

Sitzen, Liegen und Gehen sowie allen Gegenständen von Speis und Trank legt der Feind dem Feinde Schlingen, sieht er ihn sorglos oder nicht. Deswegen soll sich der Weise sorgfältig und mit Bedacht schützen, als die Wohnung der drei Güter (die drei Lebensziele von Tugend, Reichtum und Liebe), denn Sorglosigkeit vernichtet ihn.

Mit Recht sagt man auch dieses: Wen quält nicht Krankheit, ißt er Ungesundes? Wer macht nicht Fehler in der Politik, hat er schlechte Minister? Wen macht das Glück nicht stolz? Wen trifft der Tod nicht? Wen martert nicht Sinnesgenuß, wenn er ihm frönt? Dem Gierigen geht der Ruhm verloren, dem Heimtückischen die Freundschaft, dem an guten Werken Armen sein Stamm, dem auf Besitz Erpichten die Tugend, dem Sinnlichen die Frucht der Erkenntnis, dem Unglücklichen die Freude und dem Fürsten mit sorglosen Ministern sein Reich. Darum habe ich, oh König! ein Gelübde, so schwer wie auf der Schneide eines Schwertes zu stehen, durch den Aufenthalt unter den Feinden vollzogen. Was du gesagt hast, das habe ich mit meinen eignen Augen genossen. Man sagt auch: Verachtung wählend und Achtung nachsetzend, soll der Weise sein Ziel gewinnen. Denn ein Tor ist, wer nicht erreicht, was er erzielt. Selbst auf der Schulter trägt der Weise seinen Feind, wenn es die Zeit erheischt: Von der großen schwarzen Schlange sind viele Frösche umgebracht worden.“

Da fragte Meghavarna „Wie war das?“, und Sthirajivin erzählte:

#### 16. Erzählung - Die Schlange, die sich von Fröschen reiten läßt

In einer Gegend des Berges Varuna lebte eine bejahrte schwarze Schlange namens Mandavisha („mit wenig Gift“). Die dachte in ihrem Herzen folgendermaßen: „Wie fange ich es an, daß ich mir meinen Lebensunterhalt mit Leichtigkeit verschaffe?“ Darauf ging sie zu einem Teich, der reich an Fröschen war und zeigte sich so, als ob sie gleichgültig gegen alles Weltliche wäre. Indem sie nun so dastand, kam ein Frosch an den Rand des Wassers und fragte sie: „Liebe! Warum gehst du heute nicht wie sonst herum, um dir Nahrung zu verschaffen?“ Sie antwortete: „Lieber! Woher sollte ich Unglückliche nach Speise verlangen? Denn gestern abend in der Dämmerung, als ich Speise suchend herumging, sah ich einen Frosch. Ich richtete meine Bewegung ein, um ihn zu fangen. Er aber, da er mich erblickt hatte, hüpfte aus Furcht vor dem Tode zwischen Brahmanen, welche in das Studium der Heiligen Schriften vertieft waren, und ich bemerkte nicht, wohin er geraten war. Darauf wurde mein Sinn durch etwas ihm ähnliches beirrt, und ich biß den Sohn irgendeines Brahmanen, mit Namen Dradhika („der Standhafte“) in den Daumen, welcher am Ufer des Teiches im Wasser stand. Darauf starb dieser augenblicklich, ich aber wurde von seinem schmerzergriffenen Vater verflucht: «Weil du Bösewicht! meinen Sohn, der dir nichts zuleid getan, gebissen hast, darum sollst du dieser Sünde wegen den Fröschen zum Reiten dienen und von der Nahrung leben müssen, welche du von ihrer Gnade empfängst!» Darauf bin ich hierhergekommen, um euch zum Reiten zu dienen.“



Von jenem wurde dies nun allen Fröschen kundgetan. Drauf gingen sie alle zusammen hin und meldeten es dem Froschkönig Jalapada („der Wasserfüßige“). Dieser dachte „Das ist ja wunderbar!“ und verließ eilig, von seinen Ministern umgeben, den Teich und bestieg den Rücken der Schlange Mandavisha. Auch die übrigen stiegen alle nach ihrer Rangordnung auf ihren Rücken. Um es kurz zu machen: Diejenigen, die keinen Platz auf ihr erlangen konnten, liefen hinter ihr

her. Mandavisha aber zeigte zu seinem eigenen Vergnügen verschiedenförmige Gangarten. Jalapada nun, der durch die Berührung des Schlangenkörpers Freude empfand, sagte zu ihr: Nicht das Reiten auf Elefanten, nicht auf Rossen, Wagen oder Männern gefällt mir so, wie das hier auf Mandavisha.

Eines Tages aber ging Mandavischa aus Verstellung so langsam als er nur konnte. Als er dies nun bemerkte, sagte Jalapada: „Lieber Mandavisha! Warum geht das Reiten heute nicht so gut als sonst?“ Mandavisha antwortete: „Majestät! Aus Mangel an Nahrung habe ich heute keine Kraft zum Tragen.“ Da sagte jener: „Lieber! Iß ein Paar gemeine Frösche!“ Nachdem er dies gehört, war Mandavisha am ganzen Körper erfreut und sagte vergnügt: „Das ist eben der Fluch des Brahmanen über mich. Darum bin ich über diese deine Erlaubnis in Freude versetzt.“ Darauf fing er augenblicklich an, einige Frösche zu fressen, wurde in wenigen Tagen kräftig, und innerlich lachend sprach er voller Freude: „Die Frösche hier sind gar vielfältig durch List und Trug berückt, wie lange Zeit soll's wohl dauern, bis ich sie alle gefressen hab!?“

Jalapada aber, dessen Herz durch Mandavishas verstellte Rede betört war, merkte auch nicht das allergeringste. Mittlerweile kam eine andere große schwarze Schlange in diese Gegend, und als sie sah, wie jene von Fröschen geritten wurde, geriet sie in Verwunderung und sagte: „Kamerad! Du läßt dich von denen reiten, die unsere Nahrung sind, das ist widersinnig!“ Mandavisha antwortete: „Ich weiß genau, daß ich der Frösche Fuhrwerk bin. Aber warte nur, warum! Wie beim Priester, der durch Kuchen blind werden soll.“

Da fragte diese „Wie war das?“, und Mandavisha erzählte:

## 17. Erzählung - Der Brahmane und sein ehebrecherisch Weib

In einem gewissen Orte lebte ein Brahmane, mit Namen Yajnadatta („vom Opfer gegeben“). Der hatte eine ehebrecherische Frau, die ihr Herz an einen andern gehängt hatte, stets für ihren Liebhaber mit Zucker und geschmolzener Butter Leckerbissen machte und sie diesem hinter dem Rücken ihres Mannes gab. Aber einst sah es der Mann und sagte zu ihr: „Liebe! Wozu wird das gebacken? Und wohin bringst du das immer? Sag mir die Wahrheit!“ Sie aber, die ihren Kopf rasch bei der Hand hatte, antwortete mit lügnerischen Worten: „Nicht weit von hier ist ein Tempel der erhabenen Göttin. Dahin bringe ich, nachdem ich vorher gefastet habe, Opfer und mannigfache unvergleichliche Speisen.“ Darauf nahm sie all dieses und machte sich vor seinen Augen auf den Weg zum Tempel der Göttin: „Denn“, dachte sie, „wenn ich dieses heute der Göttin darbringe, wird mein Mann denken, daß seine Brahmanin die ausgewählten Speisen immer zu der erhabenen Göttin bringt.“

Während sie nun, nachdem sie zum Tempel der Göttin gegangen war, zum Fluß herabsteigt, um sich zu baden und dies Werk des Badens vollzieht, kam ihr Mann auf einem anderen Weg heran und stellte sich hinter den Rücken der Göttin, sodaß er nicht gesehen werden konnte. Die Brahmanin aber, nachdem sie sich gebadet und zu dem Altar der Göttin gekommen war, besorgte die Zeremonien des Waschens, Salbens, Bekränzens, Beräucherns, Opfern und so weiter, verbeugte sich alsdann vor der Göttin und sprach: „Erhabene! Durch welches Mittel wird mein Mann blind werden?“ Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Brahmane hinter der Göttin Rücken stehend mit verstellter Stimme: „Wenn du diesem Mann immer Kuchen und andere Leckereien gibst, dann wird er bald blind sein.“ Die Ehebrecherin aber, deren Herz durch die verstellte Rede getäuscht war, gab nun ebendieses dem Brahmanen beständig.

Da sagte der Brahmane eines Tages: „Liebe! Ich kann nicht ordentlich sehen.“ Als sie dieses hörte, dachte sie: „Das ist die Gnade der Göttin, die sich jetzt eingestellt hat.“ Darauf kam ihr herzlichster Galan jeden Tag zu ihr, indem er dachte: „Was kann mir dieser blindgewordene Brahmane tun?“ Als der ihn aber einst ins Haus kommen und nahe bei sich sah, packte er ihn an den Haaren und traktierte ihn mit Stockschlägen, Fußtritten und ähnlichem solange, bis er den Geist aufgab. Der schlechten Frau aber schnitt er die Nase ab und verstieß sie. - Daher sage ich: Ich weiß genau, daß ich der Frösche Fuhrwerk bin. Aber warte nur, warum! Wie beim Priester, der durch Kuchen blind werden soll.

Fortsetzung der 16. Erzählung

Darauf sagte Mandavisha, innerlich lachend, mehrere Mal hintereinander: „Die Frösche schmecken sehr verschiedenartig.“ Als aber der Froschkönig Jalapada dieses zufällig hörte, fragte er mit höchst erschrockenem Herzen: „Lieber! Was hast du da gesagt? Das ist ein böses Wort!“ Er aber, um den Ausdruck seiner Gesinnung zu verbergen, sagte: „Das war doch nur Spaß!“ So bemerkte der Froschkönig, dessen Herz durch seine lügnerischen Reden betört war, die schlechte Absicht nicht. Um es kurz zu machen: Auf diese Weise wurden von ihm alle zusammen aufgefressen, so daß auch nicht einmal ein Samen von ihnen übrigblieb. Darum sage ich: Selbst auf der Schulter trägt der Weise seinen Feind, wenn es die Zeit erheischt: Von der großen schwarzen Schlange sind viele Frösche umgebracht worden.

Wie nun, oh König! von Mandavisha durch die Kraft des Verstandes die Frösche getötet wurden, so auch sämtliche Feinde durch mich: Und schön sagt man Folgendes: Das Feuer, das im Wald wütet, verschont wenigstens der Pflanzen Wurzeln, doch samt der Wurzel entwurzelt die weiche und kalte Wasserflut.“

Meghavarna sagte: „Väterchen! So ist es wirklich, die Hochgesinnten geben im Gefühl ihrer hohen Kraft, nicht auf, was sie begonnen haben, selbst wenn sie in Mißgeschick geraten sind. Denn es heißt auch: Das ist der Hohen Hoheit, die der Lebensweisheit Schmuck tragen, daß sie nicht lassen vom Begonnenen, selbst wenn sich schweres Leid erhebt. Und so: Der Niedriggesinnte beginnt nichts aus Furcht vor Hindernissen; der Mittelgesinnte beginnt zwar, doch weicht er vor Hindernissen zurück; der Hochgesinnte aber verläßt das einmal Begonnene niemals, auch wenn sich die Hindernisse tausendfach häufen. So ist denn mein Reich durch dich von allen Gefahren befreit, indem du die Feinde bis auf den letzten vernichtet hast. Ziemt es sich ja doch auch nicht anders für die, die der Lebensweisheit kundig sind. Denn

es heißt auch: Der Weise, der nicht ein einziges Restchen von Feind, Schulden, Feuer und Krankheit übrigläßt, dem stößt keine Betrübniß zu.“

Jener sagte: „Majestät! Du bist glücklich, da alles gelingt, was du begonnen hast. Denn Tapferkeit bewirkt nur, was unumgänglich notwendig ist. Was aber durch Weisheit vollbracht wird, das bewirkt vollständigen Sieg. Es heißt auch: Denn Feinde, die durch Schwerter sterben, sind nicht vernichtet; doch Feinde, die durch Klugheit fallen, die sind wirklich vernichtet. Denn das Schwert trifft nur der Menschen Leiber; Klugheit erschlägt den Stamm, den Ruhm und die Stärke. Wer also Weisheit und Manneskraft besitzt, dem gelingen seine Unternehmungen ohne Mühe. Die Einsicht schreitet am Anfang des Unternehmens; dann wird der Wille fest; der Rat, sich selbst beschließend, gerät in keine Irrfahrt; fruchtreich blitzt die Überlegung, stolz hebt sich das Herz und Freude erfüllet den Mann, der in preiswürdige Tat sich einläßt. Und so fällt Herrschaft dem Manne zu, der Klugheit, Freigebigkeit und Heldenmut in sich vereint. Es heißt auch: Der Mann, welcher den Umgang mit Freigebigen, Helden und Weisen liebt, wird tugendhaft, dem Tugendhaften wird Reichtum, Reichtum bringt Glück, Glück bringt Macht und diese bringt Herrschaft.“

Meghavarna sagte: „Wahrlich, die Regeln der Lebensweisheit tragen auf der Stelle Frucht. Denn dadurch, daß du sie hartnäckig befolgtest, wurde (der Eulenkönig) Arimardana samt seinen Dienstmannen mit Stumpf und Stiel von dir ausgerottet.“

Sthirajivin sagte: „Selbst in Dingen, wo scharfe Mittel nötig, ist doch im Anfang Unterwerfung anzuraten: Der stolz hochanstrebende König der Bäume, der Wälder Zier, ist zu ehren, bevor er gefällt wird. Denn das, oh Herr! was unmittelbar erfolglos oder nur mit schwerem Leid zu erreichen ist, ist doch nicht Wert genannt zu werden. Schön sagt man auch: Die Reden der Unentschlossenen, Beharrlichkeit Scheuenden oder bei jedem Schritt hundert Fehler Zeigenden werden durch ihre Früchte Lügen gestraft und machen sich lächerlich in der Welt.

Auch Verständige dürfen selbst bei leichten Unternehmungen nicht sorglos verfahren: „Ich werde es können! Mühelos ist es und leicht zu enden: Wozu der Sorgfalt?“ So nimmt wohl mancher leicht, was er mit unbedachtem Sinn begonnen hat, und versinkt in Gram und Leiden, die gern zum Unglück sich gesellen.

So kann denn mein Gebieter jetzt, nachdem seine Feinde besiegt sind, wie früher sich dem Schlaf hingeben. Man sagt auch dieses: In einem Haus, worin keine Schlangen wohnen oder gefangen sind, da schläft sich's leicht; doch wo Schlangen sich stets zeigen, da schläft man kaum. Und so: Wie wird dem ungeduldigen Herzen mußbegehrende Ruhe zuteil, ehe strebend mit ehrbegierigem Mut, das Ziel der Taten erreicht ist, die mit angestrenzter Beharrlichkeit auszuführend, erhaben sind, Segenswünsche von den Liebenden bringen, die Höhe der Macht der Lebensweisheit zeigen, und zu der Wünsche Ziel führen? So ruht denn gleichsam mein Herz aus, nachdem mein Unternehmen sein Ziel erreicht hat. So genieße denn jetzt lange Zeit - das Glück deines Schirms und deines Throns unerschüttert - diese deine von allen Gefahren befreite Herrschaft, einzig beschäftigt mit dem Schutz deiner Untertanen, und vererbe sie so auf Kind, Kindeskind und alle ihre Nachkommen!

Und auch: Ein Fürst, der sich nicht durch Schutz und Liebe seines Volkes Herz gewinnt, dessen Herrschaft ist ganz nutzlos, wie falsche Zitzen am Ziegenhals. (Der Vergleich bezieht sich vermutlich auf eine Spezies bengalischer Ziegen, die zitzenähnliche Fortsätze am Hals haben.) Der Erdenfürst, welcher Liebe zur Tugend hegt, sich nicht

den Wollüsten hingibt und sein Volk liebt, der freut sich lang des mit wogender Fahne und Schweif und weißem Schirm strahlenden Manngebieterglücks. Auch darfst du dich nicht durch den Rausch des Glücks berücken lassen, indem du denkst: „Ich bin im Besitz der Herrschaft!“ Denn schwankend ist die Macht der Könige, der Herrschaft Glück so schwer zu erklimmen wie ein Bambusbaum; sie neigt sich immer zu plötzlichem Sturz; und obgleich sie mit hundertfältiger Anstrengung gehalten wird, ist sie dennoch schwer zu halten; obgleich gepriesen und verehrt, ist sie am Ende trügerisch; wie das Geschlecht der Affen von zerstreuten und mannigfachen Sinnes; wie das Wasser auf einem Lotusblatt lose verbunden; wie des Windes Strom überaus unsted; wie der Verein mit dem Bösen unsicher und schwer zu nahen, wie das Gift der Schlange; wie der Streif der Abendwolke nur einen Augenblick purpurfarben; wie eine Schar von Wasserblasen seinem Wesen nach vergänglich ist; wie eine Boa Konstriktor undankbar; wie ein im Traum empfangener Haufen Goldes im selben Augenblick gesehen und wieder verschwunden ist.

Und auch: Sobald jemand zum Gebieter gesalbt wird, muß sich sein Geist rüsten für Mißgeschicke: Denn das Gefäß, das zur Salbung dient, gießt gleichsam Unglück im Wasserstrom aus. Und wahrlich gibt es keinen, den das Unglück nicht erreichen könnte. Es heißt auch: Das Exil des Rama, die Bezwingung des Bali, die Waldwanderung der Pandusöhne, die Vernichtung der Vrishnis, den Verlust des Königreiches durch Nala, den Dienst des Arjuna als Tänzerin und den Sturz des Herrschers von Lanka erwägend, duldet der Mensch hier alles, was das Schicksal gebietet. Wer schützt wen? Wohin ist Dasaratha gegangen, der im Himmel des großen Indras Freund war? Wohin auch König Sagar, welcher das Meer befriedigt hat? Wohin der dem Arm entsprossene Sohn des Vena, und wohin Manu, der Sonne Sohn? Sind ihnen nicht allen die Augen geschlossen worden, vom mächtigen Todesgott gefesselt? Wohin ist der Sieger der drei Welten, Mandhatri? Wohin Satyavrata? Wohin Nahusha, der König der Götter? Kesava wo, der Schriftkundige? Wir hören, wie Fürsten an Wagen und trefflichsten Elefanten reich auf Indras Thron saßen, vom gewaltigen Schicksal erhoben wurden und auch wieder vom Schicksal gestürzt. Und auch: Hier dieser König, diese Minister, diese Frauen und diese Lustwälder auch, er und sie, sie und diese: Nur ein Blick des Tods, und sie sind hin. - So herrsche denn du, nachdem du der Herrschaft Glück erlangt hast, das so unsted ist wie das Ohr eines wütenden Elefanten, und halte einzig an der Gerechtigkeit fest!“

Hier endet das dritte Buch, genannt „Der Krieg der Krähen und Eulen“, dessen erste Strophe lautet:

Vertraue nie früher bekämpften Feinden, selbst wenn sie auch Freundschaft mit dir geschlossen haben! Sieh, wie in Brand steht der Eulen Höhle, von Glut verzehrt, welche die Krähen schürten.

## Viertes Buch - Verlust von schon Besessenem

Hier beginnt das vierte Buch, genannt „Verlust von schon Besessenem“, dessen erste Strophe ist folgende:

Wer der Torheit folgt und sich schmeichelnd beschwatzen läßt, der verliert allen Besitz und ist ein Narr, ebenso betrogen wie das Krokodil und der Affe.

Es wird nämlich erzählt: An einem gewissen Ort nahe am Meer steht ein großer Jambu-Baum, welcher beständig voller Früchte ist, und da wohnte ein Affe namens Raktamukha („Rotmaul“). Da stieg einmal ein Krokodil namens Vikaralamukha („Schreckmaul“) aus dem Wasser des Meeres und legte sich an dem Rand des mit sehr weichem Sand versehenen Ufers unter diesem Baume nieder. Darauf sprach Raktamukha zu ihm: „Hör! Du bist mir als Gast genaht! So iß denn die ambrosiagleichen Jambu-Früchte, welche ich dir gebe! Es heißt auch: Sei er Freund oder Feind, sei er ein kluger oder dummer Mann - kommt ein Gast nach dem Allopfer (für die Götter, Ahnen und Geister), so hilft er dir ins Paradies. Dabei werde der Gast bei dem Allopfer und Totenopfer, wie Manu lehrt, nicht nach seinem Stand, Stamme, Wissen oder Geschlecht gefragt. Wer den vom weiten Weg müden, zu dem Allopfer kommenden Gast verehrt, der wird zur allerhöchsten Seligkeit kommen. Aus wessen Haus ein Gast mit tiefem Seufzen ungeehrt schreitet, von dem entfernen sich ungnädig die Götter samt den Vätern.“

Nachdem er so gesprochen hatte, gab er ihm Jambu-Früchte. Das Krokodil aber, nachdem es diese gegessen und lange Zeit das Vergnügen seiner Unterhaltung genossen hatte, kehrte wieder nach Hause zurück. So lebten diese beiden, der Affe und das Krokodil, im Schatten des Jambu-Baumes ruhend und sich die Zeit mit mancherlei schöner Unterhaltung vertreibend, stets vergnügt. Das Krokodil aber gab die übriggebliebenen Jambu-Früchte seiner Frau, wenn es nach Haus gekommen war. Eines Tages aber wurde es von dieser gefragt: „Herr! Woher bekommst du immer derartige ambrosiagleiche Früchte?“ Es antwortete: „Liebe! Ich habe einen guten Freund, einen Affen namens Raktamukha. Dieser gibt mir unter vorhergehenden Zeichen der Zuneigung diese Früchte.“ Da sagte sie denn: „Wer immer solche ambrosiagleiche Früchte genießt, dessen Herz muß ganz wie Ambrosia sein. Wenn ich dir also als Gattin lieb bin, so gib mir dessen Herz, damit ich, nachdem ich es gegessen habe, frei von Alter und Tod mit dir die Freuden genieße.“ Jener sagte: „Sprich doch so etwas nicht! Er ist ja unser Bruder geworden. Außerdem gibt er Früchte und darf deshalb nicht getötet werden. Drum laß dieses ungerechte Gelüste fahren! Es heißt ja: Erstens gebiert eine Mutter; zweitens aber gebiert das Wort: Der Bruder, den das Wort zeugte, steht also höher als der leibliche.“

Darauf sagte das Krokodilweibchen: „Du hast noch nicht ein einziges Mal meinen Worten entgegengehandelt. Drum wird das sicherlich ein Affenweibchen sein. Denn aus Liebe zu ihr verbringst du dort sogar den ganzen Tag. Nun kenne ich dich durch und durch. Denn man sagt, auch: Kein erheiterndes Wort spendest du mir, selbst auf Bitten gibst du nicht, was ich wünsche; rasch und häufig seufzt du auf in der Nacht, wie des Feuers Flamme; locker ist dein Umfassen, wenn den Hals du umschlingest, und dein Küssen gefühllos: Denn eine andere, du Bösewicht! ruht dir im Herzen und ist deine Liebste.“

Er aber umfaßte die Füße seiner Gattin und sprach jammernd: „Indes zu Füßen dir sinkend ich vor dir liege wie ein Knecht, willst du grundlos, oh Herzliebste, in Zorn geraten, Zürnende!?“

Sie aber, nachdem sie diese Rede gehört, sprach mit tränenbedecktem Gesicht: „Mit hundert Wünschen, oh du Bösewicht! durch verstelltes Gekose reizend, erfüllt die Geliebte deinen Sinn ganz. Für mich ist da nicht der kleinste Raum noch übrig. Drum weg mit diesem nur verstellten Zubodensinken! Übrigens: Wenn sie dein Liebchen nicht ist, warum willst du sie nicht töten, obgleich ich es dir sage? Wenn es aber ein Affenmännchen ist, wieso dann diese große Liebe von dir zu ihm? Mit einem Wort: Bekomme ich sein Herz nicht zu essen, dann beginne ich um deinetwillen ein großes Fasten, und faste mich tot.“

Nachdem er ihren festen Entschluß erkannt hatte, wurde sein Herz von Gedanken beängstigt und er sagte: „Ach! Mit Recht wird folgendes gesagt: Sesamschminke, Toren und Weiber, Krebse und Fische auch, Indigo und Trunkenbolde lassen nicht los, was sie einmal gefaßt haben. Was soll ich nun tun? Wie kann ich ihn töten?“ Nachdem er so überlegt hatte, ging er zu dem Affen. Der Affe aber, da er ihn spät und ängstlich herankommen sah, fragte: „Ach Freund! Warum kommst du heute so spät? Warum sprichst du nicht heiter und rezitierst keine schönen Sprüche?“ Dieser antwortete: „Freund! Heute hat deines Bruders (d.i. meine) Frau sehr harte Worte zu mir gesprochen, wie: «Ha! Du Undankbarer! Komm mir nicht vor die Augen! Denn Tag für Tag zechst du bei deinem Freund und zeigst ihm nicht einmal die Tür deines Hauses zur Wiedervergeltung. Dafür gibt es nicht einmal eine Buße. Es heißt ja: Für den Mörder eines Brahmanen, für Säufer, Schurken, Diebe und Gelübdebrecher gibt es Bußen, aber für Undankbare nicht. Drum nimm meinen Schwager und bring ihn zur Wiedervergeltung in unser Haus! Wo nicht, so siehst du mich erst im Jenseits wieder.» So von ihr angeredet, bin ich zu dir gegangen, und weil ich wegen dir mit ihr Streit hatte, trat diese lange Verspätung ein. Drum komm in mein Haus! Deines Bruders Gattin erwartet dich sehnsuchtsvoll, mit vier doppelten Gewändern angetan und mit würdigem aus Perlen, Rubinen und ähnlichem bestehenden Schmuck geziert, nachdem sie die Umgebungen der Tür mit Empfangskränzen geschmückt hat.“

Der Affe sagte: „Oh Freund! Was meines Bruders Gattin gesagt hat, ist ganz richtig. Denn es heißt auch: Wie einen Ketzer soll meiden der weise Mann solch einen Freund, der alles immer habsüchtig vor seinen Augen an sich reißt. Sie schenkt und läßt sich beschenken, erzählt und fragt nach Geheimnissen, genießt und gewährt Genuß: so sind der Liebe Zeichen sechs. Aber ich bin ein Waldbewohner und euer Haus ist im Wasser. Wie kann ich also dahin kommen? Drum führe lieber deine Frau hierher, damit ich sie und ihren Segenswunsch empfangel!“ Jener aber sagte: „Freund! Unser Haus ist in einer sehr lieblichen Gegend einer Insel mitten im Meer. Drum besteige meinen Rücken und reise vergnügt und ohne alle Furcht!“ Nachdem der Affe dies gehört hatte, sprach er voller Freude: „Wenn dem so ist, so laß uns eilen! Wozu zögern? Sieh, ich habe deinen Rücken schon bestiegen!“



Nachdem dies geschehen war und der Affe das Krokodil im bodenlosen Meere schwimmen sah, geriet sein Herz in Angst und er sagte zu ihm: „Bruder! Laß uns so langsam wie möglich schwimmen! Mein Körper wird naß von den Wellen des Wassers.“ Nachdem es dies gehört hatte, dachte das Krokodil: „Da er nun ins bodenlose Meer gelangt ist, ist er ganz in meinen Händen. Auf meinem Rücken sitzend, kann er sich kein Sesamkörnchen weit entfernen. Drum will ich ihm jetzt mein Vorhaben mitteilen, damit er noch ein letztes Gebet an seine Schutzgottheit richten kann.“

Daraufhin sagte er: „Höre Freund! Du wirst von mir, nachdem ich dich in Sicherheit gelullt habe, auf Befehl meiner Frau zum Tode geführt: Drum bete zu deiner Schutzgottheit!“ Jener sagte: „Bruder! Was habe ich ihr oder auch dir zuleide getan, daß du eine List ersonnen hast, mich umzubringen?“ Das Krokodil sagte: „Sie hat ein Weibergelüste gefaßt, dein Herz zu essen, welches durch den Genuß des Saftes der ambrosiagleichen Früchte gereinigt ist. Deshalb habe ich dies getan.“ Darauf sprach der Affe, der den Kopf auf dem rechten Flecke hatte: „Lieber! Wenn dem so ist, warum hast du mir das dort nicht gleich gesagt? Denn mein Herz ist immer wohlverwahrt in einer Höhlung des Jambu-Baums. Ich will es der Frau meines Bruders aushändigen. Warum hast du mich nun, ohne daß ich mein Herz bei mir habe, hierher gebracht?“ Nachdem das Krokodil dies gehört, sagte es voller Freude: „Lieber, wenn dem so ist, so gib mir dein Herz, damit das böse Weib es ißt und aufhört mit Fasten. Ich will dich zum Jambu-Baum bringen.“ Nachdem es dies gesagt, kehrte es um und ging zu dem Fuße des Jambu-Baums zurück.

So gelangte der Affe, nachdem er hunderte von verschiedenartigen Gelübden zu den Göttern gemurmelt hatte, mit Ach und Weh zu dem Ufer des Meeres zurück. Darauf sprang er mit einem Sprung so weit und so rasch wie möglich auf denselben Jambu-Baum und dachte bei sich: „Ha! So hätte ich doch mein Leben gefunden! Sagt man doch mit Recht: Nichtvertrauten vertraue nimmer, und traue auch den Vertrauten nicht! Gefahr, die durch Vertrauen aufwächst, rottet bis auf die Wurzel aus. So bin ich am heutigen Tage gewissermaßen zum zweiten Mal geboren!“ Indem er so dachte, sprach das Krokodil zu ihm: „He! Freund! Gib mir das Herz her, damit deines Bruders Frau es esse und mit Fasten aufhört!“ Da lachte der Affe spöttisch und sagte zu ihm: „Pfui! Pfui! Du dummköpfiger Mörder unter der Maske der Freundschaft! Hat denn irgend jemand zwei Herzen? Geh nur schleunig unter dem Jambu-Baum weg und komm mir niemals wieder hierher! Denn man sagt auch: Wer einem einmal schlecht erfundenen Freund von neuem Vertrauen schenkt, der zieht sich selber den Tod zu, wie ein Maultier, das schwanger wird.“



Nachdem das Krokodil dies gehört hatte, dachte es voller Beschämung: „Ach! Warum habe ich Tor ihm meines Herzens Absicht kundgetan? Wenn er doch nur noch einmal irgendwie Zutrauen faßt! Ich will ihm also von neuem Zutrauen einzu-

flößen versuchen!“ Darauf sagte es: „Freund! Sie hat kein Verlangen nach deinem Herzen. Ich habe das nur aus Spaß gesagt, um deine Herzensmeinung zu erproben. Drum komm als Gast in unser Haus! Deines Bruders Gattin ist voll von Sehnsucht nach dir.“ Der Affe sprach: „Oh! Du Bösewicht! Daß du dich auf der Stelle fortmachst! Ich werde nicht kommen. Man sagt auch: Welch ein Vergehen scheut der, der Hunger leidet? Wen Not verzehrt, der ist bald ohne Mitleid: Geliebter! Sprich zu Priyadarshana („freundlich Aussehend“) nur: Zum Brunnen kommt nimmer mehr der Gangadatta.“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und jener sprach:

### 1. Erzählung - Der Froschkönig ruft eine Schlange zu Hilfe

In einem gewissen Brunnen wohnte ein Froschkönig namens Gangadatta („von der Ganga gegeben“). Dieser wurde einst von seinen Verwandten beängstigt. Da bestieg er den Eimer des Schöpfrades und verließ so den Brunnen. Darauf dachte er: „Wie kann ich diesen Verwandten Leid antun? Man sagt ja: Fürwahr! Zum zweiten Mal geboren ist der Mann, der vergolten hat dem, der im Unglück ihm Hilfe oder auch Spott geboten hat.“ Auf diese Weise vielfach überlegend, sah er eine schwarze Schlange, Priyadarshana mit Namen („lieb anzuschauen“), aus ihrer Höhle kriechen. Nachdem er sie erblickt hatte, dachte er wieder: „Wenn ich diese schwarze Schlange in den Brunnen bringe, so kann ich alle Verwandten ausrotten. Denn man sagt auch: Auf einen starken Feind hetze man einen Feind, der noch stärker ist: Denn kommt er um, erwächst für die eigene Sache kein Schaden daraus. Und so: Durch einen scharfen Feind rotte der Weise aus den scharfen Feind, den leidenschaftenden Dorn grade durch einen Dorn, und wandelt Gefahr in Freude.“

Nachdem er diese Betrachtungen angestellt hatte, ging er an die Tür der Höhle und rief: „Komm, komm! Priyadarshana! Komm!“ Die Schlange, nachdem sie dies gehört hatte, dachte bei sich: „Der mich da ruft, gehört nicht zu meinem Geschlecht. Denn es ist keine Schlangenstimme. Ich habe aber mit keinem einzigen anderen Wesen in der Welt Freundschaft. Drum bleibe ich hier in der Burg, bis ich weiß, wer es sein wird. Denn es heißt auch: Wessen Charakter und Abstammung und wessen Heimat dir unbekannt ist, dessen Umgang sollst du meiden; das ist ein Spruch Vrihaspatis. Vielleicht ist es ein Kenner von Zaubersprüchen und Kräutern, der mich lockt und dann in Banden wirft; oder es ruft mich auch ein Mensch irgendeines Feindes wegen, gegen den er einen Haß trägt.“

Darauf sagte sie: „He! Wer bist du?“ Dieser antwortete: „Ich bin der König der Frösche, Gangadatta, und bin zu dir gekommen, um Freundschaft mit dir zu schließen.“ Nachdem sie dies gehört, sagte die Schlange: „Ah! Das ist unglaublich! Wo schließt je das Stroh mit dem Feuer Freundschaft? Es heißt auch: Von wem man den Tod befürchten muß, in dessen Nähe geht man nicht, selbst wenn er schläft. Darum also, was sprichst du mir so dummes Zeug?“

Gangadatta sagte: „Hm! Das ist wahr! Du bist unser natürlicher Feind. Aber ich komme infolge von Unglück zu dir. Es heißt auch: Droht vollständiges Unglück dir, und ist selbst das Leben in Gefahr, dann neige dich tief selbst vor dem Feind und schütze Leben, Hab und Gut.“ Da fragte die Schlange: „Sprich! Wer ist schuld an deinem Unglück?“ Jener antwortete: „Meine Verwandten.“ Die Schlange sprach: „Wo ist denn deine Wohnung? In einem Sumpf, Brunnen, Teich oder See? Sag mir deinen Aufenthaltsort!“ Jener entgegnete: „In einem mit Steinen ausgemauerten

Brunnen.“ Die Schlange sagte: „Ich habe keine Füße, kann also nicht hineinkommen; und wenn ich hineinkäme, so ist da kein Ort, wo ich stehen und deine Verwandten umbringen kann. Drum geh nur. Es heißt auch: Welches Futter man verschlingen und verdauen kann und was verdaut einem dann heilsam ist, das esse, wem sein Wohlsein lieb.“

Doch Gangadatta sagte: „Ach! Geh nur mit! Ich werde dir durch ein leichtes Hilfsmittel den Eingang möglich machen. Denn in der Mitte ist eine recht schöne Höhle in der Nähe des Wassers. Da kannst du dich aufhalten und dich mit Leichtigkeit dieser Verwandten bemeistern.“ Nachdem sie dies gehört hatte, dachte die Schlange wiederum: „Ich bin schon alt und fange manchmal mit großer Not noch eine Maus, manchmal selbst die nicht. Drum bringt mir dieses Mittel Freude, womit ich meinen Lebensunterhalt erlangen kann und welches mir dieser Mordbrand seines eignen Geschlechts zeigt. Ich will also gehen und diese Frösche fressen. Sagt man denn nicht richtig: Der Kluge, wenn er freundlich ist und seine Kräfte schwinden sieht, der verschmäht kein Mittel, wodurch er sich leicht Nahrung schafft.“

Nachdem sie so überlegt, sprach sie zu jenem: „Höre Gangadatta! Wenn dem so ist, so geh voran, damit wir hinkommen.“ Gangadatta sagte: „Höre Priyadarshana! Ich werde dich durch ein leichtes Mittel dahin führen und dir den Ort zeigen. Aber meine Anhänger mußt du verschonen! Du darfst nur die fressen, welche ich dir zeigen werde.“ Die Schlange sprach: „Lieber! Jetzt bist du mein Freund geworden. Drum brauchst du keine Furcht zu haben. Nach deiner Anweisung werde ich deine Verwandten fressen.“ Nachdem sie so gesprochen, kam sie aus ihrem Loch, umarmte ihn und machte sich mit ihm auf den Weg. Nachdem sie nun zum Rand des Brunnens gekommen waren, brachte er selbst die Schlange vermittelt des Eimers am Schöpfrade in seine eigne Behausung. Darauf wies er ihr einen Platz in einer Höhle an und zeigte ihr seine Verwandten. Diese wurden alsdann von ihr alle ohne Ausnahme allmählich aufgefressen. Als es nun an Fröschen fehlte, sagte die Schlange: „Lieber! Deine Feinde sind vollständig ausgerottet. Drum gib mir irgendeine andere Nahrung, da du mich ja hierher gebracht hast!“ Gangadatta antwortete: „Dein Werk der Freundschaft ist zu Ende. Drum gehe jetzt vermittelt derselben Schöpfmaschine weg!“ Die Schlange sprach: „He Gangadatta! Was du sagst, ist nicht recht. Wie kann ich gehen? Das Loch, welches mir als Burg diente, wird von einem andern in Besitz genommen sein. Drum bleibe ich hier, und du gibst mir jeden Tag einen Frosch von deinen Anhängern. Wo nicht, so fresse ich sie alle ohne Ausnahme.“



Nachdem er dies gehört hatte, dachte Gangadatta mit erschrecktem Sinn: „Oh weh! Was habe ich da getan, daß ich den hierher geführt habe!? Wenn ich nun das verweigere, wird er alle ohne Ausnahme fressen. Ja mit Recht sagt man auch: Wer einen Feind sich zum Freund erwählt, der ihn an Stärke überragt, der hat sich zweifellos mit eigener Hand Gift zum Trank gemischt. Drum will ich jeden Tag einen ausliefern, und wäre es auch ein Freund. Es heißt auch: Den Feind, der stark genug ist, einem alles zu nehmen, stellt der Kluge mit kleiner Gabe zufrieden, wie das Meerfeuer der Ozean. Der Schwache, der einem Starken auf dessen Bitte nicht Körner darreicht im Guten, der wird ihm später Scheffel voll Mehl geben müssen,

ohne daß ihm jener auch nur die Ehre des Stolzes erweist. Und so: Wenn dem Ganzen Verlust droht, gibt der Kluge die Hälfte preis und behilft sich mit der andern: Alles verlieren, ist gar zu hart. Um einer Kleinigkeit willen bringt sich der Kluge um Großes nicht, sondern klug ist, wer sich Großes durch Verlust von Gerinem bewahrt.“

Nachdem er sich so entschlossen, lieferte er der Schlange immer einen Frosch aus. Sie fraß diesen und unbemerkt auch manch anderen. Heißt es ja doch mit Recht: Wie man mit schmutzigen Kleidern sich sorglos überall hinsetzt, so wird von angegriffener Habe der Überrest auch nicht geschont. Eines Tages aber, als die übrigen Frösche aufgefressen waren, fraß die Schlange auch Gangadattas Sohn, Yamunadatta mit Namen („von der Yamuna gegeben“). Als Gangadatta bemerkte, daß dieser aufgefressen war, rief er mit dem Tone der Liebe „Oh weh! Oh weh!“ und hörte keinen Augenblick auf zu jammern. Darauf sagte seine Gattin zu ihm: „Was jammerst du, du Selbstmörder des unglücklichen eigenen Stammes? Nun, da der eigene Stamm hin ist, wer wird unser Beschützer sein? Drum denke auf der Stelle an deine Flucht oder an ein Mittel, die Schlange zu töten.“

Bald war im Laufe der Zeit der gesamte Stamm der Frösche aufgefressen; nur Gangadatta allein war noch übrig. Darauf sagte Priyadarshana zu ihm: „Lieber! Ich bin hungrig, und alle Frösche sind bis auf den letzten ausgerottet. Du bist noch übrig. Drum gib mir irgendetwas zu essen, da du mich ja hierher gebracht hast!“ Jener sagte: „Ach! Freund! Solange ich lebe, brauchst du dir darüber keine Gedanken zu machen. Wenn du mich nur wegschicken willst, so werde ich auch die in anderen Brunnen befindlichen Frösche überreden, daß sie hierher kommen.“ Jene antwortete: „Bis jetzt darf ich dich nicht essen, weil du mir ein Bruder bist. Wenn du aber das ausrichtest, so werde ich dich sogar einem Vater gleich achten. Drum tue, wie du sagst!“

Jener aber, nachdem er dies gehört, hing sich an den Eimer des Schöpfrades, gelobte vielen Göttern Dankopfer, wenn sie ihm helfen würden, und kam aus diesem Brunnen heraus. Priyadarshana blieb voll Erwartung darin und sehnte sich nach seiner Rückkehr. Als aber eine lange Zeit verging, ohne daß Gangadatta zurückkehrte, sprach Priyadarshana zu einer Echse, der in einer andern Höhle wohnte: „Lieber! Erweise mir eine kleine Gefälligkeit! Da du ein alter Bekannter des Gangadatta bist, so gehe zu ihm, suche ihn in irgendeinem Wasserbehälter auf und melde ihm im Auftrag von mir: „Daß er so schnell als möglich, wenn auch ganz allein, kommen möge, wenn die andern Frösche nicht kommen wollen. Ich könne es ohne ihn hier nicht aushalten, und wenn ich irgendetwas Böses gegen ihn beginge, so sollten die guten Werke meines Lebens auf ihn übergehen.“ Die Echse suchte infolge dieser Rede den Gangadatta so rasch als möglich auf und sagte zu ihm: „Lieber Gangadatta! Dein Freund Priyadarshana wartet in einem fort auf deine Rückkehr, drum komm schnell zurück! Auch verpfändet er dir zur Sicherheit, daß er dir nichts Ungefuges tun wird, die guten Werke seines Lebens. Drum komm ohne alle Furcht im Herzen zurück!“

Nachdem er dies gehört, sprach Gangadatta: „Welch ein Vergehen scheut der, der Hunger leidet? Wen Not verzehrt, der ist auch ohne Mitleid: Geliebter! Sprich zu Priyadarshana nur: Zum Brunnen kommt nimmer mehr der Gangadatta!“ Mit diesen Worten entließ er die Echse.“

Und der Affe fuhr fort: „So, du böses Wassertier! werde auch ich, wie Gangadatta, unter keiner Bedingung in dein Haus kommen.“ Nachdem das Krokodil dieses gehört, sagte es: „Ach, Freund! Dies zu tun, ist nicht angemessen für dich. Befreie mich auf jeden Fall von der Sünde der Undankbarkeit dadurch, daß du in mein Haus kommst. Sonst werde auch ich mich um deinetwillen zu Tode fasten.“ Der Affe sagte: „Tor! Soll ich so ein Dummkopf sein, wie Lambakarna („Langohr“), der, obgleich er die Gefahr gesehen hatte, aus freien Stücken nach demselben Orte zurückkehrte, und mich so selbst umbringen? Denn: Wer gekommen und entkommen ist, nachdem er des Löwen Kraft gesehen hat, und dennoch zurückkehrt, ist ein Tor, der weder Herz noch Ohren hat.“

Da fragte das Krokodil „Wer ist dieser Lambakarna? Wieso kam er um, obgleich er die Gefahr gesehen hatte?“, und der Affe erzählte:

## 2. Erzählung - Der Esel, der weder Herz noch Ohren hat



In einer gewissen Waldgegend wohnte ein Löwe namens Karalakesara („mit schrecklicher Mähne“), und dieser hatte als beständigen Begleiter und Diener einen Schakal namens Dhusaraka („der Graufarbige“). Eines Tages nun erhielt dieser Löwe, als er mit einem Elefanten kämpfte, sehr starke Wunden am Leibe, sodaß er nicht einen Fuß mehr rühren konnte. Da er sich nun nicht bewegen konnte, so wurde auch Dhusaraka, indem seine Kehle von Hunger abgezehrt ward, ganz kraftlos. Eines Tages sprach er zum Löwen: „Oh Herr! Ich bin von Hunger gequält! Ich kann keinen Fuß mehr vor den andern setzen. Wie kann ich dir nun Dienste leisten?“ Der Löwe sagte: „Höre! Gehe und suche irgendein Tier, damit ich es umbringe, obgleich ich so daniederliege.“

Der Schakal suchte darauf und kam zu einem in der Nähe befindlichen Dorf. Da erblickte er am Rande eines Teiches einen Esel, Lambakarna mit Namen, der mühselig sehr spärliche Distelschößlinge verzehrte. Darauf näherte er sich ihm und sprach: „Mein Freund! Laß mich dir meine Verehrung bezeigen! Ich habe dich lange nicht gesehen. Drum erzähle mir, wieso du so schwach geworden bist.“ Lambakarna antwortete: „Ach Schwestersohn! Was soll ich erzählen? Ein sehr unbarmherziger Wäscher quält mich mit übermäßiger Last, und gibt mir nicht einmal eine Handvoll Futter. Ich habe nichts zu essen als diese mit Staub bedeckten Distelschößlinge. Woher sollte ich nun einen starken Körper haben?“ Der Schakal sagte: „Freund! Wenn dem so ist, so gibt es eine überaus schöne Gegend mit einem Fluß, der reich an smaragdgleichen Gräsern ist. Komm dahin und genieße dort das Vergnügen schöner geselliger Unterhaltung mit mir!“ Lambakarna sagte: „Ach, Schwestersohn! Was du sagst, klingt gut. Aber wir Haustiere werden von euch Waldtieren getötet. Was hilft mir also jene schöne Gegend?“ Der Schakal sagte: „Freund! Sprich nicht so! Diese Gegend ist durch meine Arme wie durch einen Käfig rings umfriedigt, und kein anderer kann hineinkommen. Außerdem sind da drei unverehelichte Eselinnen, die ganz auf dieselbe Art wie du von einem Wäscher geplagt waren. Diese sind stark geworden, und brünstig durch ihre Jugendfülle, haben sie zu mir gesagt: «Wenn du dich als wahrer Mutterbruder von uns erweisen willst, so gehe einmal in irgendein

Dorf und führe uns einen passenden Gemahl zu.» Aus diesem Grunde will ich dich dahin bringen.“

Nachdem er diese Worte des Schakals gehört hatte, sprach Lambakarna, den Körper von Liebe gequält: „Lieber! Wenn dem so ist, dann gehe voran! Wir wollen eilig hingehen!“ Sagt man ja doch mit Recht: Keinen Nektar und kein Gift gibt's weiter als eine schöne Maid: Leben spendet ihre Umarmung, ihre Trennung dagegen Tod. Und so: Durch deren Nennung schon Liebe, ganz ohne Nähe und Sehen entsteht, welche Seligkeit bietet diese, wenn man sie sieht und sich ihr naht?!



Nachdem dies geschehen, ging er mit dem Schakal zu dem Löwen. Als aber der Löwe, von Krankheit schwach, sich erhebt, so versuchte der Esel auf und davonzulaufen. Während er aber weglief, gab ihm der Löwe einen Tritt mit der Fußpranke. Dieser hatte aber, wie die Anstrengung eines vom Glück nicht Begünstigten, keinen Erfolg. Darauf sprach der Schakal zu ihm von Zorn überwältigt: „Ha! Ist dein Stoß derart?

Wenn selbst ein Esel vor deinen Augen dir zum Trotz davonkommt, wie kannst du den Kampf mit einem Elefanten wagen? Jetzt sehe ich, wie weit deine Macht her ist!“ Der Löwe aber sagte, beschämt lächelnd: „Ach! Was kann ich dafür? Mein Fuß war nicht vorbereitet. Sonst kommt selbst ein Elefant nicht davon, wenn ihn mein Fuß getroffen hat.“ Der Schakal sprach: „Ich werde ihn dir noch am heutigen Tage nochmals vorführen. Sorge dafür, daß dein Fuß dann vorbereitet ist!“ Der Löwe sagte: „Lieber! Wie wird einer, nachdem er mich mit eigenen Augen gesehen hat und davongekommen ist, zu demselben Orte wieder zurückkehren? Drum suche irgendein anderes Tier!“ Der Schakal aber sagte: „Ist das deine Sorge? Stehe du nur mit vorbereitetem Fuße bereit!“

Nachdem dies so geschehen war, folgte der Schakal der Spur des Esels und sah ihn an demselben Ort weiden. Der Esel nun, als er den Schakal sah, sagte: „Ach, du Schwestersohn! Du hast mich an einen schönen Ort gebracht! Wenig fehlte, so wäre ich umgekommen. Sag nur, was war das für ein ganz gräßliches Geschöpf, vor dessen donnerkeilgleichem Faustschlag ich mich gerettet habe?“ Nachdem er dies gehört hatte, rief der Schakal laut lachend: „Freund! Das war eine vom Waldvergnügen überaus stark gewordene Eselin, welche, sowie sie dich kommen sah, aus Begierde herbeilief, um dich leidenschaftlich zu umarmen. Wie du nun auf und davonliefst, so streckte sie die Hand aus, um dich zu halten, aus keinem anderen Grund. Drum komm! Sie hat den Entschluß gefaßt, sich um deinetwillen zu Tode zu fasten, und sagt: «Wenn Lambakarna nicht mein Gatte wird, dann gehe ich ins Feuer oder ins Wasser oder nehme Gift. Von ihm getrennt zu sein, das kann ich nicht aushalten.» Drum zeige dich gnädig und gehe hin! Wo nicht, so begehst du einen Frauenmord, und der Gott der Liebe wird einen grimmigen Zorn gegen dich fassen. Denn es heißt auch: Die Törichten, die das siegreiche Banner des Liebesgottes mit dem Siegel eines Seeungeheuers, das in Gestalt eines Weibes erscheint, verschmähen und falschen Früchten nachstrebend umherwandern, die werden von jenem aufs grausamste geschlagen, (sie müssen Asketen und Mönche werden) sind nackenden Leibes mit geschorenem Haupt, einige in rote Gewänder gehüllt, andere mit Haarzopf und Schädelkette.“

Er ließ sich von diesen Worten überreden und machte sich mit ihm nochmals auf den Weg. Sagt man ja doch mit Recht: Das Schicksal treibt den Mann, daß er wissentlich selbst das Üble tut: Denn wie sonst in aller Welt fände einer am Üblen Gefallen? So kam der Esel, durch die hundert Reden des Schelms angeführt, wiederum in die Nähe des Löwen. Da wurde denn Lambakarna von dem Löwen, der seinen Fuß vorher in Bereitschaft gesetzt hatte, mit einem Schlag umgebracht. Nachdem er ihn nun getötet hatte, befahl er dem Schakal, ihn zu bewachen, und ging selbst in einen Fluß, um sich zu baden. Der Schakal aber verzehrte aus überheftiger Begierde das Herz des Esels samt den Ohren. Unterdessen nun, daß der Löwe sich gebadet, die Götter verehrt und der Schar der Väter geopfert hatte, so liegt da der Esel ohne Herz und Ohren. Wie er dies sieht, wird der Löwe von Zorn ergriffen und tadelt den Schakal: „Bösewicht! Was für eine unziemliche Tat hast du da getan? Denn dadurch, daß du Ohren und Herz gegessen hast, ist dies zu einem Überbleibsel geworden (und Löwen essen keine Reste).“

Der Schakal aber antwortete ehrfurchtsvoll: „Oh Herr! Sag das nicht! Denn dieser Esel hatte weder Ohren noch Herz: Aus diesem Grunde ist er, nachdem er hierhergekommen und bei deinem Anblick vor Schrecken davongelaufen war, dennoch wieder zurückgekehrt.“ Dem Löwen aber schien diese Rede glaubwürdig. Er teilte mit ihm und aß ohne Bedenken. - Daher sage ich: Wer gekommen und entkommen ist, nachdem er des Löwen Kraft gesehen hat, und dennoch zurückkehrt, ist ein Tor, der weder Herz noch Ohren hat.“

Und weiter sprach der Affe zum Krokodil: „So hast du Dummkopf mich zu betrügen versucht, aber der Versuch ist mißglückt, weil du wie Yudhishthira die Wahrheit sagtest. Sagt man ja doch mit Recht: Vergißt ein Schelm, was er sucht, und spricht aus Unvernunft die Wahrheit, so verfehlt er sicher sein Ziel, wie ein zweiter Yudhishthira.“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

### 3. Erzählung - Der Töpfer als Kriegsmann

In einem gewissen Orte wohnte einst ein Töpfer namens Yudhishthira. Dieser, indem er einst zu schnell lief, fiel auf die scharfe Spitze einer Scherbe eines halbzerbrochenen irdenen Gesäßes. Da wurde ihm durch die Spitze dieser Scherbe die Stirn gespalten, und den Körper mit Blut bedeckt, stand er mit Mühe auf und ging nach seiner Wohnung zurück. Alsdann wurde die Wunde, weil er unpassende Mittel gebrauchte, sehr schlimm und heilte nur mit großer Not. Als nun einstmals das Land von einer Hungersnot geplagt wurde, so ging dieser Töpfer, dessen Kehle von Hunger abgezehrt war, mit einigen Kriegsknechten in ein anderes Land und trat bei irgendeinem König in den Dienst. Dieser König aber, als er auf dessen Stirn die furchtbare Narbe sah, dachte bei sich: „Das ist irgendein Held! Darum hat er sicherlich vorn im Gesicht auf dem Schild seiner Stirn diese große Wunde!“ Deshalb ehrte und beschenkte ihn der König und betrachtete ihn vor allen Söldnern mit besonderer Gunst. Die Söldner aber, da sie dessen übermäßige Gunst sahen, trugen zwar den allergrößten Neid gegen ihn, sagten aber aus Furcht vor dem König kein Wort. Als nun eines Tages, da ein Krieg bevorstand, dieser König eine Musterung seiner Soldaten vornahm, die Elefanten gerüstet, die Pferde angeschirrt, die Soldaten in Reih und Glied gestellt waren, so wurde dieser Töpfer von dem König, wie es die

Gelegenheit mit sich brachte, leise gefragt: „He Söldner! Wie ist dein Name und dein Stamm, und in welcher Schlacht hast du diese Wunde erhalten?“



Dieser antwortete: „Majestät! Diese Wunde rührt nicht von einer Waffe her. Ich heiße Yudhishtira und bin ein geborener Töpfer. In meinem Hause waren viele Scherben. Nun ging ich einst betrunken hinaus, lief und fiel über eine Scherbe. Darauf erhielt ich diese Wunde auf der Stirn, welche ein so schreckliches Ansehen bekommen hat.“ Nachdem er dies gehört hatte, sagte der König beschämt: „Ach! Ich bin von diesem Töpfer, der einen Söldner darstellen will, angeführt. Drum nehmt ihn rasch beim Schopf und jagt ihn weg!“ Nachdem so geschehen, sprach der Töpfer: „Majestät! Tu nicht so! Sieh meiner Hände Geschick in der Schlacht!“ Der König aber sagte: „Ja! Du besitzt alle Tugenden. Dennoch sollst du dich packen. Man sagt auch: Du bist ein Held, ein Hochweiser und bewundernswert, mein Sohn! Doch im Stamm, dem du angehörst, tötet man keine Elefanten.“

Da fragte der Töpfer „Wie war das?“, und der König erzählte:

#### 4. Erzählung - Der junge Schakal in der Löwenfamilie

In einer gewissen Waldgegend wohnte einst ein Löwenehepaar. Da kam einmal die Löwin in die Wochen und gebar zwei Söhne. Der Löwe aber tötete stets Wildbret und brachte es der Löwin. Eines Tages nun traf er gar nichts an. Während er noch im Walde herumschweifte, ging die Sonne unter. Als er nun nach Hause ging, fing er einen jungen Schakal. Indem er daran dachte, daß er jung sei, nahm er ihn sorgfältig zwischen die Zähne und brachte ihn der Löwin noch lebendig. Darauf sagte die Löwin: „Ach, Geliebter! Hast du uns etwas zu essen gebracht?“ Der Löwe sprach: „Liebe! Außer diesem jungen Schakal habe ich heute kein einziges Tier angetroffen; und weil ich dachte «Er ist noch so jung!» habe ich ihn nicht getötet. Überdies gehört er zu unserm Geschlecht. Denn man sagt auch: Priestern, Büßern, Frauen und Kindern tue man nimmer was zuleid, und vor allem nicht Schützlingen, ging es auch um das eigne Leben. Jetzt iß du ihn und er bekomme dir wohl! Morgen werde ich irgendetwas anderes erjagen.“ Sie sagte: „Oh Geliebter! Du hast ihn nicht getötet, weil du dachtest: «Er ist noch so jung!» Wie sollte ich ihn meines Bauches wegen umbringen? Es heißt auch: Unrechtes soll man niemals tun und vom Rechten niemals ablassen, selbst wenn das Leben in Gefahr ist: Das ist das ewige Gesetz. Deswegen soll er mein dritter Sohn sein!“

Nachdem sie so gesprochen hatte, nährte sie auch ihn aufs trefflichste mit der Milch ihrer eignen Brüste. So verbrachten diese drei Jungen, ohne die Verschiedenheit ihrer Gattung zu kennen, die Zeit ihrer Kindheit in derselben Lebensweise und mit denselben Spielen. Da kam einst ein wilder Elefant herumschweifend in ebendiesem Wald. Als nun die beiden Löwenkinder ihn erblickten und mit zornflammendem Gesicht auf ihn losstürzen wollten, da rief das Schakaljunge zu ihnen: „Oh! Das ist ein Elefant, ein Feind eures Stammes. Auf den darf man nicht losgehen!“ Nachdem er dies gesagt, lief er nach Haus. Die beiden aber verloren durch die Feigheit des ältesten Bruders ebenfalls ihren Mut. Heißt es ja doch mit Recht: Durch einen einzigen Standhaften, zum Kampfe Wohlentschlossenen wird eine ganze Armee standhaft, durch die Feigheit eines Einzelnen wird sie feig. Und so: Drum begehren die Erdenherrscher hochgewaltige Krieger und Helden, Männer, die mutig sind, und entfernen die Feiglinge.

Als diese nun alle beide nach Hause gekommen waren, sprachen sie vor ihren Eltern spöttisch über das Benehmen ihres ältesten Bruders, wie er, nachdem er den Elefanten eben aus der Ferne erblickt hatte, sich sogleich auf und davongemacht habe. Dieser aber, als er das hörte, geriet in Zorn. Einem Zweig gleich zitterte ihm die Unterlippe heftig, seine Augen röteten sich, die Augenbrauen runzelte er in einen Dreizack zusammen und beiden drohend führte er die größten Reden. Da nahm ihn die Löwin zur Seite und sagte ihm: „Kind! Sprich niemals so! Es sind deine kleinen Brüder.“ Da geriet er in gewaltigen Zorn und sagte zu ihr: „Stehe ich ihnen etwa an Tapferkeit, Schönheit, Eifer für Wissenschaft oder Geschicklichkeit nach, daß sie sich über mich lustig machen? Ich muß beide unumgänglich umbringen!“ Nachdem sie dies gehört, sprach die Löwin, welche ihm das Leben zu erhalten wünschte, innerlich spottend: „Du bist ein Held, ein Hochweiser und bewunderungswert, mein Sohn! Doch im Stamm, dem du angehörst, tötet man Elefanten nicht. - So höre denn alles, mein Kind! Du bist der Sohn eines Schakalweibchens. Aus Mitleid habe ich dich mit der Milch meiner eigenen Brüste genährt. Drum gehe nun so rasch als möglich zu deinen Stammverwandten, solange meine Kinder wegen ihrer Jugend noch nicht wissen, daß du ein Schakal bist. Wo nicht, so werden sie dich so treffen, daß du den Pfad des Todes betrittst.“ Er aber, nachdem er dies gehört, schlich sich mit von Furcht verwirrtem Sinn langsam davon und vereinigte sich mit seiner Gattung.

Fortsetzung der 3. Erzählung

Der König fuhr fort: „Drum gehe auch du so rasch wie möglich, ehe diese Söldner dich als Töpfer kennenlernen. Wo nicht, so wird dir von ihnen so übel mitgespielt werden, daß du umkommst.“ Der Töpfer aber, nachdem er dies gehört, machte sich eilig auf und davon. Daher sage ich: Vergißt ein Schelm, was er suchte, und spricht aus Unvernunft die Wahrheit, so verfehlt er sicher sein Ziel, wie ein zweiter Yudhishtira.“

Und der Affe fuhr fort: „Pfui, du Tor! daß du einer Frau wegen diese Tat versucht hast! Denn Frauen soll man kein bedingungsloses Vertrauen schenken. Man sagt auch: Um die ich meinen Stamm aufgab und mein halbes Leben einbüßte, diese verläßt mich lieblos: Welcher Mann möchte den Weibern trauen!?“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

### 5. Erzählung - Wie eine Frau Liebe belohnt

In einem gewissen Orte lebte ein Brahmane, und dieser hatte eine Frau, die ihm lieber war als sein Leben. Diese aber zankte sich Tag für Tag unaufhörlich mit seiner Familie herum. Der Brahmane, der keinen Zank vertragen konnte, verließ daher aus Liebe zu seiner Frau seine Familie und ging mit der Brahmanin in ein anderes entferntes Land. Da redete in der Mitte eines großen Waldes die Brahmanin ihn an: „Oh Sohn eines Ehrwürdigen! Mich quält der Durst! Suche deshalb irgendwo Wasser auf!“ Kaum hatte sie das gesagt, so holte er Wasser. Als er aber zurückkam, fand er sie tot. Während er nun aus übergroßer Liebe voll Verzweiflung jammerte, hörte er eine Stimme in der Luft: „Wohlan denn Brahmane! Wenn du die Hälfte deines eignen Lebens abgibst, so soll deine Brahmanin leben!“

Nachdem er dies gehört, reinigte sich der Brahmane, gab in drei feierlichen Worten die Hälfte seines Lebens ab, und ehe er noch ausgesprochen hatte, war die Brahmanin wieder lebendig. Dann tranken beide Wasser, aßen Waldfrüchte und machten

sich auf den Weg. Darauf kamen sie im Fortgang ihres Weges am Eingang einer Stadt in ein Blumengärtchen. Da sagte der Brahmane zu seiner Gattin: „Liebe! Bleibe hier, bis ich mit Nahrungsmitteln zurückkomme!“ Nachdem er so gesprochen hatte, ging er weg. In diesem Blumengärtchen drehte aber ein Krüppel das Schöpfrad und sang mit himmlischer Stimme ein Lied. Als jene dies hörte, wurde ihr Herz von dem mit dem Blumenpfeil bewaffneten (Liebesgott) gequält. Sie ging zu ihm und sagte: „Lieber! Wenn du mich nicht liebst, so begehest du an mir das Verbrechen des Frauenmords!“ Der Krüppel antwortete: „Was kann ich, ein von Krankheit Aufgeriebener, dir helfen?“ Sie sagte: „Wozu solche Rede?! Ich muß dich notwendig besitzen!“ Nachdem er dies gehört, tat er, wie sie begehrte. Und nachdem sie die Liebe genossen hatte, sprach sie: „Ich habe mich dir von jetzt an für mein ganzes Leben ergeben. Dies präge dir ins Herz und komm auch du mit uns!“ Er sprach: „So sei es!“ Darauf kam der Brahmane mit Speise zurück und fing an, mit ihr zu essen. Da sagte sie: „Dieser Krüppel ist hungrig. Drum gib ihm auch einen kleinen Bissen!“ Nachdem dies geschehen war, sagte die Brahmanin: „Brahmane! Wenn du ohne einen Gefährten in ein anderes Dorf gehst, dann habe auch ich keinen Gesellschafter zur Unterhaltung. Drum laß uns gehen und diesen Krüppel mitnehmen!“ Jener sagte: „Ich kann mich kaum selbst tragen, geschweige diesen Krüppel noch.“ Sie sagte: „Ich will ihn in meinen Korb setzen und ihn selbst tragen.“ Er nun, dessen Herz durch ihre gleisnerischen Reden betört war, bewilligte dieses.

Nachdem dies so geschehen war und sich der Brahmane eines Tages am Rande eines Brunnens ausruhte, gab ihm die Frau, welche sich in den verkrüppelten Mann verliebt hatte, einen Stoß, so daß er in den Brunnen stürzte. Dann nahm sie den Krüppel auf und ging in irgendeine Stadt. Da erblickten die Beamten des Königs, welche, um Zollhinterziehung zu verhüten, hier und da herumschweiften, den Korb, den sie auf ihrem Kopf trug. Sie nahmen ihn ihr mit Gewalt weg und brachten ihn zum König. Als der König ihn öffnete, so erblickte er den Krüppel. Darauf kam die Brahmanin herbei, welche jammernd den königlichen Beamten gefolgt war. Der König fragte sie: „Was hat das zu bedeuten?“ Darauf sagte sie: „Dies ist mein von Krankheit gequälter Gatte, der von der Schar seiner Verwandten verfolgt und von mir mit von Liebe gequältem Herzen auf den Kopf genommen und hierher zu dir gebracht wurde.“ Nachdem er dies gehört, sagte der König: „Brahmanin! Du bist meine Schwester. Nimm zwei Dörfer und lebe vergnügt, die Freuden mit deinem Gatten genießend!“

Doch der Brahmane wurde durch den Willen des Schicksals von einem guten Menschen aus dem Brunnen heraufgezogen und kam, hier und dort umherschweifend, in dieselbe Stadt. Aber das böse Weib, sowie sie ihn erblickte, zeigte ihn dem König an: „Oh König! Da ist der Feind meines Gatten angekommen!“ Da befahl der König, ihn hinzurichten. Doch er sagte: „Majestät! Sie hat etwas empfangen, welches mir gehört. Wenn du Gerechtigkeit liebst, so befiehl ihr, daß sie es mir zurückgibt!“ Der König sagte: „Liebe! Was du irgend ihm Gehöriges empfangen hast, das gib ihm zurück!“ Sie sagte: „Majestät! Ich habe nichts empfangen!“ Der Brahmane aber sprach: „Gib mir die Hälfte meines Lebens zurück, die ich dir mit drei Worten feierlich gab!“ Und aus Furcht vor dem König sagte sie darauf: „Hier hast du das mit drei Worten übergebene Leben!“ Und im selben Augenblick war sie tot. Darauf sagte der König voll Verwunderung: „Was ist das?“ Und der Brahmane erzählte ihm nun die ganze vorhergegangene Geschichte. - Daher sage ich: Um die ich meinen Stamm

aufgab und mein halbes Leben einbüßte, diese verläßt mich lieblos: Welcher Mann möchte Weibern trauen?!

Der Affe sagte ferner: Gut ist auch folgende Geschichte: Keiner sollte auf Frauenbitten etwas tun oder geben, sonst wiehert eins, das nicht Pferd ist, und zur Unzeit schert man das Haupt.“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

## 6. Erzählung - Weiberlaunen



Es war einst ein Gebieter der meerumgrenzten Erde, ein König namens Nanda, berühmt an Macht und Tapferkeit, dessen Fußschemel mähenartig strotzte von der Strahlenfülle der Diademe einer Schar von vielen Königen, und dessen Pfad rein war, wie die Strahlen des herbstlichen Mondes. Dieser hatte einen Minister namens Vararuchi, welcher alle Schriften studiert hatte und das Wesen aller Dinge kannte. Gegen diesen war seine Frau wegen eines Liebesstreites sehr in Zorn geraten, und obgleich er sie, die er außerordentlich liebte, auf mannigfache Weisen

zufrieden zu stellen suchte, wurde sie doch nicht wieder freundlich. Da sagte der Gatte: „Liebe! Sag an, durch was willst du dich zufriedenstellen lassen? Ich tue es sicherlich.“ Da sagte sie nach vieler Mühe: „Wenn du dein Haupt scherst und mir zu Füßen fällst, dann will ich dich freundlich ansehen.“ Nachdem so geschehen war, war sie heiter.

Aber auch die Frau des Königs Nanda, welche auf ebendieselbe Weise erzürnt war, ließ sich trotz aller Bitten nicht zufriedenstellen. Da sagte er zu ihr: „Liebe! Ohne dich kann ich auch keinen Augenblick leben. Ich falle dir zu Füßen und bitte dich, freundlich zu sein.“ Sie sagte: „Wenn du dir einen Zügel in den Mund legen läßt, und ich auf deinen Rücken steigen und dich zum Laufen antreiben kann, und du im Laufen wie ein Pferd wieherst, dann will ich dir wieder gut sein.“ Das geschah nun ganz so.



Am Morgen darauf, als der König im Rat saß, kam Vararuchi heran. Als der König ihn sah, fragte er ihn: „He! Vararuchi! Warum ist dein Haupt zur Unzeit geschoren?“ Dieser sprach: Keiner sollte auf Frauenbitten etwas tun oder geben auch, sonst wiehert eins, das nicht Pferd ist, und zur Unzeit schert man das Haupt.“

So bist auch du, böses Krokodil! wie Nanda und Vararuchi, der Sklave deiner Frau. Daher hast du dich durch ihren Wunsch leiten lassen und versucht, mich umzubringen. Allein durch die Schuld deiner Rede ist es offenbar geworden. Sagt man ja doch mit Recht: Durch ihres eignen Mundes Torheit kommen Drossel und Papagei um; aber der Kranich läßt sich nicht fangen: Stillschweigen fördert jegliches Ding. Und so:

Obgleich er sich wohlgeschützt wähnte, weil er von einem Tigerfell bedeckt war und eine furchtbare Gestalt zeigte, starb der Esel durch sein Gebrüll.

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

## 7. Erzählung - Der Esel im Tigerfell

In einem gewissen Orte wohnte einst ein Wäscher namens Suddhapata („mit reiner Kleidung“). Dieser hatte einen Esel, welcher aus Mangel an Futter überaus schwach geworden war. Als der Wäscher eines Tages im Walde umherschweifte, sah er einen toten Tiger. Da dachte er: „Ah! Das trifft sich gut! Mit diesem Tigerfell will ich den Esel bedecken und ihn in der Nacht in die Gerstenfelder loslassen, damit die in der Nähe befindlichen Feldhüter ihn für einen Tiger halten und nicht wegjagen.“ Nachdem dies geschehen war, fraß der Esel Gerste nach Lüsten. Auf diese Weise wurde er im Verlauf der Zeit fett, und es kostete Mühe, ihn in den Stall zu bringen, wo er angebunden zu werden pflegte. Einst aber, vor Brunst übermütig, hörte er aus weiter Ferne das Geschrei einer Eselin. Auf dieses bloße Geschrei hin fing auch er an zu brüllen. Da erkannten die Feldhüter, daß es ein in ein Tigerfell gekleideter Esel war, und schlugen ihn mit Knüttel-, Pfeil- und Steinwürfen tot. - Daher sage ich: Obgleich er sich wohlgeschützt wähnte, weil er mit einem Tigerfell bedeckt war und eine furchtbare Gestalt zeigte, starb der Esel durch sein Gebrüll.“

Während sich nun das Krokodil so mit dem Affen unterhielt, kam ein Wassertier heran und sagte zu ihm: „Höre Krokodil! Deine Frau, die sich zum Fasten hingesezt hatte, ist wegen deines langen Ausbleibens von Liebe überwältigt gestorben.“ Nachdem es diese, einem Donnerschlag gleiche Rede gehört, sprach es mit sehr erschüttertem Herzen folgende Worte: „Ach! Was ist mir Unglückseligem da zugestoßen! Man sagt auch: Wer keine Mutter im Haus hat, keine freundliche Gattin auch, der möge in den Wald gehen; denn einem Walde gleicht sein Haus. Darum, oh Freund! Verzeihe mir die Sünde, die ich gegen dich beging! Jetzt aber werde ich infolge der Trennung von meiner Frau den Scheiterhaufen besteigen.“

Nachdem er dies gehört hatte, lachte der Affe und sprach: „Ah! Schon lange habe ich gedacht, daß du ein Pantoffelheld und Weiberknecht bist. Jetzt habe ich den Beweis dafür. Denn du, oh Tor! du sinkst in Verzweiflung, wo dir sogar ein Glück zugefallen ist! Wenn solch ein Weib stirbt, dann ziemt es sich eher, ein Fest zu feiern. Denn man sagt auch: Ein Weib, das voll von Heimtücken immerwährend auf Zwietracht denkt, in der erkenne der Kluge das gräuliche Alter in Frauengestalt. Darum halte mit aller Kraft, wer auf sein eignes Wohl bedacht ist, von allen Frauen auf Erden auch nur den Namen sich vom Leib. Was innen ist, kommt nicht zur Zunge, was auf der Zunge ist, nicht heraus, was draußen ist, tun niemals sie. Der Weiber Treiben ist gar bunt. Wie viele gehen unter, welche sich aus Unwissenheit der schönen Starkhüftigen nahen, wie Motten durch des Lichtes Strahl!? Denn von innen sind die Frauen ihrer Natur gemäß voll Gift, von außen lieblich anzuschauen, gleichwie die Beeren des Gunja-Strauchs. Obgleich bedeckt mit Stockschlägen oder verstümmelt selbst mit Messern gar, unterwerfen sich Frauen niemals, nicht durch Geschenke und Liebe nicht. Doch genug schon! Wozu noch andere Schlechtigkeiten der Frauen nennen?! Den sie im eigenen Schoß nährte, den Sohn selbst, mordet sie im Zorn. Nur ein Kind kann im grausamen Weibe der Liebe Gütigkeit, Sanftmut in dem hartherzigen und Bildung im ungebildeten sehen.“

Das Krokodil sagte: „Ach, Freund! Du hast recht. Aber was fange ich an? Mir sind da zwei harte Schläge zugestoßen: Erstens die Vernichtung meines Hauses, dann die Herzenstrennung von einem Freund, wie du bist. Doch es ist des Schicksals Wille! Denn man sagt auch: Wie groß auch meine Weisheit sei, zweimal größer ist deine doch! Ohne Mann und ohne Galan... Nackende! Wohin stierst du?“

Da fragte der Affe „Wie war das?“, und das Krokodil erzählte:

## 8. Erzählung - Die von ihrem Galan betrogene Ehebrecherin

An einem gewissen Orte wohnte ein Ehepaar von Ackerleuten, und die Frau dieses Ackermanns hatte, weil der Mann alt war, ihr Herz stets auf andere gerichtet und wollte auf keine Weise treu im Hause bleiben. Sie schweifte vielmehr umher, anderen Männern nachlaufend. Da wurde sie von einem schlaun Rüber fremden Geldes erblickt und an einem menschenleeren Orte angesprochen: „Oh Hochbeglückte! Mir ist meine Frau gestorben und durch deinen Anblick werde ich vom Liebesgott gequält. Drum schenke mir deine Liebe!“ Darauf sagte sie: „Oh Hochbeglückter! Wenn es sich so verhält, sieh, so hat mein Mann ein sehr großes Vermögen und vor Alter ist er unfähig, sich auch nur von der Stelle zu rühren. Deshalb will ich ihm sein Geld nehmen und damit hierher kommen, um mit dir anderswohin zu gehen und dort nach Lust die Freude der Liebe zu genießen.“ Jener antwortete: „Das gefällt auch mir! Drum komm in der Frühe, so bald als möglich an diesen Ort, damit wir nach irgendeiner recht schönen Stadt gehen und uns die Welt des Lebendigen fruchttragend gemacht werde.“ Sie aber versprach es mit einem „Ja“ und ging mit seelenvergnügtem Gesicht nach ihrem Haus. In der Nacht, während der Mann schlief, nahm sie alles Geld und eilte in der Frühe zu dem von jenem bestimmten Ort. Der Schelm aber ließ sie vorangehen und machte sich eiligst nach dem Süden zu auf den Weg.

Indem sie so gingen, trafen sie in einer Entfernung von zwei Meilen auf einen breiten Fluß. Als der Schelm diesen erblickte, dachte er: „Was soll ich mit diesem Weib, das die Jugend schon hinter sich hat? Und vielleicht kommt noch irgendeiner, sie zu verfolgen; dann hätte ich noch große Unannehmlichkeiten. Drum will ich bloß ihr Geld nehmen und damit auf und davon gehen!“ Nachdem er sich so entschlossen hatte, sagte er zu ihr: „Liebe! Es ist schwer, über diesen großen Fluß zu kommen. Drum will ich erst das Gepäck ans andere Ufer bringen und dann zurückkehren. Dann hebe ich dich allein auf meinen Rücken und werde dich so mit Leichtigkeit hinübertragen.“ Sie antwortete: „Oh Hochbeglückter! So sei es!“ Nachdem sie so gesprochen hatte, händigte sie ihm das ganze Geld aus. Darauf sagte er: „Liebe! Gib mir auch das Untergewand und den Mantel, damit du ohne Sorge durch das Wasser gehen kannst.“ Nachdem so geschehen war, nahm der Schelm das Geld und das Paar Kleider und ging, wohin er Lust hatte.

Während sie nun, ihre beiden Hände um den Hals gelegt, voll Angst auf einer Stelle am Ufer des Flusses sitzend zubrachte, kam mittlerweile ein Schakalweibchen mit einem Stück Fleisch im Mund dahin, und wie es herankommt, siehe da! so ist da ein großer Fisch, der aus dem Wasser herausgekommen war und draußen am Ufer des Flusses liegt. Wie es diesen sieht, so läßt es sein Stück Fleisch fahren und läuft auf den Fisch zu. Mittlerweile stürzt sich ein Geier aus der Luft herab, packt das Stück Fleisch und fliegt damit wieder in die Höhe. Der Fisch aber, wie er das Schakalweibchen sieht, springt in den Fluß zurück. Da sagte jene Nackende voll Hohn zu dem

Schakalweibchen, das sich vergebens bemüht hatte und dem Geier nachblickte: „Der Fisch schwimmt in dem Fluß wieder, der Geier hat das Fleisch geholt: Um Fisch und Fleisch betrogenes Schakalweibchen, wohin stierst du?“

Als das Schakalweibchen dies hörte und sie um Mann und Galan gebracht sah, sagte es ebenfalls höhnisch zu ihr: „Wie groß auch meine Weisheit sei, zweimal größer ist deine doch: Ohne Mann und ohne Galan, Nackende! wohin stierst du?“

Während das Krokodil so erzählte, kam wieder ein anderes Wassertier und meldete: „Ach! Auch dein Haus ist von einem anderen großen Krokodil in Besitz genommen worden.“ Als es dies hörte, wurde sein Herz von noch größerem Schmerz erfüllt, und an ein Mittel denkend, jenes aus seinem Hause zu vertreiben, sprach es: „Ach seht! wie ich vom Schicksal verfolgt werde! Zum Feind ist mir der Freund geworden! Gestorben ist mir meine Frau! Mein Haus geraubt vom Fremdling! Was wird mir heute noch geschehen? Ja! richtig ist, was man sagt: Ist einer wund, fallen die Streiche zehnfach; kaum fehlt es an Brot, mehrt sich des Magens Brennen; denn im Mißgeschick brechen empor die Feindschaften: Dies alles kommt mit des Geschickes Ungunst. Was soll ich nun tun? Soll ich mich mit jenem in Kampf einlassen? Oder soll ich in Güte Vorstellungen machen und ihn so aus dem Hause vertreiben? Oder soll ich das Säen von Zwietracht oder Geschenke versuchen? Oder soll ich diesen Freund hier, den Affen, fragen? Denn man sagt auch: Wer, ehe er handelt, Rat suchet bei gewogenen, der Frage würdigen Lehrern, dem stößt kein Hemmnis zu in allem, was er unternimmt.“

Nachdem er so erwogen hatte, fragte er denselben Affen, welcher auf den Jambubaum gestiegen war, von neuem: „Ach! Freund! Sieh meine unglückselige Lage! Jetzt ist mir sogar mein Haus durch ein stärkeres Krokodil versperrt! Darum komme ich, um dich zu fragen. Sag an, was soll ich tun? Welches von den Mitteln, deren erstes gütliche Verhandlung ist, findet hier seine Stelle?“ Dieser antwortete: „Ha! Undankbarer Bösewicht! Warum kommst du wieder hinter mir her, obgleich ich es dir verboten habe? Dir Tore werden ich nicht einmal einen Rat geben!“ Das Krokodil, nachdem es dies gehört, sagte: „Ich habe mich gegen dich versündigt, aber erinnere dich an unsere frühere Freundschaft und gib mir einen guten Rat!“ Der Affe sagte: „Ich werde dir keinen geben. Denn es war wahrlich nicht recht, daß du mich auf das Wort deiner Frau hin wegführtest, um mich ins Meer zu werfen. Wenn einem seine Frau auch lieber als die ganze Welt ist, so wirft man doch nicht Freunde und Verwandte auf ihr Wort ins Meer. Darum, du Tor! habe ich durch deine Torheit dein Verderben schon längst erkannt. Denn wer aus Übermut nicht dem von Guten erteilten Rat folgt, der wird schleunig zugrunde gehen, wie das Kamel mit der Glocke.“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

## 9. Erzählung - Das Kamel mit der Glocke

In einem gewissen Orte wohnte einst ein Zimmermann namens Udajalaka („mit der Kälte des Wassers“). Der litt durch überaus große Armut und dachte bei sich: „Oh! Weh über diese Armut in unserm Hause! Während alle Leute durch ihre Arbeit Genuß haben, bringt mein Geschäft dagegen an diesem Ort nichts ein. Denn alle Leute haben Häuser aus Steinen, an denen kein Verfall mehr ist. Wozu bedarf es also meiner Zimmermannskunst?“ Nachdem er so gedacht hatte, verließ er das Land. Als er ein wenig in den Wald kam, so erblickte er mitten im Dickicht des laubenförmigen

Forstes zur Zeit des Sonnenunterganges ein von ihrer Herde abgekommenes, von Geburtswehen gequältes Kamelweibchen. Nachdem er das Kamelweibchen samt ihrem Jungen gefangen hatte, kehrte er nach seinem Orte zurück. Nach Hause gekommen, nahm er einen Strick und band das Kamelweibchen fest. Dann nahm er eine scharfe Axt und ging in eine Gegend des Berges, um Zweige für sie zu holen. Da schnitt er viele junge zarte Schößlinge ab, nahm sie auf seinen Kopf und warf sie ihr vor. Sie fraß diese nach und nach auf und wurde bald dadurch, daß sie Tag und Nacht die Schößlinge verzehrte, dick und fett. Auch das junge Kamelchen wuchs zu einem großen Kamel heran. Darauf erhielt er stets Milch, womit er seine Familie ernährte.

Aus Liebe band nun der Zimmermann dem jungen Kamel eine große Glocke um den Hals. Dann dachte der Zimmermann: „Wozu andere schlechte Arbeiten!? Da grade diese Kamelzucht ein trefflicher Nahrungszweig für meine Familie geworden ist, wozu noch ein anderes Geschäft?“ Nachdem er so überlegt hatte, ging er nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Liebe! Wenn du beistimmst, so ist Folgendes ein gutes Geschäft: Ich will von irgendeinem Geldausleiher etwas Geld nehmen und nach dem Lande Gurjara (heute Gujarat) gehen, um junge Kamele zu kaufen. Unterdes mußt du diese beiden sorgfältig hüten, bis ich mit einem andern Kamelweibchen zurückkehre.“ Darauf ging er nach einem Dorf in Gurjara, kaufte ein Kamelweibchen und kehrte nach Hause zurück. Um es kurz zu machen: Er wußte es so zu richten, daß sich ihm eine große Anzahl alter und junger Kamele ansammelte. Nachdem er darauf eine große Kamelherde hatte, nahm er einen Hirten in Dienst, und diesem gab er jährlich ein junges Kamel zum Lohn. Außerdem war ihm erlaubt, Tag und Nacht Milch zu trinken. Auf diese Weise befand sich auch der Zimmermann wohl dabei, indem er beständig mit Kamelweibchen und jungen Kamelen Handel trieb. Die jungen Kamele aber gingen, um zu grasen, in einen Lustwald des Ortes.

Nachdem sie nach Lüsten zarte Kräuter gefressen und in einem großen Teich Wasser getrunken hatten, gingen sie zur Abendzeit allmählich spielend nach Hause, und jenes erste Kameljunge ging aus zu großem Übermut immer ganz zuletzt. Da sagten die anderen jungen Kamele: „Ah! Dieses junge Kamel ist töricht, daß es von der Herde zurückbleibt und unter dem Läuten seiner Glocke ganz zuletzt herankommt. Wenn es in die Nähe irgendeines bösen Tieres gerät, so wird es sicher umgebracht.“ Und wahrlich, als sie eine Tages tiefer in den Wald eindringen, kam ein Löwe heran, welcher den Schall der Glocke gehört hatte. Wie er nun hinsieht, so geht da eine Herde von Kamelweibchen und jungen Kamelen. Während aber eines, spielend und Kräuter abweidend, zurückbleibt, gehen die übrigen Kamele, nachdem sie Wasser getrunken haben, nach Hause zurück. Als dieses nun aus dem Walde tritt und sich in der Gegend umsieht, sieht und kennt es den Weg nicht. Während es nun, von der Herde abgekommen, allmählich und laut schreiend eine kleine Strecke zurücklegt, so steht dieser Löwe, der seinem Ton gefolgt war, mit einem Sprung hervorstürzend, vor seinem Angesicht. Als das Kamel ihm nun nahe kam, da packte es der Löwe an den Hals, daß ihm die Zunge heraushing, und brachte es um. - Darum sage ich: Wer aus Übermut nicht dem von Guten erteilten Rat folgt, der wird schleunig zugrunde gehen, wie das Kamel mit der Glocke.“

Nachdem das Krokodil dies gehört, sagte es: „Lieber! Es lehren uns die Schriftkundigen: Sieben Schritte zusammen, dann folgt Freundschaft. Darauf bauend sage ich etwas, das höre an! Männern, die andern um deren Wohl besorgt guten Rat geben,

denen stößt nie ein Unglück zu, nicht in dieser noch in der jenseitigen Welt. Drum erweise mir, obgleich ich undankbar war, auf jeden Fall die Gnade, mir einen Rat zu erteilen! Es heißt auch: Wer gütig gegen Wohltäter ist, was ist an dessen Güte groß? Wer gütig gegen Schuldvolle ist, der wird von Guten gut genannt.“

Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Affe: „Lieber! Wenn es so ist, dann gehe hin und kämpfe mit ihm! Es heißt auch: Fällst du, so kommst du zum Himmel, bleibst du leben, so kommst du zu Haus und Ruhm: So wird von zwei unschätzbaren Werten auf jeden Fall eines dir zuteil. Vor dem Mächtigsten falle nieder, gegen Helden säe Zwietracht aus, dem Schwachen gib kleines Geschenk, doch den Gleichen bekämpfe mit Macht.“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

#### 10. Erzählung - Wie der Schakal den Besitz eines toten Elefanten verteidigt



In einer gewissen Waldgegend wohnte einst ein Schakal namens Mahachaturaka („sehr schlau“). Dieser fand eines Tages im Walde einen von selbst gestorbenen Elefanten. Er ging von allen Seiten um ihn herum, konnte aber die harte Haut desselben nicht zerbeißen. Während dies vorging, kam ein hier und dort umherschweifender Löwe in dieselbe Gegend. Als der Schakal nun den Starken kommen sah, legte er den Reif seiner Krone auf den Boden, faltete seine beiden Hände zusammen und sprach demütig: „Oh Herr! Ich stehe hier als dein Keulenträger und bewache diesen Elefanten für dich. Drum möge der Herr ihn verzehren!“ Der Löwe aber, da er ihn sich demütig bücken sah, sprach: „Ah! Ich esse nie und nimmer ein Tier, das von einem andern getötet wurde. Man sagt auch: Der Löwe, der sich von des Wildes Fleisch ernährt, greift selbst hungernd nimmer im Wald zum Grase: So lassen auch selbst im Unglück die Hochgeborenen nimmer ab vom Pfad der Tugend. Drum begnadige ich dich selbst mit diesem Elefanten.“ Nachdem er dies gehört hatte, sprach der Schakal voll Freude: „So geziemt es sich für einen Herrn gegen seine ergebenen Diener. Denn man sagt auch: Ein Edler weicht voll hohen Sinns nie von des Gebieters Pflicht, selbst in äußerster Not: Nimmer verliert die Perle ihren hellen Schimmer und käme sie auch aus des Feuers Mund.“

Als aber der Löwe sich entfernt hatte, kam ein Tiger heran. Als er nun diesen sah, dachte er: „Ah! Ein Bösewicht ist bereits durch einen Fußfall weggebracht. Wie werde ich aber nun diesen fortschaffen? Der ist unzweifelhaft ein Held: Dessen werde ich sicher nicht Meister werden, ohne Zwietracht zu säen. Denn man sagt auch: Wo gute Worte und auch Gaben nicht helfen können, da soll man Zwietracht aussäen, denn diese verhilft auch zum Sieg. Ja, sogar ein mit allen Tugenden Ausgerüsteter wird durch Spaltung vernichtet. Es heißt auch: Wohlgeschützt und kugelförmig, von großer Härte und überschön, wird doch die Perle anbindbar, sobald sie ein Loch bekommt. Oder: Selbst der innerhalb dem höchsten Wesen stehende, sich von den äußerlichen Dingen entfernt habende, guten Lebenswandel führende, sehr brave und nach Befreiung Strebende, verfällt in die Bande des Irdischen, wenn er in sich gespalten ist (d.i. wenn die Zweiheit, statt der Einheit, in ihm Herr wird).“ Nachdem er so erwogen hatte, trat er ihm stolz mit erhobenem Nacken entgegen und sprach mit

Eifer: „Lieber! Wie kommst du hierher, um dem Tod in den Rachen zu laufen? Denn dieser Elefant ist vom Löwen getötet worden, und der hat mich zum Wächter desselben bestellt und ist zum Fluß gegangen, um sich zu baden. Beim Weggehen hat er mir den Befehl gegeben: „Wenn ein Tiger hierher kommt, so mußt du es mich sorglich wissen lassen, denn ich will die Tiger aus diesem Walde ausrotten, weil einst ein Elefant, welchen ich getötet hatte, von einem Tiger heimlich angefressen und zu einem Überbleibsel gemacht worden ist. Von diesem Tage an habe ich den höchsten Zorn gegen Tiger.“ Nachdem er dies gehört, sagte der Tiger voll Schrecken zu ihm: „Oh Schwestersohn! Schenke mir mein Leben! Wenn er später hierher kommt, so gib ihm nicht die geringste Kunde von mir!“

Nachdem er so gesprochen hatte, begab er sich eilig auf die Flucht. Nachdem nun der Tiger weg war, kam ein Leopard daher. Als er auch diesen gesehen, dachte er: „Dieser Leopard hat starke Zähne. Drum will ich es dahin bringen, daß er mir in des Elefanten Fell ein Loch beißt.“ Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, sprach er auch zu diesem: „Oh Schwestersohn! Warum hast du dich so lange nicht sehen lassen? Und wie ausgehungert siehst du aus!? Drum sei mein



Gast! Hier liegt ein Elefant, den der Löwe getötet hat, und ich bin angewiesen, ihn zu bewachen. Trotzdem aber kannst du, unterdes der Löwe nicht da ist, Fleisch von diesem Elefanten essen und wenn du satt bist, so rasch als möglich davongehen.“ Dieser antwortete: „Lieber! Wenn dem so ist, so will ich mit dem Fleischfressen nichts zu tun haben. Denn wer sein Leben bewahrt, kann hundert Freuden zu sehen bekommen. Es heißt auch: Welches Futter man verschlingen und auch verdauen kann, und was verdaut einem dann heilsam ist, das esse, wer sein Wohlergehen liebt. Drum ißt man unter jeder Bedingung nur das, was man verdauen kann. Deshalb werde ich mich aus dem Staube machen!“ Der Schakal aber sagte: „Oh du Feigling! Fasse nur Mut und iß! Ich will dir schon sagen, sobald er kommt, wenn er auch noch ganz fern ist.“ Nachdem dies geschehen war und der Schakal sah, daß der Leopard das Fell zerbissen hatte, rief er: „Oh Schwestersohn! Geh, geh! Da kommt der Löwe her!“ Nachdem er dies gehört hatte, machte sich der Leopard schnell weg.

Als nun der Schakal durch die vom Leoparden gemachte Öffnung etwas Fleisch gegessen hatte, da kam ein anderer, sehr wilder Schakal herbei. Als er diesen sah, der von gleicher Gattung und Kraft mit ihm war, rezitierte er folgende Strophe: Vor dem Mächtigsten falle nieder, gegen Helden säe Zwietracht aus, dem Schwachen gib kleines Geschenk, doch den Gleichen bekämpfe mit aller Macht.“ Dann schritt er ihm zum Kampf entgegen, zerfleischte ihn mit seinen Zähnen, schlug ihn in die Flucht und fraß dann selbst lange Zeit vergnügt des Elefanten Fleisch.

So überwältige auch du diesen zu deinem eigenen Geschlecht gehörigen Feind und schlage ihn in die Flucht! Wo nicht, so wirst auch du durch ihn zugrunde gehen, sobald er Wurzel gefaßt hat. Denn es heißt auch: Von Kühen erwarte man Vorteil, von Brahmanen Bußübungen, von Frauen erwarte man Leichtsinn und vom eigenen Stamm Gefahren. Und andererseits: Gute Speisen gibt es vielfältig und auch unachtsame Bürgerfrauen! Die Fremde hat nur ein Übel: Man haßt daselbst den eignen Stamm.“

Da fragte das Krokodil „Wie war das?“, und der Affe erzählte:

### 11. Erzählung - Der Hund in der Fremde

An einem gewissen Ort wohnte einst ein Hund namens Chitranga („buntgefleckt“). Da trat eine langdauernde Hungersnot ein. Aus Mangel an Nahrung fingen die Hunde und übrigen Tiere an, ihre Familien zu verlassen. Da ging Chitranga, dessen Kehle von Hunger abgezehrt war, aus Furcht in ein anderes Land, und dort trat er in einer gewissen Stadt Tag für Tag in das Haus eines Hausbesitzers, aß durch die Sorglosigkeit der Hausfrau mannigfaltige Speisen und wurde aufs schönste satt. Allein, sobald er das Haus verließ, umringten ihn andere übermütige Hunde von allen Seiten und zerfleischten ihm mit ihren Zähnen den ganzen Körper. Darauf überlegte er: „Ach! Die Heimat ist doch besser, denn da kann man doch selbst bei Hungersnot vergnügt leben und keiner fängt an, sich mit einem herumzubeißen. Drum will ich auch in meine Stadt zurückgehen!“ Nachdem er so erwogen hatte, ging er nach seinem Orte zurück. Als er aber aus der Fremde zurück war, fragten ihn alle seine sämtlichen Verwandten: „He Chitranga! Erzähle uns, wie es in der Fremde zugeht? Wie ist das Land? Wie benehmen sich da die Leute? Was ist ihre Nahrung, und was ist ihre Beschäftigung dort?“ Er antwortete: „Wie kann man das eigentliche Wesen der Fremde schildern? Gute Speisen gibt es vielfältig und auch unachtsame Bürgerfrauen! Die Fremde hat nur ein Übel: Man haßt daselbst den eignen Stamm.“

Das Krokodil aber, nachdem es diesen Rat gehört hatte, faßte den Entschluß, es auf den Tod ankommen zu lassen, verabschiedete sich vom Affen und ging nach seiner Wohnung. Dort führte es Krieg mit dem in sein Haus eingedrungenen Räuber, und nachdem es ihn, gestützt auf seine gewaltige Stärke, umgebracht und seine Wohnung wieder in Besitz genommen hatte, lebte es lange Zeit vergnügt. Mit Recht sagt man Folgendes: Was ist Herrschaft wert, wenn auch freudvoll, die man nicht tapfer erkämpft hat? Heu, das ihm das Geschick zuwies, verzehrt auch ein alter Stier.

Hier endet das vierte Buch, genannt „Verlust von schon Besessenem“, dessen erste Strophe lautet:

Wer der Torheit folgt und sich schmeichelnd beschwatzen läßt, der verliert allen Besitz und ist ein Narr, ebenso betrogen wie das Krokodil und der Affe.

## Fünftes Buch - Handeln ohne sorgfältige Prüfung

Hier beginnt das fünfte Buch, genannt „Handeln ohne sorgfältige Prüfung“, dessen erste Strophe ist folgende:

Was nicht genau gesehen oder gehört, erkundet und geprüft wird, das vollziehe ein Mensch niemals, sonst geht es ihm wie dem Barbier.

### 1. Erzählung - Die beiden Mörder

Es wird nämlich erzählt: In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt namens Pataliputra. Da wohnte ein vornehmer Kaufmann namens Manibhadra („glänzender Edelstein“). Indem dieser die Handlungen vollzog, welche Tugend, Erwerb, Liebe und Seligkeit notwendig machen (die vier großen Lebensziele), verlor er durch die Fügung des Schicksals sein Vermögen. Infolge der Einbuße seines Reichtums geriet er alsdann in Verachtung und verfiel deshalb in die tiefste Betrübnis. Da dachte er einst in der Nacht: „Ach! Pfui über diese Armut! Denn es heißt auch: Tugend, Rechtschaffenheit, Ergebung, Verträglichkeit, Liebenswürdigkeit und vornehme Geburt, nichts von all diesem strahlt in einem Mann, der ohne Geld ist. Ehre und Kenntnis, Stolz, Anmut und tüchtige Einsicht: Alles verschwindet zugleich mit dem Vermögen. Tag für Tag zerschmilzt, wie des Winters Schönheit, wenn er vom Wind des Frühlings getroffen wird, selbst die Einsicht bei Einsichtigen durch die Sorgen wegen der Lasten des Hauses. Selbst eines Hochverständigen Einsicht schwindet dahin, wenn sein Besitz gering ist, durch die stete Sorge für Butter und Salz, Öl und Reis, Kleidung und Holz. Wie ein Himmel ohne Sterne, wie ein ausgetrockneter Teich oder ein schreckenerregender Kirchhof wird gräulich eines Armen Haus, selbst wenn es äußerlich schön aussieht. Um schwache Arme kümmert sich niemand, auch wenn sie einst gleiche Mitbürger waren, wie Wasserblasen, die ohne Ende, kaum entstanden, schon wieder verschwunden sind. Den Hochgeborenen, Geschickten oder Braven verläßt der Menschen Fülle, und heftet sich, wie an den Paradiesbaum, an Reiche, auch wenn sie ohne Adel, Geschick und Tugend sind. Des früheren Lebens gute Werke tragen hier die Frucht: Selbst Wissensreiche von hohem Haus sind augenblicklich Knechte dem, der hier zu Macht gelangt. Gern preist die Welt mit lauter Stimme den Herrn des Wassers, auch wenn er zürnt, denn nichts ist schimpflich auf dieser Welt, was irgend nur ein Reicher tut.“

Nachdem er so erwogen hatte, überlegte er von neuem: „Drum will ich keine Speise mehr genießen und mir morgen mein Leben nehmen. Wozu solch eine unnütze Lebensqual?“ Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, schlief er ein. Darauf erschien ihm im Traum der Lotusschatz in Gestalt eines Jaina-Mönchs und sagte: „Oh Kaufherr! Verzweifle nicht! Ich bin der Lotusschatz, der durch deine frühere Seele erworben ward, drum werde ich in dieser Gestalt morgen früh in dein Haus kommen. Dann mußt du mich mit einem Keulenschlag auf den Kopf treffen, dadurch werde ich unvergänglich und zu Gold.“ Als er darauf am Morgen erwachte, erinnerte er sich des Traums und stellte sich auf das Rad der Gedanken: „Ach! Kein Mensch weiß, ob sich dieser Traum als wahr oder falsch erweisen wird. Doch nein! Er muß sich sicherlich als falsch erweisen, denn ich denke Tag und Nacht an weiter nichts als Geld. Denn man sagt auch: Träume, welche Erkrankten, Kummervollen und Sorgenzernagten, Verliebten oder Leichtsinnigen erscheinen, die tragen alle keine Frucht.“

Mittlerweile kam ein Barbier, um seiner Frau die Nägel zu reinigen, und während dieser mit dem Reinigen beschäftigt war, wurde plötzlich ein Mönch in der beschriebenen Gestalt sichtbar. Wie Manibhadra ihn erblickte, schlug er ihm, das Herz voller Freude, mit einem in der Nähe befindlichen hölzernen Knüppel auf den Kopf. Da verwandelte er sich in Gold und fiel augenblicklich auf die Erde. Wie ihn nun der Kaufmann in der Mitte des Hauses aufstellte und betrachtete, da erblickte er den Barbier. Er erschrak und dachte: „Ach! Vielleicht ist das, was ich hier getan habe, gesehen worden, dann bin ich verloren!“ Nachdem er so überlegt hatte, suchte er den Barbier zu gewinnen und sagte zu ihm: „Nimm dieses Geld und diese Kleider von mir zum Geschenk! Du darfst aber niemanden sagen, mein Lieber! was ich getan habe!“ Der Barbier aber, nachdem er dies versprochen hatte, ging nach Hause und dachte bei sich: „Gewiß verwandeln sich alle diese Mönche in Gold, wenn man sie mit einem hölzernen Knüppel auf den Kopf schlägt. Darum will auch ich morgen früh viele einladen und mit Knüppeln totschiagen, damit ich zu viel Gold komme!“ Indem er dies im Sinne trug, konnte er kaum das Ende dieses Tages und der Nacht erwarten. Am folgenden Morgen nun stand er auf, ging zu einem Kloster von Jainamönchen, hing einen Mantel sorglich um, machte dreimal ehrfurchtsvoll dem Jina (Mahavira, der Begründer des Jainismus) seine Reverenz, rutschte mit den Knien auf der Erde, warf den Zipfel seines Mantels über die Öffnung seines Gesichts, legte die Hände andächtig zusammen und rezitierte mit lauter Stimme folgende Strophe:

Die Jinas mögen hoch leben, denen voll reiner Erkenntnis der Geist im Leben, welches ‚Sein‘ heißt, von des Geistigen Strahlen erglänzt. Nur was Jina preist, ist Zunge, nur was in ihn versenkt, ist Herz, und die Hände einzig lóglich sind, die zu seinem Lob erhoben werden.

Nachdem er so und anderes auf vielfache Weise gepriesen hatte, trat er zu dem ersten der Mönche, senkte Knie und Fuß zu Boden und sprach: „Verehrung sei dir! Ich grüße dich!“ Nachdem er darauf den Segensspruch «Das Gesetz möge wachsen!» empfangen und durch die Segnung mit einem lieblichen Blumenkranz den Befehl zur Vollziehung einer religiösen Handlung erhalten hatte, band er den Knoten an seinem Mantel zu und sprach voll Ergebenheit: „Oh Erhabener! Mögest du heute mit allen Mönchen zusammen in meinem Hause eine Erquickung annehmen!“ Dieser sagte: „Oh Schüler! Wie sprichst du so, obgleich du das Gesetz kennst? Sind wir Brahmanen, daß du uns zu Gast bittest? Wenn wir im Dienste des gegenwärtigen Lebens stets herumirrend einen gläubigen Schüler finden und in sein Haus treten, so lassen wir uns nur mit Mühe nötigen und essen dann nicht mehr als zu des Leibes Notdurft nötig. Drum geh! Und sage so etwas niemals wieder!“

Nachdem er dies gehört, sagte der Barbier: „Oh Erhabener! ich weiß das, und werde es tun! Doch erweisen euch viele Schüler Verehrung. Ich habe nun andererseits sehr wertvolle Reste von Tüchern zurechtgelegt, welche zum Einhüllen von Büchern tauglich sind. Auch findet sich da Geld, das für Abschreiber zum Abschreiben von Büchern bestimmt ist.“ Nachdem er so gesprochen hatte, machte er sich auf den Weg nach seinem Hause. Nachdem er nach Hause gekommen war, machte er einen Knittel aus hartem Mimosaholz zurecht, stellte ihn in einen Winkel an der Tür und ging etwa nach vier Stunden nochmals zum Kloster und stellte sich neben der Tür desselben auf. Darauf führte er alle, wie sie der Reihe nach herauskamen, auf Verlangen des Oberen nach seinem Hause. Denn sie alle ließen selbst die ihnen bekannten gläubigen Schüler im Stich und gingen voll Begier nach den Tüchern und dem

Geld hinter ihm her. Sagt man ja doch mit Recht: Selbst der einsame hauslose Nackte mit dem Topf in der Hand, sieh! oh Wunder! auch der wird von Begierde gepeinigt in der Welt. Dem Alternden altert das Haar, die Zähne altern und die Ohren auch, nur die Begierde bleibt immer jung.

Darauf führte sie der Barbier ins Haus, machte alsdann die Tür zu und schlug ihnen mit Knittelschlägen auf die Köpfe. Von ihnen aber, als sie so geschlagen wurden, waren einige auf der Stelle tot, andere fingen mit gespalteten Köpfen an zu wüten. Mittlerweile hörten die Polizeidiener das Jammergeschrei, liefen herbei und sagten: „Ha! Was ist das für ein großes Geschrei mitten in der Stadt?“ und als sie mit dem Ruf „Laßt uns hineingehen! Laßt uns hineingehen!“ sämtlich nach dem Hause eilten und zusahen, so erblickten sie die Mönche, deren Körper mit Blut bedeckt waren, aus dem Hause des Barbiers flüchtend. Befragt „Oh! Was ist das?“, erzählten sie die Geschichte mit dem Barbier, wie sie vorgegangen. Diese nun banden den Barbier mit festen Stricken und führten ihn samt den vom Mord übriggebliebenen Mönchen vor den Gerichtshof. Von den Richtern befragt: „He! Warum hast du diese schlechte Tat getan?“ antwortete er: „Ach! Was soll ich tun? Eine ganz ebensolche Tat habe ich im Hause des Kaufherrn Manibhadra gesehen.“ Nachdem er dies gesagt hatte, erzählte er ihnen die Geschichte mit Manibhadra, wie er sie mit angesehen hatte. Darauf sandten jene einen ab, um Manibhadra vorzuladen. Dieser ging und brachte Manibhadra herbei, der von ihnen gefragt wurde: „He Kaufherr! Hast du einen Mönch ermordet?“ Darauf erzählte er die ganze Geschichte mit dem Mönch. Als dann sprachen jene: „He! Man spieße diesen schlechten Barbier, der ohne genaue Prüfung gehandelt hat.“ Nachdem so geschehen war, sagten sie: „Handle niemals ohne zu prüfen! Prüfe stets bevor du handelst! Sonst kommt, wie bei der Brahmanin und dem Mungo die Reue zu spät.“

Da fragte Manibhadra „Wie war das?“, und jene erzählten:

## 2. Erzählung - Die Brahmanin und der Mungo

In einem gewissen Orte lebte ein Brahmane namens Devasarman („von den Göttern beglückt“). Dessen Frau gebar einen Sohn und fand zur gleichen Zeit einen verwaissten Mungo. Und voll Kinderliebe pflegte sie auch den Mungo wie einen Sohn, indem sie ihm die Brust gab, ihn mit Salben einrieb und so weiter. Da sie jedoch dachte, er könnte wegen der Bosheit seiner Gattung ihrem Sohne vielleicht ein Übel zufügen, traute sie ihm nicht. Sagt man ja doch mit Recht: Selbst ein ungebildeter, schlechter, mißgestalteter, törichter oder sündiger Sohn vermag Freude zu bringen seiner Eltern Herz. Freilich sagen die Leute also: „Sandelsalbe ist kühlend fürwahr, doch eines Sohnes Umarmung übertrifft Sandelsalbe weit.“ Nicht die Verbindung mit Herzfreunden, einem guten Vater oder sonst irgendwem begehrt der Mensch so sehr, wie mit dem Sohn.

Nachdem sie nun einst den Knaben hübsch aufs Bette gelegt hatte, nahm sie den Wasserkübel und sagte zu ihrem Mann: „Höre oh Meister! Ich gehe zum Teich, um Wasser zu holen. Du mußt den Sohn hier vor dem Mungo bewachen.“ Nachdem sie sich entfernt hatte, ging auch der Brahmane irgendwohin, um Almosen zu sammeln, sodaß das Haus leer ward. Währenddessen kroch eine schwarze Schlange aus einem Loch und kroch durch des Schicksals Willen auf das Lager des Knaben zu.



Da ging aber der Mungo auf diesen seinen natürlichen Feind los, fiel ihn aus Furcht, daß er seinen Bruder töten möchte, auf seinem Wege an, begann einen Kampf mit der bösen Schlange, zerriß sie in Stücke und warf sie weit weg. Darauf ging er stolz auf seine Tapferkeit, das Gesicht mit Blut bedeckt, um seine Tat zu verkünden, der Mutter entgegen. Die Mutter aber, als sie den Mungo mit blutbenetztem Gesicht und sehr aufgeregt herankommen sah, fürchtete im Herzen „Dieser Bösewicht hat unzweifelhaft meinen Sohn gefressen!“ und warf, ohne aus Zorn weiter zu prüfen, den Kübel voll Wasser auf ihn. Sowie der Kübel fiel, war der Mungo augenblicklich tot. Wie sie nun, ohne sich darum zu bekümmern, in das Haus tritt, so liegt der Knabe ebenso noch schlafend, und neben dem Bette erblickt sie eine große schwarze Schlange in Stücke zerrissen. Da wurde ihr Herz über die unbedachte Ermordung des verdienstvollen Sohnes ergriffen, und sie schlug sich an den Kopf, die Brust und sonstige Körperteile.

Als nun während dieses Vorgangs auch der Brahmane, nachdem er Geschenke erhalten hatte, irgendwoher von seinem Herumschweifen heimkehrte, siehe da, so jammert die Brahmanin, überwältigt von Gram über ihren Sohn: „Oh! Oh du Habsüchtiger! Weil du von Habsucht beherrscht nicht getan hast, was ich dich hieß, so genieße nun als Frucht deines eigenen Sündenbaums den Schmerz über den Tod deines Sohnes! So geht es ja auch denen, die von Habsucht verblendet sind! Denn man erzählt auch: Zuviel Habsucht soll man meiden, etwas Gewinnsucht schadet nicht: Wer der Habsucht zu sehr frönt, auf dessen Haupt rollt das Rad.“

Da fragte der Brahmane „Wie war das?“, und die Brahmanin erzählte:

### 3. Erzählung - Die Schätze suchenden Brahmanen

Es wohnten hier in einem gewissen Orte vier Brahmanen, welche große Freundschaft miteinander hegten. Von übermäßiger Armut geschlagen, berieten sie sich miteinander: „Ach! Pfui über diesen ärmlichen Zustand! Es heißt ja: Lieber im Wald voll Elefanten und Tigern leben, von Menschen leer, aber mit Dornen reich gespickt, Laub zum Lager und Borke des Baums als einziges Kleid, als ohne Geld in der Verwandten Mitte sein! Der Herr wird feind, auch wenn man ihm noch so gut dient; die nächsten Verwandten wenden sich ab; Tugend erglänzt nicht; die eignen Kinder fliehen vor uns; Mißgeschicke häufen sich an; die Gattin liebt nicht, wäre sie gleich aus gutem Haus, und die Freunde besuchen uns nicht: So geht es Männern, sobald das Geld zu Ende ist, besitzen sie auch Weisheit und Tapferkeit. Sei man ein Held, schön an Gestalt und Eigenschaften, beredt und selbst Kenner von allen Schriften, empfängt man doch nie den Ruhm der Künste, wenn das Geld fehlt. Den Toten gleich gilt man in der Welt der Menschen. Drum besser Tod als Armut! Es heißt auch: „Steh auf mein Freund! Nur einen Augenblick, und trage die Last meiner Armut, während ich ermüdet deine dem Tod entsprossene Freude lange genieße.“ Doch wenn so der Geldentblötte den plötzlich zum Friedhof Eilenden anspricht, bleibt still die Leiche und erkennt, wie der Tod unendlich besser ist als Armut. Drum muß man auf jede Weise streben, um Geld zu gewinnen!“

Nachdem sie so erwogen und sich entschlossen hatten, in die Fremde zu gehen, verließen sie Haus und Freunde und machten sich alle vier auf den Weg. Sagt man doch mit Recht: Den Freund verläßt er, trennt sich von seiner Verwandten Schar, läßt schleunig selbst die Mutter im Stich, vom Vaterland geht er in bittere Fremde, wessen Geist durch Reichtum sich verwirrt, geschweige denn wer arm ist. So kamen sie denn allmählich in das Land Avanti. Nachdem sie sich hier im Wasser der Sipra gebadet und den Gott, den hehren Mahakala (ein Name von Shiva in seiner zerstörerischen Form) verehrt hatten, schritten sie weiter und begegneten dem Besten unter den Yogis, Bhairavananda mit Namen („Seligkeit im Schrecklichen“). Und nachdem sie sich nach der unter Brahmanen angemessenen Art mit ihm unterhalten hatten, gingen sie mit ihm in sein Kloster. Da fragte sie der Yogi: „Woher kommt ihr? Wohin geht ihr? Was bezweckt ihr?“

Darauf sagten sie: „Wir sind Pilger, die die Zauberkunst aufsuchen. Wir gehen dahin, wo wir entweder die Freuden des Reichtums oder den Tod finden. Das ist unser fester Entschluß. Man sagt auch: Manchmal fällt Wasser vom Himmel, doch kommt es zum Brunnen auch aus der Unterwelt: Wohl ist das Schicksal stark und unergründlich, doch ist nicht stark auch das Menschenwerk? Des Erstrebten volle Erreichung wird dem Menschen durch Menschenwerk, und selbst was du «Göttliches» nennst, ist eine Eigenschaft des Menschen, die den Namen «Unsichtbares» führt. Wer nicht den herben Preis der Mühe bezahlt, empfängt keine Freuden hier: Mit vom Quirlen (des Milchozeans) angestregten Armen umfängt Vishnu, der Vernichter des Madhu, seine Gattin Lakshmi (die Göttin des Wohlstandes). Schwer zu erlangen ist Herrlichkeit, solange der Mann nicht seine Tatkraft gebraucht. So wie die Sonne der Waage Sternbild besteigt, besiegt sie selbst der Wolken Scharen (am Ende der Regenzeit).

Drum sage uns irgendein Mittel, um Geld zu gewinnen, sei es Eindringen in eine Höhle, Wohnen auf einem Kirchhof, Bemeisterung eines weiblichen Dämon, Verkauf von Menschenfleisch, ein Zauberknäul oder etwas Ähnliches. Denn du hast den Namen eines großen Zauberers, und wir sind von großem Mut erfüllt. Man sagt auch: Nur Große sind allein fähig, zu vollbringen der Großen Werk: Wer anders als das Meer könnte das Feuer der Unterwelt tragen?“

Bhairavananda aber, als er die Fähigkeit dieser Schüler erkannt hatte, machte vier Zauberknäule, gab jedem von ihnen eins derselben und sagte: „Geht in die Gegend nördlich vom Berg Himalaya, und wo irgend das Knäul von einem hinfällt, da wird er unzweifelhaft einen Schatz erhalten.“ Nachdem dies so geschehen war, so fiel, indem sie wanderten, das Knäul des an der Spitze Gehenden aus seiner Hand auf die Erde. Als er nun an dieser Stelle grub, so war die Erde voll von Kupfer. Darauf sagte er: „Ach! Nehmt dieses Kupfer, soviel ihr Lust habt!“ Die andern aber sagten: „Oh du Tor! Wozu das? Denn selbst in Fülle macht es der Armut kein Ende. Drum stehe auf! Laß uns weitergehen!“ Dieser sagte: „Geht ihr nur zu! Ich gehe nicht weiter mit!“ Nachdem er so gesprochen hatte, nahm er Kupfer, soviel ihm beliebte, und kehrte als Erster zurück.

Die übrigen gingen alle drei weiter. Nachdem sie eine kleine Strecke gegangen waren, fiel das Knäul des nun an der Spitze gehenden zu Boden. Als nun auch dieser grub, so war der Boden voll Silber. Da rief er voller Freude: „Oh! Nehmt Silber, soviel ihr Lust habt! Wir haben es nicht nötig, weiter zu gehen.“ Die beiden anderen aber sagten: „Oh du Tor! Hinter uns war der Boden voll Kupfer, hier ist er voll Silber,

weiterhin wird er also sicher voll Gold sein. Es nimmt auch durch jenes, selbst in Fülle, die Armut kein Ende. Drum wollen wir beide weitergehen!“ Darauf sagte jener: „Geht nur zu! Ich gehe nicht mit.“ Nachdem er so gesprochen hatte, nahm er Silber soviel er tragen konnte und kehrte nach Hause zurück.

Als nun diese beiden zugingen, so fiel das Knäul des einen zu Boden. Als nun auch er grub, so war die Erde voll Gold. Als er dies sah, sprach er voll Freude zu dem andern: „Ah! Nimm Gold, soviel du Lust hast! Es gibt nichts, das dieses übertrifft!“ Dieser antwortete: „Oh du Tor! Weißt du denn nicht? Zuerst kam Kupfer, dann Silber und darauf Gold: So werden weiterhin sicher Diamanten kommen, von denen schon ein einziger der Armut ein Ende machen wird. Drum steh auf! Laß uns weiter gehen! Was sollen wir mit diesem, wenn es auch noch soviel ist, da es nur eine Last ist?“ Aber dieser sagte: „Geh nur zu! Ich bleibe hier und will auf dich warten.“

Nachdem so geschehen war, ging jener allein weiter. Sein Körper wurde von den Strahlen der glühenden Sonne verbrannt, seine Sinne wurden ohnmächtig vor Durst, er verfehlte den Weg zum Lande der Geister und irrte hier und dort umher. Herumirrend aber erblickte er auf einem Platze einen Mann, auf dessen Kopf sich ein Rad herumdrehte, und dessen Körper von Blut benetzt war. Auf's schleunigste ging er zu ihm und sagte: „Oh! Wer bist du? Warum stehst du so mit einem sich drehenden Rad auf dem Kopf? Sag mir, ob es hier irgendwo etwas zu trinken gibt? Denn ich werde von Durst gepeinigt.“ Indem er so sprach, verließ das Rad augenblicklich den Kopf von jenem und stellte sich auf das Haupt des Brahmanen. Dieser sagte: „Lieber! Was ist das?“ Jener antwortete: „Auch mir ist es ganz auf dieselbe Weise auf den Kopf gekommen.“ Dieser sprach: „Oh sage mir denn, wann es wieder herabsteigen wird. Ich fühle großen Schmerz.“ Jener antwortete: „Wenn irgendeiner, wie du mit einem Zauberknäul in der Hand hierherkommen und dich anreden wird, dann wird es sich auf dessen Haupt stellen.“ Dieser sagte: „Wie lange Zeit hast du hier so gestanden?“ Jener sprach: „Wer ist jetzt König auf Erden?“ Der Mann mit dem Rade antwortete: „Vinavatsa ist König.“ Da sprach der Mann: „Oh, soviel Jahre kann ich nicht zusammenrechnen. Denn als Rama noch König war, da kam ich, von Armut geschlagen, wie du mit dem Zauberknäul in der Hand hierher. Da wurde von mir ein anderer Mann mit einem Rad auf dem Kopf erblickt und befragt. Darauf sprang das Rad von dessen Kopf auf meinen, grade wie jetzt, während du fragtest, auf den deinigen.“ Der Mann mit dem Rade sagte: „Lieber! Wie erhieltest du denn zu essen und zu trinken, während du so dastandst?“ Der Mann sagte: „Von dem Gott der Schätze ist aus Furcht, daß ihm seine Schätze geraubt werden, dies als Schutzmittel gegen die Zauberer aufgestellt, damit ja niemand hierher komme. Wenn aber einer mit Mühe und Not bis hierher gelangt, so hat er, frei von Hunger, Durst und Schlaf, weder alternd noch sterbend, nichts weiter zu ertragen als ebendiesen Schmerz. Jetzt aber laß mich nach meinem Hause gehen. Ich bin durch dich von diesem langen Leid erlöst. Drum will ich nun nach meiner Heimat wandern.“ Nachdem er so gesprochen hatte, ging er weg.

Nachdem er weg war, dachte der Goldzauberer „Wie lange zögert doch mein Gefährte!“, und machte sich deshalb auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Er folgte der Reihe seiner Fußspuren, und als er eine kleine Strecke Weges gegangen war, so erblickte er seinen Reisegefährten, den Körper mit Blut bedeckt und schmerzgequält durch ein Rad, welches sich auf seinem Kopf herumdrehte. Als er ihm nah gekommen war, fragte er ihn mit Tränen in den Augen: „Lieber! Was ist das?“ Jener ant-

wortete: „Des Schicksals Gewalt!“ Der Goldzauberer sagte: „So sprich doch, was ist das?“ Jener aber, von ihm befragt, erzählte die ganze Geschichte mit dem Rad. Nachdem dieser sie gehört, sagte er vorwurfsvoll: „Oh! Ich habe es dir mehrfach verwiesen, du hast aber meinem Worte nicht gehorcht. Was soll man nun tun: Zuviel Habsucht soll man meiden, etwas Gewinnsucht schadet nicht: Wer der Habsucht zu sehr frönt, auf dessen Haupt rollt das Rad. Selbst ein Gelehrter und Hochgeborener ermangelt der Einsicht. Heißt es denn nicht mit Recht: Besser Einsicht, als solches Wissen! Einsicht ist mehr als Wissenschaft, denn wem Einsicht fehlt, der geht unter, wie es jenen Löwenmachern ging.“

Da fragte der Mann mit dem Rad „Wie war das?“, und der Goldzauberer erzählte:

#### 4. Erzählung - Je gelehrter, desto verkehrter, oder „die Löwenmacher“

An einem gewissen Orte wohnten vier Brahmanen-Söhne, welche die größte Freundschaft zueinander gefaßt hatten. Von diesen hatten drei sämtliche Wissenschaften durchaus erlernt, ermangelten aber aller Einsicht. Einer dagegen hatte nichts gelernt, sondern besaß nur die Einsicht. Einstmals nun kamen sie zusammen und beratschlagten miteinander: „Welchen Wert hat das Wissen, wenn man sich nicht dadurch Vermögen erwirbt, indem man in die Fremde geht und die Gunst von Fürsten gewinnt? Drum laßt uns auf jeden Fall alle in die Fremde gehen!“ Nachdem so geschehen und sie eine Strecke Weges gegangen waren, sagte der älteste von ihnen: „Ach! Einer unter uns, der vierte, hat nichts gelernt und ist nur verständig. Die Könige aber geben keine Geschenke für bloßen Verstand ohne Wissenschaft. Deswegen werden wir ihm keinen Anteil an dem geben, was wir erwerben. Darum möge er umkehren und nach Hause gehen!“ Da sagte der zweite: „He! Du sehr Einsichtiger! Du hast nichts gelernt, drum geh nach Haus!“ Darauf sprach der dritte: „Ach! So zu handeln geziemt sich nicht. Wir haben von Kindheit auf miteinander gespielt, drum laßt ihn mitgehen! Er ist sehr würdig und möge deshalb an dem von uns erworbenen Reichtum Anteil haben!“



Nachdem dies geschehen war und sie ihren Weg fortsetzten, erblickten sie in einem Walde die Gebeine eines toten Löwen. Da sagte der eine: „Laßt uns eine Probe der von uns früher gelerten Wissenschaft machen! Da liegt ein totes Tier! Das wollen wir durch die Macht unsrer eifrig erlernten Wissenschaft wieder beleben!“ Darauf sagte der eine: „Ich verstehe die Knochen zusammenzufügen!“ Der zweite sagte: „Ich liefere Fell, Fleisch und Blut!“ Der dritte sagte: „Ich belebe es!“ Darauf fügte der eine die Gebeine zusammen, der zweite verband sie durch Fett, Fleisch und Blut, doch als der dritte eben dabei war, sie mit Leben zu versehen, da verwies es ihm der Einsichtige und sprach: „Es ist ein Löwe! Wenn du ihn lebendig machst, dann wird er uns alle zusammen umbringen.“ Da antwortete jener: „Pfui! Unwissender! In meiner Hand soll die Wissenschaft nicht unfruchtbar sein!“ Darauf sprach der Vierte: „Dann warte einen Augenblick, bis ich auf diesen Baum in unserer Nähe geklettert bin!“ Nachdem dies so geschehen und der Löwe lebendig gemacht war, sprang dieser auf und brachte alle drei um. Der Einsichtige aber stieg, sobald der Löwe nach einem andern Ort gegangen war, von dem Baume herab und ging nach Haus. - Daher sage ich:

Besser Einsicht als solches Wissen! Einsicht ist mehr als Wissenschaft, denn wem Einsicht fehlt, der geht unter, wie es jenen Löwenmachern ging.

Der Goldzauberer fuhr fort: „Außerdem sagt man ferner: Die nur Weisheit aus Büchern schöpfen und unbekannt sind mit dem Lauf der Welt, die schaffen sich nur Gespött, wie die gelehrten Toren hier.“

Da fragte der Mann mit dem Rad „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 5. Erzählung - Die Buchgelehrten

Nun wohnten in einem gewissen Orte vier miteinander befreundete Brahmanen. In diesen entstand in ihrer Jugend der Gedanke: „Hm! Laßt uns in die Fremde gehen und Wissenschaft erwerben!“ Eines Tages alsdann faßten diese Brahmanen miteinander den Entschluß und gingen, um Wissenschaft zu erwerben, nach Kanjakubja (Kanoje). Dort gingen sie in ein Studienkloster und studierten. Nachdem sie so zwölf Jahre zugebracht hatten, waren sie dadurch, daß sie ihren Sinn nur auf das eine gerichtet hatten, aller Wissenschaften kundig geworden. Darauf kamen sie alle vier zusammen und sprachen: „Wir sind alle bis zu dem jenseitigen Ufer des Wissens gelangt, deswegen wollen wir unsern Lehrer bitten, uns zu entlassen, und nach unserer Heimat gehen.“ Nachdem sie alle gesagt hatten «So soll es geschehen!», baten sie ihren Lehrer um Entlassung, und nachdem sie die Erlaubnis erhalten hatten, nahmen sie ihre Bücher und machten sich auf den Weg.

Als sie eine Strecke Weges gegangen waren, so stießen da zwei Wege zusammen. Da setzten sie sich alle nieder. Da sprach der eine: „Welchen Weg sollen wir einschlagen?“ Nun war zu dieser Zeit in der Stadt ein Kaufmannssohn gestorben, und um diesen zu verbrennen, ging eine große Menge von Menschen den einen der beiden Wege. Da blickte einer von den vier Brahmanen in sein Buch und las darin: «Wo die Menge geht, das ist der richtige Weg.» Also, sprach er, müssen wir da gehen, wo die Menge geht. Als die Gelehrten nun mit der Prozession gingen, welcher wie eine Versammlung von Frommen wallfahrtete, so stand da auf dem Leichenacker irgendein Esel. Da sagten sie: „Was ist das?“ Da schlug der zweite sein Buch auf, las «Wer steht, der ist ein Vetter!» und sprach: „Ah! Also ist dies unser Vetter!“ Darauf umarmt ihn einer und ein anderer wusch ihm die Füße. (Das sind vermutlich alles Sprüche aus dem Mahabharata, die aus dem Zusammenhang gerissen wurden.)

Während sich die Gelehrten nun weiter in der Gegend umsahen, erblickten sie ein Kamel. Da sagten sie: „Was ist das?“ Da schlug der dritte sein Buch auf, las «Rasch ist der Gang des Dharma» und sagte: „So ist dies also Dharma!“ Da rief der vierte: «Das Liebe soll man zu dem Dharma (dem Recht) fügen!» Darauf banden sie den Esel an den Hals des Kamels. Das zeigte einer dem Wäscher an (dem Herrn des Esels). Als nun der Wäscher herbeikam, um die gelehrten Dummköpfe durchzuwalken, da waren sie auf und davon.

Als sie nun eine kleine Strecke Weges vorwärts gegangen waren, kam ihnen irgendein Fluß in die Quere. Einer der Gelehrten erblickte in der Mitte des Wassers ein grünes Blatt herankommen, erinnerte sich und sagte: „Das Blatt, welches kommt, wird uns übersetzen.“ Nachdem er dies gesagt hatte, sprang er auf das Blatt. Doch wie ihn nun der Strom fortriß und einer der anderen Gelehrten dies sah, so packte er ihn an den Haaren, erinnerte sich und sprach: „Wenn dem Ganzen Verlust droht, gibt der Kluge die Hälfte preis und behilft sich mit der anderen, denn alles zu verlieren ist gar zu hart.“ Mit diesen Worten schnitt er ihm den Kopf ab.

Und indem die übrigen später so zugingen, kamen sie zu irgendeinem Dorf. Da wurden sie von den Dorfbewohnern eingeladen und jeder in ein anderes Haus geführt. Dort wurden dem einen Fadennudeln mit Butter und Zucker zurechtgemacht als Speise vorgesetzt. Darauf überlegte der Gelehrte, sah in sein Buch und las: «Wer lange Fäden nimmt (ein Saumseliger) kommt um.» Nachdem er dies gesagt hatte, ließ er das Essen stehen und ging weg. Dem zweiten wurden dünne Fladenbrote vorgesetzt. Da sagte auch er „Was zu dünn und zu groß ist, lebt nicht lang!“, ließ ebenfalls das Essen stehen und ging weg. Dem dritten wurde ein Butterkuchen zum Essen gegeben. Da sagte auch dieser Gelehrte: „Wo Löcher sind, da häufen sich die Übel.“

So gingen diese Gelehrten alle drei, die Kehlen von Hunger abgezehrt und von den Leuten verspottet, aus diesem Ort weg in ihre Heimat. - Daher sage ich: Die nur Weisheit aus Büchern schöpfen und unbekannt sind mit dem Lauf der Welt, die schaffen sich nur Gespött, wie die gelehrten Toren hier.“

Nachdem er dies gehört, sagte der Mann mit dem Rad auf dem Kopf: „Ach! Es ist doch wider alle Vernunft, daß Leute von vielem Verstand vom Schicksal getroffen umkommen, während andere von sehr wenig Verstand, vom Schicksal beschützt gedeihen! Man erzählt ja auch: Herr Hundertklug liegt auf dem Kopf, Herr Tausendklug hängt am Strick, Herr Einfachklug jedoch, oh Liebe! spielt munter in der klaren Flut.“

Da fragte der Goldzauberer „Wie war das?“, und der Mann mit dem Rad erzählte:

## 6. Erzählung - Die allzu klugen Fische



In einem Teich wohnten zwei große Fische mit Namen Hundertklug und Tausendklug (Satabuddhi und Sahasrabuddhi). Diese beiden hatten einen Frosch namens Einfachklug (Ekabuddhi) zum Freund. So genossen sie alle drei eine Zeitlang am Ufer des Wassers das Vergnügen schöner geselliger Unterhaltung und kehrten dann in das Wasser zurück. Während sie nun einst zur Unterhaltung zusammengekommen waren, kamen um die Zeit des Sonnenuntergangs Fischer mit Netzen in der Hand heran, welche auf dem Kopf viele getötete Fische trugen. Als diese den Teich sahen, sprachen sie zueinander: „Ah! Dieser Teich scheint viele Fische zu enthalten und hat sehr wenig Wasser. Drum wollen wir morgen früh hierher gehen!“ Nachdem sie so gesprochen hatten, gingen sie nach Hause. Jene aber, nachdem sie diese, einem Donnerschlag gleiche Rede gehört hatten, pflegten miteinander Rat. Da sagte der Frosch: „Ach! Lieber Hundertklug und Tausendklug, was ist hier wohl angemessen zu tun? Sollen wir fliehen oder bleiben?“ Nachdem er dies gehört hatte, lachte Tausendklug und sagte: „Ach Freund! Laß dich nicht durch das bloße Hören einer Rede in Furcht jagen! Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie kommen. Gesetzt aber, sie kämen, dann werde ich durch die Macht meines Verstandes sowohl dich als mich zu schützen wissen, denn ich kenne sehr viele Wege des Wassers.“ Nachdem er dies gehört hatte, sagte Hundertklug: „Ah! Was Tausendklug sagt ist richtig. Sagt man ja doch mit Recht: Wo weder Wind noch die Strahlen der Sonne einen Weg

finden, da weiß der Verstand der Verstandvollen hurtig eine Bahn zu brechen. Und so: Dem Verstand der Verstandvollen ist alles auf Erden untertan: Durch seinen Geist schlug Chanakya die mit Schwertern bewaffneten Feinde des Nanda. (Chanakya war Minister des Königs Chandragupta und verhalf diesem zum Thron, indem er Nanda stürzte.) Deswegen soll man auf das bloße Hören einer Rede hin nicht den von den Ahnen her von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Geburtsort verlassen. Auch keinen Schritt weit dürfen wir uns entfernen! Ich werde dich durch die Macht meines Verstandes beschützen.“

Doch der Frosch sagte: „Ich habe nur eine Klugheit, aber die rät mir zu fliehen. Ich gehe noch heute samt meiner Frau zu einem andern Teich.“ Nachdem er so gesprochen hatte, ging der Frosch, sobald es Nacht geworden war, zu einem andern Teich. Am folgenden Tage aber kamen in der Frühe die Fischer, ähnlich den Dienern des Todesgottes herbei, bedeckten den Teich mit Netzen, und alle Fische, Schildkröten, Frösche, Krebse und andere Wassertiere wurden im Netz gehalten und gefangen. Auch jene beiden, Hundertklug und Tausendklug, obgleich sie die Flucht versuchten und sich lange Zeit durch ihre Kenntnis verschiedener Wege durch Hin- und Herschwimmen schützten, fielen samt ihren Frauen ins Netz und wurden getötet. Am Nachmittag aber machten sich die Fischer vergnügt auf den Weg nach Hause. Hundertklug ward wegen seiner Schwere auf dem Kopf getragen. Den Tausendklug hatte ein anderer an einen Strick gebunden und schleppte ihn so. Da sagte der Frosch Einfachklug, welcher auf den Rand des Teiches gestiegen war, zu seiner Frau: „Siehe! Siehe Liebe! Herr Hundertklug liegt auf dem Kopf, Herr Tausendklug hängt am Strick, Herr Einfachklug jedoch, oh Liebe! spielt munter in der klaren Flut.“

Der Mann mit dem Rad fuhr fort: „Daher sage ich: Selbst der Verstand ist keine unbedingte Autorität.“

Der Goldzauberer sprach: „Wenn das auch wahr ist, so hättest du doch des Freundes Rede nicht in den Wind schlagen dürfen. Doch was soll man tun? Obgleich ich dich zurückzuhalten versuchte, bliebst du doch nicht, aus zu großer Habsucht und aus Stolz auf dein Wissen. Sagt man ja doch mit Recht: Obgleich ich sagte «Oh Onkel! Laß das Singen!», fuhrst du doch fort: Nun ist dir als Lohn des Gesangs dieser ganz neue Schmuck umgehängt.“

Da fragte der Mann mit dem Rad „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 7. Erzählung - Der Esel als Sänger

An einem gewissen Orte war ein Esel namens Uddhata („der Übermütige“). Dieser trug bei Tag Lasten im Hause eines Wäschers und bei Nacht schwärmte er umher, wo er wollte. Als er nun einstmals in der Nacht in den Feldern umherschweifte, schloß er irgendeinmal Freundschaft mit einem Schakal. Beide zerbrachen nun Umzäunungen, gingen in die Gurkenfelder und schmausten nach Herzenslust ihre Früchte. Am Morgen kehrten sie nach ihrem Ort zurück. Einstmals nun sprach der Esel, vor Stolz übermütig, als er sich mitten in einem Feld befand, zum Schakal: „Oh Schwestersohn! Sieh, die Nacht ist so klar, darum will ich einen Gesang anstimmen. Sag also, in welcher Tonart soll ich singen!?“ Dieser antwortete: „Lieber! Wozu solcher unnützer Lärm!? Wir treiben Spitzbubenhandwerk. Diebe und Verliebte müssen sich versteckt halten! Es heißt auch: Wer Husten hat, soll nicht stehlen, wer verschlafen ist, nicht Räuber sein, und wer krank ist, nicht zu viel essen, wenn ihm was am Leben liegt. Auch tönt dein Gesang genau wie der Ton einer Muschel und ist

keineswegs angenehm. So wie sie ihn auch nur aus der Ferne hören, werden die Feldhüter dich ausmachen und dir Gefangenschaft und Tod bereiten. Drum verzehre nur diese wie Götterspeise schmeckenden Gurken und mach dir hier nichts mit Singen zu schaffen!“ Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Esel: „Ach! Du kennst den Zauber der Musik nicht, weil du im Wald wohnst, und darum sprichst du so. Man sagt auch: Bricht des Herbstes Mondschrimer durch das Dunkel in des Liebchens Nähe, dann ist der selig, in dessen Ohren des Liedes Göttertrank dringt!“

Der Schakal sagte: „Lieber! Das ist wahr, aber du singst rauh. Wozu also dieses Geschrei, das unser Vorhaben nur stören würde?“ Der Esel sagte: „Pfui! Pfui du Unwissender! Ich wüßte nicht was Gesang ist? So höre denn dessen Einteilung: Sieben Töne und drei Oktaven, einundzwanzig Intervalle, neunundvierzig Taktarten, drei Quantitäten und Tempi, drei Arten gibt es von Pausen, sechs Gesangsweisen, neun Stimmungen, sechsundzwanzig der Färbungen und vierzig Zustände dann. Dieses hundertfünfundachtzig Zahlen umfassende Gesangssystem umfaßt, gut ausgeführt und fehlerlos, sämtliche Teile des Gesangs. Nichts gibt es, was in der Welt selbst Göttern lieber wäre als Gesang. Durch den Zauber der Darmsaiten versöhnte Ravana sogar den Shiva. (Es heißt, als der stolze Ravana von Shiva mit dem Druck der kleinen Zehe unter dem Kailash eingeklemmt war, riß sich Ravana seine Gedärme heraus, baute eine Vina und komponierte und sang lange Jahre viele Lobgesänge auf Shiva, bis er ihn schließlich aus dieser Gefangenschaft befreite.) Drum, oh Schwestersohn! Warum nennst du mich einen Unkundigen und wehrst mir?“

Der Schakal sagte: „Lieber! Wenn du denn nicht anders willst, so will ich mich an das Tor des Zauns stellen und auf den Feldhüter achten. Du aber singe so viel du Lust hast!“ Als dies so geschehen war, da streckte der Esel seinen Hals aus und fing an zu brüllen. Als der Feldhüter nun das Gebrüll des Esels hörte, biß er vor Zorn die Zähne zusammen, hob einen Knüppel auf und eilte herbei. Als er den Esel erblickte, prügelte er ihn so lange mit seinem Knüppel durch, bis er auf die Erde fiel. Dann band ihm der Feldhüter einen durchlöcherten hölzernen Mörser an den Hals und legte sich schlafen. Der Esel aber stand sogleich auf, ohne von dem Schmerz noch etwas zu fühlen, wie es die Natur der Esel mit sich bringt. Man sagt ja: Der Hund sowie das Maultier und der Esel vor allen anderen fühlen nach den Schlägen schon im nächsten Moment keinen Schmerz mehr. Darauf zertrümmerte er den Zaun und machte sich mit samt dem Mörser auf die Flucht.

Mittlerweile erblickte ihn der Schakal aus der Ferne und sagte lachend: „Obgleich ich sagte «Oh Onkel! Laß das Singen!», fuhrst du doch fort. Nun ist dir als Lohn des Gesangs dieser ganz neue Schmuck umgehängt.“

Der Goldzauberer fuhr fort: „So liebest auch du nicht ab, obgleich ich dich zurückzuhalten versuchte!“ Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Mann mit dem Rad: „Ach! Freund! Das ist wahr. Sagt man ja doch mit Recht: Wer selber keine Einsicht hat und nicht der Freunde Rat befolgt, der stürzt sich selber ins Unglück, gleichwie der Weber Mantharaka.“

Da fragte der Goldzauberer „Wie war das?“, und der Mann mit dem Rad erzählte:

## 8. Erzählung - Der doppelköpfige Weber

In einem gewissen Orte wohnte ein Weber namens Mantharaka („Dummkopf“). Als dieser einst Stoff fertigte, zerbrachen ihm sämtliche Hölzer des Webestuhls. Da nahm er eine Axt, schweifte herum, um Holz zu suchen, und gelangte zum Ufer des

Meeres. Als er daselbst einen großen Sinsapabaum (*Dalbergia Sisu*) erblickte, dachte er: „Da zeigt sich ein großer Baum. Wenn ich den fälle, so wird er eine Menge Webwerkzeuge liefern.“



Nachdem er so erwogen, hob er die Axt gegen ihn auf. In diesem aber wohnte ein Geist, und der sagte: „Höre! Dieser Baum ist meine Wohnung, deshalb muß er auf jeden Fall verschont werden, denn ich befinde mich hier überaus wohl, da mein Körper von dem kühlen, über die Wellen des Meeres streichenden Wind berührt wird.“ Der Weber sagte: „Ach! Was soll ich denn tun? Wenn ich nicht einen ganz guten Baum erhalte, so muß meine Familie Hunger leiden. Deshalb geh rasch anderswohin! Ich werde ihn umhauen.“ Der Geist antwortete: „Höre! Ich bin dir gewogen: Fordere irgendetwas, was dir lieb ist! Schone aber diesen Baum!“ Der Weber sagte: „Wenn du so willst, so will ich nach Hause gehen und meinen Freund und meine Frau fragen und alsdann zurückkommen, dann mußt du es mir geben.“ Nachdem der Geist dies durch ein „So sei es!“ versprochen hatte, kehrte der Weber hocherfreut nach Hause zurück.

Wie er in seinen Ort tritt, erblickt er seinen Freund, den Barbier, und sagte: „Ach Freund! Ich habe mir einen Geist untertänig gemacht. Sage mir nun, was ich von ihm fordern soll!“ Der Barbier sagte: „Lieber! Wenn dem so ist, dann fordere hier ein Königreich! Dann bist du König und ich dein Minister, und wir genießen alle beide erst die Freuden in dieser Welt und dann die in der zukünftigen. Man sagt auch: Ein Fürst, der Gaben fromm spendet, erwirbt sich Ruhm in dieser Welt, und durch deren Verdienst kommt er im Himmel selbst den Göttern gleich.“

Der Weber sprach: „Hm! Freund! So sei es! Aber laß uns auch meine Frau befragen!“ Der Barbier sagte: „Mit Frauen soll man keinen Rat pflegen. Man sagt auch: Der Weise gibt den Frauen Nahrung, Bekleidung und insonderheit eheliche Pflicht und Schmucksachen, doch pflegt er nie mit ihnen Rat. Und so: Wo eine Frau, ein Spieler oder ein Kind das Sagen hat, solch ein Haus muß zugrunde gehen, das hat des Bhrigu Sohn gesagt. Und: So lange steht ein Mann vorn an und ist beliebt bei Würdigen, solange er insgeheim Worten von Weibern nicht Gehör verleiht. Einzig auf eigenen Vorteil nur, auf ihre Lust sind Frauen bedacht: So ist ihnen sogar der eigene Sohn nur lieb, wenn er ihren Wünschen dient.“

Der Weber sprach: „Wenn dies gleich wahr ist, so muß sie doch, da sie ihrem Mann ergeben ist, befragt werden.“ Nachdem er so gesprochen hatte, ging er eilends zu seiner Frau und sagte zu ihr: „Liebe! Heute habe ich mir einen Geist untertänig gemacht, der will mir einen Wunsch erfüllen. Drum bin ich gekommen, um dich zu befragen. Sag an, was soll ich verlangen! Denn mein Freund der Barbier meint, ich sollte ein Königreich fordern.“ Sie antwortete: „Oh Sohn eines Hochwürdigen! Was verstehen Barbieri?! Was sie sagen soll man nicht tun. Es heißt auch: Nicht mit Tänzern, Sängern, Niederen, Barbieren oder Kindern, ebensowenig mit Bettlern pflege ein Verständiger Rat. Außerdem ist der Zustand eines Königs eine unaufhörliche Folge von Mühseligkeit, indem er stets an Freundschaft, Feindschaft, Kriegszug, Zuwarten, Schutzbündnis oder Doppelzüngigkeit zu denken hat. Er gewährt dem Menschen keinen vergnügten Augenblick. Sobald jemand nach der Herrschaft strebt,

muß sich sein Geist für Mißgeschicke rüsten. Denn das Gefäß, das zur Salbung dient, gießt gleichsam Unglück im Wasserstrom aus. Eine Königsherrschaft, um welche Brüder, ja selbst die eignen Söhne gar des Königs Leben nachstellen, solche Herrschaft begehre nie!“

Der Weber sagte: „Du hast Recht. Was soll ich aber denn fordern?“ Sie antwortete: „Du arbeitest bis jetzt immer nur an einem Stück, und das genügt, um alles, was wir nötig haben zu bezahlen. Jetzt fordere nun für dich noch ein anderes Paar Arme und einen zweiten Kopf, damit du von vorn und hinten zugleich je ein Stück Stoff verfertigen kannst. Aus dem Preis des einen bestreiten wir dann den Hausbedarf; den Preis des andern verwendest du für das, was außerdem zu tun ist. So wird dir dein Leben unter Lob von Seiten deines Stammes verfließen und du wirst dir beide Welten gewinnen.“ Er aber, nachdem er dies gehört, sprach voll Freude: „Brav! du treues Weib! Du hast gut geredet, dies und nichts anderes will ich tun, das ist mein Entschluß!“

Darauf ging der Weber zum Geist und trug sein Verlangen vor: „Höre! Wenn du mir einen Wunsch erfüllen willst, so gib mir noch ein Paar Arme und einen Kopf!“ Kaum hatte er ausgesprochen, so war er augenblicklich zweiköpfig und vierarmig. Wie er nun mit hocheifrigem Herzen nach Hause zurückgeht, da meinten die Leute, er wäre ein dämonischer Rakshasa und schlugen ihn mit Stöcken und Steinen so sehr, daß er tot hinfiel. - Daher sage ich: Wer selber keine Einsicht hat und nicht der Freunde Rat befolgt, der stürzt sich selber ins Unglück, gleichwie der Weber Mantharaka.“



Der Mann mit dem Rad sagte: „Jeder Mann, der von einer unerfüllbaren Hoffnung wie von einem bösen Geist getrieben wird, wird zum Gegenstand des Spottes. Sagt man ja doch mit Recht: Wer unvernünftige Projekte über die Zukunft spinnt, dem geht es wie Somasharmans („Heil des Soma“) Vater: Er liegt von Reisbrei weiß gefärbt.“

Da fragte der Goldzauberer „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 9. Erzählung - Der zerbrochene Topf

In einem gewissen Orte wohnte ein Brahmane namens Svabhavakripana („von Natur ein Unglücksvogel“). Dieser hatte mit dem erbettelten Reisbrei, der ihm nach dem Essen übrigblieb, einen Topf angefüllt. Diesen Topf hatte er an einen Nagel an die Wand gehängt, darunter seine Bettstelle gestellt und schaute ihn nun in der Nacht ohne seinen Blick abzuwenden an und dachte dabei: „Dieser Topf ist doch über und über voll von Reisbrei. Wenn nun eine Hungersnot entsteht, dann wird er hundert Silberstücke einbringen. Dafür werde ich alsdann ein Paar Ziegen kaufen. Da diese alle sechs Monate Zicklein werfen, so wird daraus eine Herde Ziegen entstehen. Dann kaufe ich für die Ziegen Rinder! Sobald die Kühe gekalbt haben, verkaufe ich die Kälber. Dann für die Rinder Büffel, und für die Büffel Stuten! Sobald die Stuten geworfen haben, werde ich viele Pferde besitzen. Aus dem Verkauf von diesen löse ich viel Gold. Für das Gold bekomme ich ein Haus mit vier Gebäuden in einem Viereck. Dann kommt ein Brahmane in mein Haus und gibt mir ein sehr schönes

Mädchen mit großer Mitgift zur Frau. Die wird einen Sohn gebären, dem werde ich den Namen Somasharman geben. Wenn dieser dann alt genug ist, um sich auf meinen Knien zu schaukeln, dann werde ich ein Buch nehmen, mich hinten in den Pferdestall setzen und studieren. Mittlerweile sieht mich Somasharman, und begierig, auf meinen Knien zu schaukeln, klettert er von seiner Mutter Schoß und kommt zu mir dicht an die Hufe der Pferde. Dann werde ich, von Zorn erfüllt, der Brahmanin zurufen: «Nimm das Kind! Nimm das Kind!» Sie aber, mit Hausarbeit beschäftigt, hört meinen Ruf nicht. Dann springe ich auf und gebe ihr einen Fußtritt.“ Indem er so in diese Gedanken versunken war, stieß er mit dem Fuße so aus, daß der Topf zerbrach und er selbst von dem Reisbrei, welcher sich im Topfe befand, weiß gefärbt ward. - Daher sage ich: Wer unvernünftige Projekte über die Zukunft spinnt, dem geht es wie Somasharmans Vater: Er liegt von Reisbrei weiß gefärbt.“

Der Goldzauberer sagte: „Ja, das ist ganz wahr! Denn wer ohne Rücksicht auf Nachteil, nur seiner Leidenschaft folgt, der zieht sich selbst wie König Chandra („Mond“) schwere Leiden zu.“

Da fragte der Mann mit dem Rad „Wie war das?“, und der Goldzauberer sprach:

## 10. Erzählung - Des Affen Rache

In einer gewissen Stadt regierte ein König namens Chandra. Der hielt zum Spiel für seine Söhne eine Herde Affen. Die wurden beständig mit vielen Speisen, gekochten und andern, gemästet. Der Oberherr dieser Affen nun war ein Kenner der Lehren des Usanas, Vrihaspati und Chanakya, übte sie und belehrte auch die Affen allesamt. In diesem Palast befand sich nun auch eine Widderherde, welche den jungen Prinzen zum Reiten und Fahren diente. Von diesen Widdern drang einer aus Freßbegierde Tag und Nacht frech in die Küche ein und fraß alles, was ihm irgend in die Augen fiel. Die Köche aber prügelten ihn mit allem, was sie vor sich sahen, Holz oder Stein. Als dies der Herr der Affenherde sah, dachte er: „Ach! Dieser Krieg zwischen dem Widder und den Köchen wird den Affen zum Verderben ausschlagen. Denn dieser Widder ist geil hinter dem Genuß der Speisen her, und die hitzigen Köche schlagen nach ihm mit allem, was sich eben in der Nähe ihres Platzes befindet. Wenn sie nun einmal, wenn nichts anderes zur Hand ist, mit einem Feuerbrand nach ihm schlagen, dann wird der Widder wegen der Menge seiner Wolle schon durch sehr wenig Feuer in Brand geraten. Dann wird er brennend in den nahegelegenen Pferdestall laufen, und dieser wird wegen der Menge Stroh in Brand geraten. Dann werden die Pferde Feuer fangen. Nun hat aber Salihotra (Verfasser eines Werkes über Veterinärkunde) gesagt: «Daß ein durch Feuerbrand entstandenes Übel bei Pferden vermitteltst Affenmark geheilt wird.» So steht uns dann sicher der Tod bevor!“

Nachdem er zu diesem Schluß gekommen war, rief er alle Affen zu sich und sagte zu ihnen insgeheim: „Wenn die Köche immerfort in Streit mit dem Widder leben, so wird dadurch unausweichlich der Affen Tod herbeigeführt. Drum, wo in einem Haus stets unvernünftiger Zank besteht, von solchem Hause fliehe jeder weit weg, dem sein Leben lieb ist. Und so: Häuser zerfallen durch Streitsucht, Freundschaften durch Verleumdungen, durch schlechte Fürsten fällt Herrschaft und durch böse Tat der Männer Ruhm. Drum laßt uns, ehe wir noch alle zugrunde gehen, dieses Königshaus verlassen und in den Wald ziehen!“

Die Affen aber, sprachen vor Übermut stolz, als sie seine unglaublich scheinende Rede gehört hatten, spottend zu ihm: „Ach! Dein Verstand ist vor Alter schwach

geworden, darum sprichst du so. Wir lassen die ambrosiagleichen vorzüglichen Speisen, welche uns des Königs Söhne mit eigenen Händen reichen, nicht im Stich, um dort im Walde den Mund zusammenziehende, beißende, bittere, saure oder salzige Waldfrüchte zu essen!“ Nachdem er dies gehört hatte, warf der Oberherr der Herde einen von Tränen getrübten Blick auf sie und sagte: „Ach! Ach ihr Toren! Ihr wißt nicht, welch trauriges Ende diese Freude nehmen wird! Denn diese Wonne, welche nur während des Genusses süß ist, wird am Ende wie Gift werden. Drum will ich mit meinen Augen den Untergang meines Geschlechts nicht ansehen. Ich werde auf der Stelle in ebendiesen Wald gehen. Man sagt auch: Glückselig sind die, die nicht ihr Land zerstört sehen, ihr Haus gestürzt, ihr Weib in eines Feindes Händen und ihren Freund in Mißgeschick.“

Nachdem er so gesprochen hatte, verließ sie der Fürst der Herde allesamt und ging in den Wald. Nachdem er nun weg war, drang dieser Widder eines Tages wieder in die Küche. Als der Koch nichts anders zur Hand hatte, um ihn zu schlagen, schlug er ihn mit einem halb brennenden Holzsplitter. Er aber lief getroffen mit halb in Brand stehendem Körper blökend in den nahegelegenen Pferdestall. Indem er sich nun hier auf dem mit vielem Stroh bedeckten Boden herumwälzte, erhoben sich von allen Seiten Feuerflammen, und von den im Stall angebundenen Pferden starben einige, da ihre Augen ausgeflossen waren, andre zerrissen ihre Halfter, liefen mit halb verbranntem Körper wiehernd hier und dort herum und setzten alle Leute in Angst. Mittlerweile rief der König voll Betrübniß die Ärzte zu sich, welche mit Salihotras Werken bekannt waren, und sprach zu ihnen: „He! He! Gebt irgendein Mittel gegen die Brandwunden dieser Pferde an!“ Und sie antworteten, die Vorschriften bedenkend: „Majestät! In diesem Betreff hat der erhabene Salihotra gesagt: «Wie das Dunkel bei Sonnenaufgang, so vergeht durch Affenmark jegliche Krankheit bei Pferden, die durch Feuerbrand entstanden ist.» Drum laß rasch dieses Heilmittel anwenden, ehe sie noch durch die Krankheit umkommen!“

Der König aber, nachdem er dies gehört, befahl die Affen zu töten. Mit einem Wort: Sie wurden sämtlich umgebracht. Der Fürst der Affenherde aber, als er diese Gewalttätigkeit gegen sein Geschlecht erfuhr, versank in den tiefsten Kummer. Diesem nachhängend, gab er Speise und jedwedes Vergnügen auf, irrte umher von einem Wald zum anderen, und dachte: „Wie füge ich diesem bösen König etwas Böses zu, um ihm meine Schuld zu bezahlen?! Man sagt auch: Wer auf Erden Unbill duldet, die ihm von Unedlen zugefügt, aus Furcht oder auch aus Habsucht, der ist ein ganz gemeiner Mensch. Als nun dieser alte Affe, von Durst gepeinigt, irgendwo umherschweifte, stieß er auf einen mit einem Lotusfeld geschmückten Teich, und wie er da genau hinsieht, so erblickt er zwar hineinführende, aber keine herausführende Spuren von Waldtieren und Menschen. Darauf dachte er: „Sicherlich muß in diesem Wasser ein böser Geist wohnen! Drum will ich einen Lotusstengel nehmen und vermittelst desselben aus der Ferne Wasser trinken!“ Als er das getan, trat mitten aus dem Wasser ein Rakshasa, den Hals mit einem Juwelenkranz geschmückt, und sagte: „Wer in dies Wasser tritt, den fresse ich! Aber es gibt wohl keinen größeren Schlaupkopff als du, der auf diese Weise trinkt. Drum finde ich Gefallen an dir: Begehre, was dein Herz wünscht!“ Der Affe sagte: „Höre! Wie viele vermagst du zu fressen?“ Dieser antwortete: „Wenn sie ins Wasser kommen, selbst hunderttausend Hunderttausende, aber außerhalb desselben überwältigt mich sogar ein Schakal.“ Der Affe sprach: „Ich habe eine grenzenlose Feindschaft gegen einen König. Wenn du mir diesen Juwelenkranz gibst, dann werde ich diesen König samt seinem ganzen

Gefolge zu deinem Teich bringen, nachdem ich ihn durch trügerische Worte verlockt habe.“

Der Rakshasa aber, als er seine glaublich scheinende Rede hörte, händigte ihm den Juwelenkranz aus. Der Affe nun, nachdem er seinen Hals mit dem Juwelenkranz geschmückt hatte, ging zu dieser Stadt, ließ sich von den Leuten auf Bäumen und Palästen herumschweifend erblicken und wurde gefragt: „He! Herdenfürst! Wo hast du dich so lange Zeit aufgehalten? Wo hast du einen solchen Juwelenkranz erhalten, der durch seinen Glanz sogar die Sonne verdunkelt?“ Der Affe sagte: „Es ist irgendwo im Walde ein vom Spender der Schätze geschaffener, sehr versteckter Teich. Wer irgend zur Zeit, wo die Sonne halb aufgegangen ist, da hineingeht und sich darin untertaucht, der bekommt durch die Gnade des Schätzespenders den Hals mit einem solchen Juwelenkranz geschmückt.“ Als dies der König vom Volk hörte, ließ er den Affen rufen und fragte ihn: „Hm! Herdenfürst! Ist das wahr? Gibt es irgendwo einen Teich, in welchem Juwelenkränze sind?“ Der Affe sagte: „Oh Herr! Du kannst dich hier durch diesen vor deinen Augen sich an meinem Hals befindlichen Juwelenkranz überzeugen. Wenn auch dir mit Juwelenkränzen gedient ist, so schicke irgend jemand mit mir, damit ich ihm dieses Wunder zeige!“ Nachdem der König dies gehört, sagte er: „Wenn, dem so ist, so will ich selbst mitsamt meinem Gefolge hingehen, damit mir viele Juwelenkränze zuteil werden.“ Der Affe sagte: „Oh Herr! Das ist auch das Beste!“

Darauf machte sich der König aus Begierde nach den Juwelenkränzen mitsamt seinen Dienstleuten auf den Weg. Der Affe aber, auf dem Schoß des Königs sitzend, welcher eine Sänfte bestiegen hatte, reiste vergnügt und voll Selbstvertrauen. Sagt man ja doch mit Recht: Selbst an Wissen und Geld reiche Männer gehen von Begierde betört auf Dinge aus, die untunlich sind, und schweifen auf schlechtem Pfad. Und so: Wer hundert hat, begehrt tausend; wer tausend hat, hunderttausend; wer hunderttausend, will Herrschaft; wer Herrschaft hat, den Himmel gar.

Als sie darauf in der Frühe zu diesem Teich gekommen waren, sagte der Affe zu dem König: „Majestät! Man erreicht seinen Zweck, wenn man, sobald die Sonne halb aufgegangen ist, hier hineingeht. Darum laß deinem gesamten Gefolge befehlen, daß sie alle mit einem Sprung hineingehen. Du dagegen sollst mit mir hineinsteigen, damit wir zu dem früher von mir gesehenen Ort gehen und ich dir die besten Juwelenkränze zeige.“ Darauf gingen alle diese Leute hinein und wurden von dem Rakshasa gefressen. Als sie nun lange wegblieben, sagte der König zu dem Affen: „He! Herdenfürst! Warum bleibt mein Gefolge so lange aus?“ Nachdem er dies gehört, stieg der Affe rasch einen Baum hinauf und rief dem König zu: „Ha! Du schlechter König! Dein Gefolge ist von einem in dem Wasser hausenden Rakshasa gefressen. Meine Feindschaft gegen dich, die durch die Vernichtung meines Geschlechts entstanden ist, hat damit ihre Befriedigung gefunden. Drum geh du! Indem ich bedachte, daß du mein Herr bist, habe ich dich nicht hineingeschickt. Denn man sagt auch: Vergelte Gleiches mit Gleichem! Dem Mord setz entgegen Mord! Gegen Böse verfare böse! Darin erblicke ich kein Vergehen. So hast du den Untergang meines Stamms geschaffen; ich dagegen den des deinigen.“

Nachdem er dies gehört, ging der König, von Kummer überwältigt, eilenden Schritts wieder zurück, wie er gekommen war. Nachdem der König aber weg war, kam der Rakshasa wohlgesättigt und sagte voll Freude: „Du hast, oh Affe! klug das Wasser durch den Lotusstengel getrunken, den Feind besiegt, den Freund gewonnen und

den Juwelenkranz bewahrt.“ - Daher sage ich: Wer ohne Rücksicht auf Nachteil aus Begierde irgend etwas tut, der zieht sich selber wie König Chandra schwere Leiden zu.“

Der Goldzauberer fuhr fort: „Ach, ach! Entlasse mich, daß ich nach Hause gehe!“ Der Mann mit dem Rade sprach: „Des Unglücks wegen erwirbt man sich Geld und Freunde: Wie kannst du mich in diesem Zustand verlassen und gehen? Man sagt auch: Wer im Unglück den Freund verlassend, sich mit hartherzigem Sinn entfernt, der fährt wegen dieser Schuld als ein Undankbarer zur Hölle.“

Der Goldzauberer sagte: „Ach! Das ist wohl richtig, wenn einer, der fähig ist zu helfen, ihn, wo Hilfe möglich ist, im Stich läßt. Hier aber ist keine menschliche Hilfe möglich. Niemand in aller Welt hat die Macht, dich zu befreien. Außerdem erkenne ich in jedem Augenblick, wo ich dein Gesicht durch den vom Herumdrehen des Rades verursachten Schmerz sich verzerren sehe, daß ich schnell diesen Ort verlassen muß, damit dieses Unglück nicht auch mich ergreift. Sagt man ja doch mit Recht: Wie sich aus deines Antlitzes Schatten, oh Affe! schließen läßt, so hat «Dämmerung» dich ergriffen: Wer sich davonmacht, kommt nicht um.“

Da fragte der Mann mit dem Rade „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 11. Erzählung - Der gebissene Affe

In einer gewissen Stadt herrschte ein König namens Bhadrasena („mit glücklichem Heer“). Der hatte eine mit allen Reizen geschmückte Tochter namens Ratnavati („mit Juwelen begabt“), aber diese wünschte ein gewisser Rakshasa zu rauben. In jeder Nacht kam er und genoß sie. Da sie aber von einer Leibwache umgeben war, konnte er sie nicht entführen. Zu der Zeit, wo er sie umarmte, fühlte sie infolge der Nähe des Rakshasa einen Zustand von Zittern, Fieberhitze und ähnlichem. Indem so die Zeit hinging zeigte sich einst dieser Rakshasa der Königstochter, in einem Winkel des Hauses stehend. Da sagte diese zu ihrer Freundin: „Freundin! Sieh! Dieser Rakshasa kommt immer in der Zeit der «Dämmerung» und quält mich. Gibt es irgendein Mittel, diesen Bösewicht abzuhalten?“ Als der Rakshasa dies hörte, dachte er: „Wie ich, so kommt sicherlich immer auch ein anderer namens «Dämmerung», um sie zu rauben. Aber auch er kann sie nicht entführen. Drum will ich doch einmal in ein Pferd fahren und in ihrer Nähe beobachten, wie er aussieht und wie mächtig er ist!“ Nachdem er dies getan, kam aber mitten in der Nacht in das Haus des Königs ein Pferdedieb, und nachdem dieser alle Pferde betrachtet hatte und das Rakshasa-Pferd am schönsten fand, legte er ihm einen Zaum in den Mund und bestieg es. Mittlerweile dachte der Rakshasa: „Sicherlich ist dies der Mann mit Namen «Dämmerung». Er erkennt mich als einen Bösewicht und ist voll Zorn gekommen, um mich umzubringen. Was soll ich nun tun?“ Indem er so dachte, versetzte ihm der Pferdedieb einen Hieb mit der Peitsche. Darauf fing er an, mit vor Furcht zitterndem Herzen, vorwärts zu laufen. Als er weit gelaufen war, versuchte der Dieb, ihn durch Anziehen des Zügels zum Stehen zu bringen. Denn wenn es ein Pferd ist, so folgt es dem Zügel. Dieser aber lief nur immer schneller. Als nun der Dieb sah, daß er auf das Anziehen der Zügel gar keine Rücksicht nahm, so dachte er: „Ah! So sind keine Pferde! Das muß sicher ein Rakshasa in Pferdegestalt sein! Drum werde ich, sobald ich irgendeinen weichen Erdboden sehe, herunterspringen. Anders bleibe ich nicht am Leben.“ Indem der Pferdedieb so dachte und sich seiner Schutzgottheit empfahl, lief der pferdegestaltige Rakshasa unter einen Feigenbaum. Der Dieb aber faßte einen Zweig

des Feigenbaums und schwang sich darauf. Darauf faßten nun alle beide, nachdem sie voneinander losgekommen waren, Hoffnung, ihr Leben zu erhalten und fühlten die Fülle höchster Seligkeit.

Auf diesem Feigenbaum aber saß ein Affe, der ein Freund des Rakshasa war. Als er den Rakshasa weglaufen sah, rief er ihm hinterher: „He! Warum läufst du so aus törichter Furcht? Es ist ein Mensch, deine Nahrung! Friß ihn doch auf!“ Als er diese Rede desselben hörte, nahm er seine eigene Gestalt an und kehrte mit Angst im Herzen schwankenden Schritts um. Der Dieb nun, da er den vom Affen Herbeigerufenen erkannte, nahm aus Wut den weit herabhängenden Schwanz des Affen in den Mund und fing an, ihn aufs heftigste zu beißen. Der Affe aber hielt ihn nun für noch stärker als den Rakshasa und gab aus Furcht keinen Laut von sich. Er schloß nur vor Schmerz die Augen und biß die Zähne aufeinander. Der Rakshasa, als er ihn in diesem Zustand erblickte, rezitierte dann jene Strophe:

Wie sich aus deines Antlitzes Schatten, oh Affe! schließen läßt, so hat «Dämmerung» dich ergriffen: Wer sich davonmacht, kommt nicht um.“

Darauf sprach der Goldzauberer erneut: „Entlasse mich! Ich will nach meinem Hause gehen! Du aber ertrage hier stehend die Frucht des Baums deines unklugen Benehmens!“ Der Mann mit dem Rade aber sagte: „Ach! Vernunft oder Unvernunft istbarer Unsinn! Denn Glück und Unglück fällt den Menschen nach dem Willen des Schicksals zu. Man sagt auch: Ravana's Burg war der dreizackige Berg (Trikuta) und dessen Graben das große Meer, sein Heer bestand aus Dämonen, seine Schätze gab der Gott des Reichtums und sein Wissen lehrte ihm Usanas (der Lehrer der Dämonen), aber auch Ravana fiel durch die Macht des Schicksals. Und so erzählt man auch: Ein Blinder, ein Buckliger und ein dreibrüstiges Königskind werden gegen alle Vernunft durch des Schicksals Gunst geheilt.“

Da fragte der Goldzauberer „Wie war das?“, und der Mann mit dem Rad erzählte:

## 12. Erzählung - Wunderheilung des Blinden, des Buckeligen und der dreibrüstigen Prinzessin

Im Nordland ist eine Stadt, Madhupura („Nektar-Stadt“) mit Namen. Darin regierte ein König namens Madhusena („mit dem Nektar-Heer“). Dem wurde einst eine Tochter mit drei Brüsten geboren. Als der König hörte, daß sie mit drei Brüsten geboren war, rief er einen Diener des Harems zu sich und sagte ihm: „He! Laß das Mädchen im Wald aussetzen, damit das niemand erfährt!“ Nachdem er dies gehört hatte, sprach der Diener: „Großer König! Es ist zwar bekannt, daß ein dreibrüstiges Mädchen Unglück bringt. Dennoch rufe Brahmanen und befrage sie, damit du nichts begehst, was dir in beiden Welten Schaden bringen möchte. Denn man sagt auch: Wer immer fragt und hört und unaufhörlich überlegt, dessen Reinheit wächst, gleich einem Lotusfeld durch die Strahlen des Taggestirns. Und so: Ein kluger Mann soll stets fragen. Denn ein Brahmane ward, obgleich von einem Dämon ergriffen, durch eine Frage einstmals frei.“

Da fragte der König „Wie war das?“, und der Diener erzählte:

## 13. Erzählung - Der Brahmane, der durch eine Frage sein Leben rettet

In irgendeinem Walde hauste ein Rakshasa namens Chandakarman („mit wilden Taten“). Als dieser einst umherschweifte, stieß er auf einen Brahmanen. Da sprang er

auf dessen Schulter und rief: „He! Geh vorwärts!“ Der Brahmane aber, das Herz von Furcht erschreckt, machte sich mit ihm auf den Weg. Als er nun dessen Füße sah, die so weich waren wie das Innere einer Lotusblume, so fragte er ihn: „He! Wieso hast du so weiche Füße?“ Der Rakshasa antwortete: „Ich bewege meine Füße nie und berühre nie und nimmer mit ihnen die Erde. Das ist ein Gelübde, das ich geschworen habe.“ Nachdem dies der Brahmane gehört, kam er, sinnend auf ein Mittel sich zu befreien, an einen großen Teich. Da sagte der Rakshasa: „Bis ich mich gebadet, die Götter angebetet und wieder aus dem Teich komme, darfst du dich nicht von dieser Stelle irgendwohin entfernen!“ Nachdem so geschehen war, dachte der Brahmane: „Sicher wird er mich auffressen, sobald er zu den Göttern gebetet hat. Drum will ich mich so rasch als möglich auf- und davonmachen! Denn, da er seine Füße nicht bewegt, so kann er mich nicht verfolgen.“ Nachdem nun so geschehen war, verfolgte ihn der Rakshasa nicht, aus Furcht, sein Gelübde zu brechen. - Daher sage ich: Ein kluger Mann soll stets fragen. Denn ein Brahmane ward, obgleich von einem Dämon ergriffen, durch eine Frage einstmals frei.“

#### Fortsetzung der 12. Erzählung

Als er dessen Rede gehört hatte, ließ der König Brahmanen rufen und sprach: „Oh Brahmanen! Mir ist eine Tochter mit drei Brüsten geboren. Gibt es dagegen eine Hilfe oder nicht?“ Diese sagten: „Majestät! Höre! Ein Mädchen, dem ein Glied fehlt oder das eins zu viel besitzt, das bringt seinem Mann Unheil und wird auch an Charakter schlecht. Doch ein Mädchen mit drei Brüsten, das ihrem Vater zu Gesicht kommt, bringt diesem - daran ist kein Zweifel - schleunigen Untergang. Darum vermeide Majestät, sie zu sehen! Wenn jemand sie zur Frau begehrt, so gib sie ihm und befiehl ihm, das Land zu verlassen. Wenn man so verfährt, so geschieht nichts, was in beiden Welten Schaden bringen könnte.“

Nachdem der König ihre Rede gehört hatte, ließ er allenthalben unter Trommelschlag ausrufen: „Holla! Wer eine Königstochter mit drei Brüsten heiraten will, dem wird der König hunderttausend Goldstücke geben. Dann muß er aber das Land verlassen!“ Nachdem dies ausgerufen war, verstrich eine lange Zeit, ohne daß irgend jemand sie heiraten wollte. Sie aber befand sich an einem verborgenen Ort und erreichte die Reife der Jugend. Nun war aber in dieser Stadt ein Blinder. Dieser hatte einen Buckligen namens Manthara („Krüppel“), welcher ihn an einem vorgestreckten Stock führte. Als diese beiden nun den Schall der Trommel hörten, berieten sie miteinander: „Laß uns die Trommel berühren! Wenn wir durch den Willen des Schicksals das Mädchen und das Gold erhalten, so wird uns durch das empfangene Gold die Zeit in Freuden hinfließen. Trifft uns aber durch das Mädchen der Tod, so macht das der Plage ein Ende, welche uns die Armut bringt. Denn man sagt auch: Bescheidenheit, Liebe, Lieblichkeit der Rede, Geistesgaben, der Jugend Reiz, Verein mit der Geliebten, Vollkommenheit des Opfers, Freiheit von Schmerz, Vergnügen, Tugend, Wissenschaft, der Verstand des Götterlehrers (Vrihaspati), Redlichkeit und kluges Benehmen: alles wird den Menschen zuteil, wenn der Topf voll ist, den man Magen nennt.“

Nachdem sie sich so beraten hatten, ging der Blinde, berührte die Trommel und sagte: „Ich will das Mädchen heiraten, wenn der König es mir gibt.“ Darauf gingen des Königs Diener und taten es dem Könige kund: „Majestät! Irgendein Blinder hat die Trommel berührt. Majestät haben in dieser Angelegenheit zu befehlen!“ Der

König sprach: „Hm! Ein Blinder, Tauber selbst Krätziger oder aus tiefster Kaste gar nehme das Mädchen samt Gold hin und entferne sich aus dem Land!“

Nun wurde er unmittelbar nach des Königs Befehl von den Dienern desselben zum Ufer des Flusses geführt, empfing die hunderttausend Goldstücke und dann wurde das dreibrüstige Mädchen mit dem Blinden verheiratet. Darauf ward er auf ein Boot gesetzt und den Schiffern der Befehl gegeben: „Hört! Bringt diesen Blinden samt dem Buckligen und der Frau an irgendeinen Ort in der Fremde und laßt sie da frei!“ Nachdem so geschehen, kamen sie in die Fremde, erwarben sich an irgendeinem Orte für Geld ein Haus und brachten daselbst alle drei vergnügt ihre Zeit hin. Der Blinde tat nichts weiter, als daß er immer im Bett schlief, und die Hausangelegenheiten besorgte der Bucklige.

Indem die Zeit so verlief, faßte die Dreibrüstige Begierde nach dem Buckligen und sagte: „Oh du Schöner! Wenn dieser Blinde auf irgendwelche Weise aus der Welt geschafft wird, dann werden wir beide ein vergnügtes Leben führen. Drum suche irgendwo Gift, damit ich ihm das gebe und nach seinem Tode vergnügt werde!“ Nun fand der Bucklige eines Tages auf seinen Wanderungen irgendwo eine tote schwarze Schlange. Diese nahm er, ging hochvergnügten Herzens nach Hause und sagte zu jener: „Oh Schöne! Ich habe hier eine schwarze Schlange gefunden. Diese schneide nun in Stücke, mache sie mit vielem trockenem Ingwer und anderem zurecht und gib sie diesem Gesichtlosen, indem du sagst, es wäre Fischfleisch, damit er rasch umkommt. Denn Fleisch von Fischen hat er immer gern.“

Nachdem Manthara so gesprochen hatte, machte er sich wieder auf den Weg zum Markt. Sie aber, nachdem sie ein Feuer angezündet, die schwarze Schlange in Stücke geschnitten, in einen Topf mit Buttermilch gelegt und auf den Herd gesetzt hatte, sagte, da sie selbst mit häuslichen Arbeiten zu tun hatte, liebevoll zu dem Blinden: „Sohn eines Hochwürdigen! Ich habe heute Fische geholt, die du so gerne hast, und bin im Begriff, sie zu kochen. Während ich nun eine andere häusliche Arbeit verrichte, nimm du den Löffel und rühre sie um!“ Er aber, als er dies hörte, leckte sich mit überaus vergnügtem Herzen beide Mundwinkel, stand eilig auf, nahm den Löffel und fing an, sie umzurühren. Indem er aber so rührte, fiel durch den giftgeschwängerten Dunst das schwarze Häutchen allmählich von seinen Augen ab. Da er diesen Dunst nun sehr zuträglich fand, ließ er ihn mit großer Sorgfalt in die Augen ziehen. Wie nun sein Gesicht klar ward und er hinsieht, so sind in der Butter nichts als Stücke einer schwarzen Schlange. Darauf dachte er: „Aha! Was ist das? Zu mir sagt sie, das wäre Fischfleisch, und nun sind es Stücke einer schwarzen Schlange. Da muß ich doch genauer erforschen, ob das das Werk der Dreibrüstigen ist oder ob dieser Anschlag auf mein Leben von Manthara ausgeht, oder auch von irgendeinem andern.“

Nachdem er so überlegt hatte, verbarg er seinen Zustand und betrieb sein Geschäft wie vorher, als ob er noch blind wäre. Mittlerweile kam Manthara zurück und fing an, ohne alle Furcht die Dreibrüstige mit Umarmung, Küssen und so weiter zu bedienen. Der Blinde aber, der dies alles sah, da er kein Messer erblickte, tritt vor Zorn blind wie früher zu ihnen hin, hebt den Manthara an den Beinen in die Höhe, schleudert ihn, da er ein Mann von großer Körperkraft war, über seinen Kopf im Kreis herum und wirft ihn der Dreibrüstigen ans Herz. Da wurde nun durch den Stoß vom Körper des Buckligen ihre dritte Brust in den Körper zurückgedrückt, und der Bucklige wurde dadurch, daß sein Höcker an die Brust von jener stieß, gerade. -

Daher sage ich: Ein Blinder, ein Buckliger und ein dreibrüstiges Königskind werden gegen alle Vernunft durch des Schicksals Gunst geheilt.“

Der Goldzauberer sagte: „Ach! Was du sagst, ist wahr. Wenn das Schicksal günstig ist, geht es allerorten glücklich. Aber trotzdem soll der Mensch den Rat der Guten befolgen. Wer sich gerade umgekehrt benimmt, der geht zugrunde, wie du. Es heißt auch so: Gleichwie der Bharunda Vogel mit zwei Köpfen und einem Bauch einer gegen den andern fraß, so geht auch der Uneinige zugrunde.“

Da fragte der Mann mit dem Rad „Wie war das?“, und jener erzählte:

#### 14. Erzählung - Der Vogel mit zwei unverträglichen Köpfen

An einem Ort in der Nähe des Meeres wohnte ein Vogel mit Namen Bharunda, welcher einen Bauch und zwei Köpfe hatte. Als dieser einst am Meeresufer umher-schweifte, fand er eine ambrosiagleiche Frucht, welche die Wellen ans Ufer gespült hatte. Er aß sie und sagte: „Ah! Ich habe schon viele ambrosiagleiche Früchte gegessen, die die Wogen des Meeres herbeigeführt hatten. Aber der Geschmack von dieser ist mir ganz neu. Sollte sie auf dem paradiesischen Goldsandelbaum gewachsen sein? Oder sollte sie irgendeine andre Ambrosiafrucht sein, welche durch irgendein Geschick herabgefallen ist? Ich fühle eine große Seligkeit der Zunge!“ Indem er so sprach, sagte der zweite Kopf: „Wenn dem so ist, so gib mir auch ein bißchen, damit auch ich diese Seligkeit der Zunge genieße!“ Darauf lachte der erste Kopf und sagte: „Wir haben beide ja nur einen Bauch, somit also dasselbe Vergnügen. Wozu also ein doppeltes Essen? Lieber soll sich an diesem Überrest unsere Liebste erfreuen!“ Nachdem er so gesprochen hatte, gab er das vom Essen übriggebliebene dem Bharunda-Weibchen. Diese aber, nachdem sie es gekostet hatte, war aufs höchste erfreut, ganz weg in Umarmungen, Küssen, Lieben und Kosen.



Der zweite Kopf aber war von diesem Tage an voll Kummer und Betrübniß. Eines Tages nun fand dieser zweite Kopf eine giftige Frucht. Als er sie erblickte, sagte er: „Ha! Du grausames, schlechtes Geschöpf! Ich habe zufällig eine giftige Frucht gefunden. Die werde ich deiner Mißachtung wegen essen.“ Der erste Kopf entgegnete: „Du Tor! Tue das um Gottes willen nicht! Wenn du es tust, werden wir alle beide umkommen. Drum verzeihe mir meine Schuld! Ich werde dir niemals wieder etwas zuleide tun.“ Obgleich er aber so sprach, aß jener trotzdem die giftige Frucht. Um es kurz zu machen: Beide kamen um. - Daher sage ich: Gleichwie der Bharunda Vogel mit zwei Köpfen und einem Bauch einer gegen den andern fraß, so geht auch der Uneinige zugrunde.“

Der Mann mit dem Rad auf dem Kopf sagte: „Ach! Das ist in der Tat so! Du hast die Wahrheit gesagt. Drum geh nach Hause! Aber du darfst nicht allein gehen. Denn man sagt auch: Man soll nichts Gutes allein essen, nicht wachen unter Schlafenden, keine Reise allein machen und nicht allein sich Ratgeber sein. Und auch: Selbst ein geringer Mitwanderer verschafft Segen auf dem Weg: Vor der Schlange beschützte einst ein Krebs den Wanderer als Begleiter.“

Da fragte der Goldzauberer „Wie war das?“, und jener erzählte:

## 15. Erzählung - Der rettende Krebs

An einem gewissen Ort wohnte einst ein Brahmane mit Namen Brahmadata („von Brahma gegeben“). Dieser machte sich eines Geschäfts wegen auf den Weg nach einem andern Dorf. Doch seine Mutter sagte zu ihm: „Kind? Warum gehst du allein? Suche doch irgendeinen zweiten, der dir Gesellschaft auf dem Wege leistet.“ Jener aber entgegnete: „Mutter! Fürchte dich nicht! Dieser Weg hat keine Gefahr! Drum will ich ihn, um der Verehrungswürdigen Geschäft zu besorgen, heute selbst allein gehen.“ Als sie ihn darauf entschlossen sah, nahm die Mutter aus einer Höhlung eines in der Nähe befindlichen Brunnens einen Krebs und sprach zu ihrem Sohne: „Kind! Wenn du denn unweigerlich gehen mußt, dann möge dieser Krebs dein Reisegefährte sein. Drum nimm ihn sorglich und gehe!“ Er aber ergriff ihn aus Ehrfurcht vor seiner Mutter mit beiden Händen, wickelte ihn in eine aus Kampferblättern gemachten Hülle, legte ihn mitten in sein Gepäck und machte sich schnell auf den Weg. Indem er nun wanderte, wurde er von der Sonnenhitze gequält, ging deshalb zu einem Baum am Weg und schlief sorglos unter demselben ein. Währenddessen kam eine schwarze Schlange aus einer Höhle dieses Baums und ging auf ihn los. Da wurden aber die Sinne der schwarzen Schlange von dem Geruch des Kampfers angelockt, sie ließ den Mann unberührt, riß den Gepäckbeutel auf und fraß mit großer Begierde die Kampferblätter. Der Krebs aber, welchen sie ebenfalls verschlang, geriet ihr in die Kehle und nahm der Schlange das Leben. Der Brahmane nun, als er sich ausgeschlafen hatte, und sich umsieht, so liegt da in seiner Nähe eine tote schwarze Schlange, der Gepäckbeutel zerrissen, die Kampferblätter aufgeessen und in der Nähe der Schlange der Krebs. Als er dies sah, dachte er: „Ach! Meine Mutter hat mit Recht gesagt, daß man irgendeinen zweiten als Reisegefährten nehmen, nicht aber eine Reise allein machen soll. Weil ich mit gläubigem Sinn ihre Rede befolgt habe, darum wurde ich sogar von einem Krebs vor dem Tod durch diese Schlange geschützt. Sagt man ja doch mit Recht: Abgezehrt schwindet der Mond bei der Fülle der Sonne, doch den Ozean als Herrn aller Flüsse läßt er anwachsen: Manche sind Genossen im Unglück, andere genießen der Glücklichen Heil. Wie einer im Rat, bei Wallfahrten, Priestern, Gott, Wahrsagern, Heilern oder Lehrern sich aufführt, so wenden sich seine Wege.“ Nachdem er so gesagt hatte, ging er, wohin er zu gehen beabsichtigte. - Daher sage ich: Selbst ein geringer Mitwanderer verschafft Segen auf dem Weg: Vor der Schlange beschützte einst ein Krebs den Wanderer als Begleiter.“

### Schluß der 3. Erzählung

Nachdem er dies gehört, bat der Goldzauberer, ihn zu entlassen, und kehrte nach seinem Haus zurück.

So schließt das fünfte Buch des vom heiligen Vishnusharman verfaßte Panchatantra, genannt: „Handeln ohne sorgfältige Prüfung“, dessen erste Strophe lautet:

Was nicht genau gesehen oder gehört, erkundet und geprüft wird, das vollziehe ein Mensch niemals, sonst geht es ihm wie dem Barbier.

### Schlußstrophe

Der heilige Vishnusharman hat dieses Werk über die Art, wie sich ein König zu benehmen hat, versehen mit Erzählungen und verbunden mit Sprüchen guter Dichter verfertigt, durch welche hier die Weisen reden, die anderen Hilfe erweisen und den Himmel verehren. Möge es Glück bringen! OM